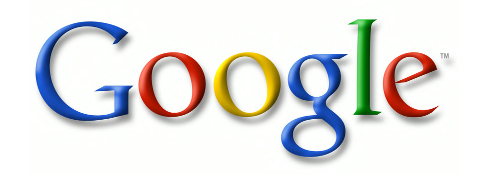
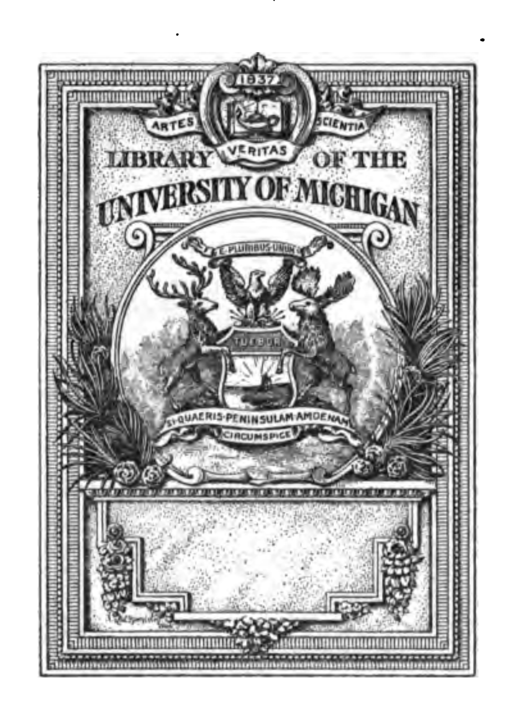
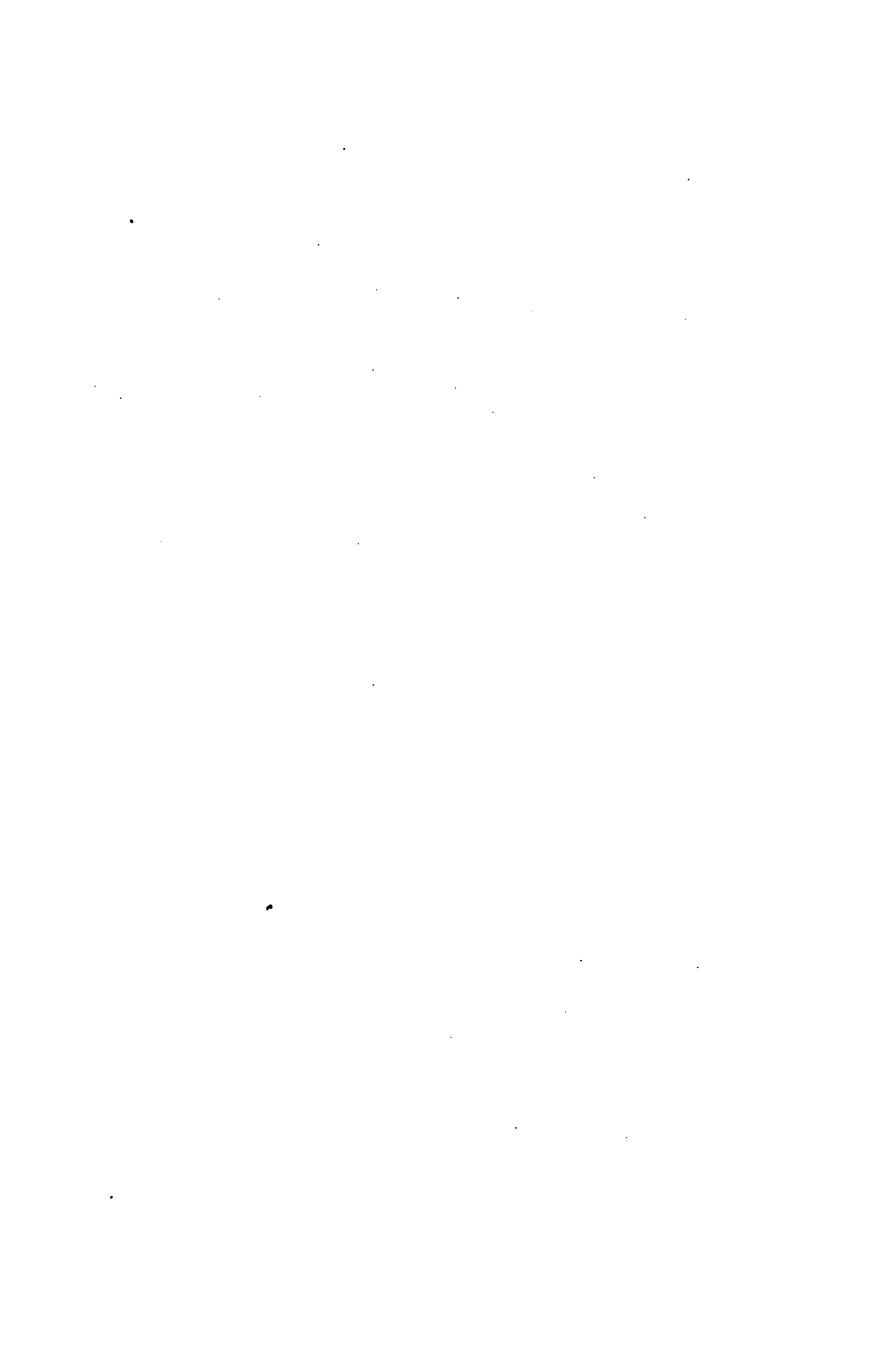





1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN





Schiller als Historiker

von

Dr. Johannes Janssen,

Professor der Geschichte zu Frankfurt a. M.

Freiburg im Breisgau.

Herder'sche Verlagshandlung.

1863.

„Die Geschichte ist nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden."

Schiller an Caroline von Beulwitz am 10. Dez. 1788.

„Es wäre doch sehr unbillig, wenn wir außer Acht lassen wollten, daß Schiller sich nur eine kurze Zeit seines Lebens, gleichsam im Vorübergehen, und eigentlich, um sich selbst zu bilden, und die ihm mangelnde unmittelbare Erfahrung durch eine mittelbare zu ersetzen, mit der Geschichte beschäftigte."

Hoffmeister. Schiller's Leben 2, 200.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

*

III. Schiller's kleinere historische Abhandlungen 1789—1797.

Nothwendigkeit der Erörterung der religiösen Ansichten Schiller's und Rückblicke auf seine religiöse Erziehung 126—130. Seine bodenlose Atomistik in der Geschichte des Abfalls der Niederlande 131. „Teleologisches Princip“ in der Jenaer Antrittsrede 132. Schiller's Abhandlungen und Aussprüche über das Mittelalter in Vergleich mit Johannes v. Müller und Leibniz. Bemerkungen über Schiller's Geschichtsconstructionen; er ist den Dichtern, nicht aber den Historikern zu empfehlen 133—138. Schiller's Abhandlungen über die erste Menschengesellschaft und über die Sendung Moses; weßhalb diese besonders zu berücksichtigen? 139—144. Biographisches; der Coadjutor Dalberg; Schiller's Aeußerung über die Franzosen 144—145. Wirkungen der französischen Revolution auf Schiller's Geschichtsanschauungen. Seine Geschichte der französischen Unruhen vor Heinrich IV. 145—150. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls Vieilleville 151. Er beurtheilt das Mittelalter unbefangener als früher 152—154. Sein politisches Glaubensbekenntniß in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen 155—156. Ob er als Historiker eine christliche Weltanschauung vertreten, und was man von seiner „Conversion“ zu halten habe? 156—159.

Belegstellen 161—172.



Als vor einigen Jahren die Wiener Akademie der Wissenschaften zur Säcularfeier von Schiller's Geburtstag eine Preisaufgabe ausschrieb, in der sie unter Anderm eine kritische Würdigung der Geschichtswerke des Dichters verlangte, erklärten sich mehrere Stimmen in der Presse gegen die Zweckmäßigkeit einer solchen Aufgabe, da deren Lösung unmöglich zu Gunsten des großen Mannes, dessen Andenken man feiern wollte, ausfallen könnte. Schiller's historische Arbeiten, betonte man, seien bloß als Zeugnisse wichtig, wie ernst es der Dichter mit den Vorarbeiten für seine Poesie genommen, und Historiker von Fach, wie Niebuhr und Gervinus, hätten sich längst über deren Richtigkeit schonungslos ausgesprochen. Andere Stimmen dagegen freuten sich über die Wiener Preisaufgabe, weil bei eingehender Prüfung die Größe des Dichters auch auf dem Gebiete der Geschichtschreibung sich herausstellen würde, in jedem Falle aber der Dichter diese Prüfung verdiene, da er noch immer für die von ihm behandelten Perioden zu den einflußreichsten Historikern der Gegenwart gehöre. Und in letzterer Beziehung hatten diese Stimmen vollkommen Recht. Die Anschauungen, welche Schiller in seinen beiden größeren Werken über den Abfall der Niederlande und den dreißigjährigen Krieg niedergelegt, üben fortwährend nicht bloß auf die Jugend einen Einfluß aus, wie ihn keine anderen historischen Werke für sich in Anspruch nehmen können, sondern haben sich auch, trotz der Fortschritte der neuern Geschichtschreibung, dem gebildeten Publikum, welches aus ihnen seine meisten Kenntnisse der betreffenden Perioden zu schöpfen pflegt, fast allgemein eingeprägt. Darum ist eine unbefangene kritische Würdigung des Verhältnisses dieser Anschauungen zu den geschichtlichen Thatsachen, soweit diese in Schiller's Zeit erkannt werden konnten und soweit sie sich erst aus

den Resultaten der neueren Forschungen herausstellen, gewiß eine berechtigte und empfehlenswerthe Aufgabe, und die Wiener Akademie hat zur Lösung derselben den Anstoß gegeben. Das von ihr gekrönte Werk von Karl Tomaschek [1] ist im zweiten Buch im Gegensatz zu den frühern, bloß allgemeinen Urtheilen, die man lobend oder tadelnd über Schiller's historische Schriften fällte, in eine detaillirtere Prüfung dessen eingegangen, „was darin überhaupt als falsch oder irrthümlich, und was etwa als richtig und feststehend gelten möge," und wenn man auch mit sehr vielen Ergebnissen dieser Prüfung nicht übereinstimmt, so kann man doch aus der Methode, wie sie angestellt worden, Manches lernen, und muß dem Verfasser für einzelne treffende und feine Bemerkungen dankbar sein.

Auch in den neuern Schriften über Schiller von Julian Schmidt [2], A. Kuhn [3] und Carl Twesten [4] sind die historiographischen Leistungen des Dichters mehr oder weniger eingehend besprochen worden, und alle diese Arbeiten bekunden das bei uns immer reger gewordene Interesse an den Geistesfrüchten eines Mannes, der in seinen dichterischen Meisterwerken mehr wie irgend ein Anderer die tiefsten Charakterzüge des deutschen Volkes ausgeprägt und ausgebildet hat, und deßhalb unserm Volke für alle Zeiten theuer sein wird.

Vorliegende Arbeit, mit der ich mich längere Zeit mit Liebe beschäftigte, ist die erste besondere und ausführliche Schrift, welche über Schiller als Historiker erscheint. Weil die Person Schiller's sich von seinen Werken so wenig trennen läßt, daß man über diese nur dann ein unbefangenes Urtheil gewinnen kann, wenn man ersterer näher zu treten sucht, so habe ich zunächst erörtert, wodurch der Dichter zum Historiker geworden ist, unter welchen Verhältnissen seines innern und äußern Lebens seine Geschichtswerke entstanden sind, und wie der Dichter selbst über seine Leistungen urtheilt. Nur durch Beantwortung dieser Fragen erhalten wir den rechten Maßstab, den wir an seine Geschichtswerke anlegen dürfen, und wir finden diese Beantwortung in Schiller's eigenen zahlreichen Briefen, insbesondere in seinen Briefen an Körner [5], in denen er sich mit redlichster Selbsterkenntniß und einem solch' hingebenden Vertrauen ausspricht, daß wir ihn in der Werkstätte seines Geistes zur Zeit seiner historischen Schriftstellerei belauschen und die

Personen und Verhältnisse kennen lernen können, die seine damalige Thätigkeit beeinflußten.

Auch war ich der Ansicht, daß der Werth, den Schiller's vielgelesene historische Schriften auch in unserer Zeit noch etwa beanspruchen könnten, nur dann sich feststellen lasse, wenn man bei ihrer Beurtheilung auch die neueren Forschungen, welche uns jetzt über die von ihm behandelten Geschichtsperioden vorliegen, berücksichtige, ohne natürlich dabei auf Rechnung Schiller's schreiben zu wollen, was er sich in seiner Zeit, in der diese Forschungen noch nicht gemacht worden, an Quellenmaterial nicht aneignen konnte. Und in dieser Beziehung habe ich besonders auf die Geschichte des Abfalls der Niederlande Rücksicht genommen und auf Grund der zahlreichen neueren Documente in raschem Ueberblick die Genesis der niederländischen Revolution zu entwickeln versucht. Bei Besprechung seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges hob ich diejenigen Momente hervor, die mir zu einer unbefangenen Beurtheilung jener langen Wirrsale am wesentlichsten schienen. Und wie ich hierbei nationale Fragen berühren mußte, die auch in der Gegenwart noch die Gemüther bewegen, so konnte ich bei Prüfung der kleineren historischen Abhandlungen Schiller's nicht umhin, mit wenigen Worten seine religiösen Ansichten zu besprechen, über die noch neuerdings wieder so verschiedene Urtheile laut geworden sind. Freuen würde es mich, wenn ich durch meine Schrift zur richtigen Würdigung Schiller's und seiner Geschichtswerke, die man übermäßig gelobt, oder in Bausch und Bogen ungebührlich getadelt hat, einen Beitrag geliefert hätte.

I. Beginn der historischen Arbeiten Schillers und Geschichte des Abfalls der Niederlande 1786—1788.

Schiller hatte schon auf der Karlsschule durch die Lectüre des Plutarch eine Vorliebe für historische Studien gewonnen, und übergab als 19jähriger Jüngling im Jahre 1778 der Gräfin Franciska von Hohenheim eine nach seinen Collegienheften bearbeitete und erst vor Kurzem bekannt gewordene „Geschichte von Würtemberg bis zum Jahre 1740“ [1], die im Vergleich mit der geistlosen und abstrusen Darstellungsart der meisten damaligen Geschichtsbücher in formeller Beziehung alle Beachtung verdient, und uns durch ihre ruhige Unparteilichkeit einen guten Begriff gibt von dem Geiste, in dem die Geschichtsstudien auf der Karlsschule betrieben wurden. Als dann später seine Dramen „Fiesco“ und „Don Carlos“ historische Vorarbeiten erforderten, vertiefte sich Schiller in die Lectüre seiner Bücher mit solchem Eifer, daß Reinwald einen poetischen Mahnruf an den Freund erließ, damit dieser nicht seinem Berufe als dramatischer Dichter ungetreu werde und die Bahn verlasse, „die er zur Ewigkeit begonnen“ [2]. Der Dichter fühlte, daß das Studium der Geschichte nicht bloß für seine Poesie, sondern für die Bereicherung seines Wissens, die Erweiterung seines Ideenkreises und überhaupt für seine ganze geistige Ausbildung nothwendig sei, und bedauerte deßhalb im J. 1786, daß er „nicht zehn Jahre hinter einander Geschichte studirt“ habe, weil er dann „ein ganz anderer Kerl“ geworden sein würde [3].

Von vornherein aber trat er, wie es sein dichterischer Genius und seine Jugendentwicklung erklärlich macht, nicht mit wissenschaftlichem, sondern mit poetischem Sinn an die Geschichte heran, und hegte für sie nur ein psychologisches und moralisches Interesse. Darum konnten ihn bei seinen Studien nicht die deutschen Historiker anziehen, die, abgesehen von Wenigen, meistens mit bloßer Gelehr-

samkeit von hohen academischen Zinnen herab vorwiegend nur für die Zunft, auch wol lediglich für die praktische Ausbildung der Juristen und Theologen geschrieben, oder zum Frommen der Nachwelt reiche, aber trockene Materialien gesammelt hatten. Sein lebhafter Geist verlangte andere Nahrung und verfiel auf das Studium französischer Geschichtschreiber, die in künstlerischer Beziehung allerdings die deutschen weit überragten und vielseitigere Gesichtspunkte geltend machten, aber am wenigsten geeignet waren, den Dichter in das wahre Wesen der Geschichte einzuführen und zu einem richtigen Begriff historischer Forschung zu bringen. Sie gehörten zu den „poetischen Geschichtschreibern", über welche sich Lessing's historischer Sinn entrüstete, da sie sich „kein Gewissen daraus machten, ihre Vermuthungen für Wahrheit zu verkaufen und die Lücken der Zeugnisse aus ihrer Erfindung zu ergänzen" [4]. Mit sophistischer Dialectik oder im Geiste der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts hatten diese Geschichtsdichter, unter denen in Schiller's Studien St. Real und Mercier [5] die erste Stelle einnahmen, alle Personen und Ereignisse der Vergangenheit mit subjectiver Willkür gemodelt und umgeformt, und ohne heilige Scheu vor den überlieferten Dingen die Geschichte nicht als eine ernste **magistra vitae**, sondern nur als einen großen Tummelplatz betrachtet, um darin die Künste ihres Geistes und Witzes zu üben. Die Beschäftigung mit ihnen konnte auf Schiller nur schädlich wirken, und Viele werden diese schädliche Einwirkung schon da wahrnehmen wollen, wo dieser nicht als Historiker, sondern bloß in der Eigenschaft als Künstler über historische Dinge spricht, z. B. in einem Vorbericht zum „Fiesco", worin er die Freiheiten, die er sich in der Behandlung geschichtlicher Stoffe erlaubt habe, dadurch rechtfertigt, daß ihm „eine einzige große Aufwallung, die er durch die gewagte Erdichtung in der Brust seiner Zuhörer bewirke, die strengste historische Genauigkeit aufwiege" [6].

Weil Schiller nach Wilhelm v. Humboldt's Charakteristik alle seine Studien nur für bestimmte Arbeiten betrieb und das bloße, von keinem unmittelbaren Zwecke geleitete Studiren nicht kannte [7], und weil er überdieß von der Schriftstellerei leben mußte, so finden wir ihn bei seinen historischen Beschäftigungen im J. 1786 sofort auch productiv thätig. Der erste Versuch, den er dem deutschen Publikum bot, war eine Uebersetzung von Mercier's „Phi-

lipp II., König von Spanien" [8], worin der „richtende Kiel des Schriftstellers" ein „Ungeheuer brandmarkt", welches „das Schiff der römischen Kirche auf einer See von Menschenblut treiben ließ", und Jeden hinwegschaffte, „der sich zu denken unterstand!" Man wird jetzt, abgesehen von historischen Gründen, schon von lediglich ästhetischem Standpunkte ein Verwerfungsurtheil aussprechen über ein Gemälde, wie es hier Schiller nach Mercier entwarf, aber soviel ist gewiß, daß die Ansichten des Franzosen mit den damaligen eigenen Ansichten des Dichters übereinstimmten, der den spanischen König neben dem Papste Gregor VII. zu den fürchterlichsten Despoten rechnete, die „an das edelste, heiligste Leben gegriffen" und „in wenigen Jahren verwüstet hätten, was hunderttausend thätige Menschen in einem Jahrhundert nicht ersetzen könnten" [9]. Mercier's Darstellungsart, welche die innersten Motive des menschlichen Handelns enthüllen wollte und mit dem prunkenden Anspruch auftrat, sogar auch die Gedanken der Menschen genau errathen zu haben, traf mit Schiller's Anforderungen an den Historiker, wie er sie im J. 1786 aufstellte, zusammen. Das Studium der Geschichte, äußerte damals der Dichter in seinem „Verbrecher aus verlorener Ehre", sei für das bürgerliche Leben noch immer deßhalb so fruchtlos geblieben, weil die Historiker nicht das innere Wesen der handelnden Persönlichkeiten aufgedeckt, und dadurch eine „Lücke" gelassen hätten „zwischen dem historischen Subject und dem Leser, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abschneide." Solle die Geschichte eine Schule der Bildung werden, so müsse, meint er, der Historiker die Leser „mit dem Helden bekannt machen, ehe er handle". „Wir müssen den Helden", sagt er, „seine Handlung nicht bloß vollbringen, sondern auch wollen sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr als an seinen Thaten und noch weit mehr an den Quellen dieser Gedanken, als an den Folgen jener Thaten." Schiller forderte für die Geschichte die dramatische Behandlungsweise, welche den Menschen einzeln heraushebt, ihn zum Herrn seines Glückes und Unglückes macht und die Gründe seiner Handlungen in ihm selbst aufsucht [10], und wir werden später sehen, wie er dieser Anforderung in seinen eigenen Geschichtswerken Genüge zu leisten suchte.

Im J. 1787 bearbeitete Schiller nach St. Real's völlig romanhaften Schilderungen die „Verschwörung des Marquis von

Bedemar gegen die Republik Venedig im J. 1618", und obgleich bereits im J. 1756 der kritische Pierre Grosley [11] die vollständige Unhaltbarkeit der Angaben des geistreichen Sophisten nachgewiesen hatte, so hielt der Dichter doch an dessen Glaubwürdigkeit fest, und erklärte, daß er „die Verschwörung gegen Venedig beinahe wörtlich aus St. Real übersetzt habe, weil der Leser bei jeder andern Behandlung dieses Gegenstandes zu viel verloren haben würde" [12]. Die dramatische Lebendigkeit französischer Geschichtschreibung, die unbekümmert um den objectiven Thatbestand Phantasiegemälde für historische Wahrheit verkaufte, reizte den Dichter so, daß ihn noch zur Zeit, wo er sich mit seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande beschäftigte, Voltaire entzückte. „Der Charles **XII.**", schreibt er im April 1787 an Körner, „entzückt mich. Ich finde ihn mit mehr Geist sogar geschrieben, als das **Siècle de Louis XIV**. Er verbindet das Interesse einer Robinsonade mit dem philosophischen Geiste und der kräftigen Schreibart des letztern. Zugleich hat mir das Ganze einen gewissen Anstrich von Alterthum ... So wünschte ich mir eine Geschichte des Königs (Friedrich's **II.**) von Preußen."

Die erwähnte „Verschwörung des Marquis von Bedemar" wurde zuerst in der von Schiller mit Andern unternommenen Sammlung: „Die Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten" herausgegeben, und für diese Sammlung, von welcher nur der erste Band im J. 1788 bei Crusius in Leipzig erschien, wollte der Dichter auch die niederländische Rebellion des 16. Jahrhunderts bearbeiten [13].

Die Geschichte dieser Rebellion ist das erste Product seiner selbstständigen Schriftstellerei auf historischem Gebiete, und wir wollen nun, bevor wir in deren Charakteristik eingehen, zunächst die äußern Verhältnisse kennen lernen, unter denen diese Schriftstellerei begann, die Anregungen, die der Dichter empfing, die Gemüthsstimmungen, die ihn beeinflußten, und die Zwecke, welche er bei seinen damaligen Arbeiten verfolgte.

Nach einem unruhigen wechselvollen Jugendleben kam Schiller, 28 Jahre alt, im Juli 1787 nach Weimar, dem Ilm-Athen jener Zeit, dem Sammelplatze aller Größen der deutschen Literatur. Er hoffte, daß in der dortigen geistigen Atmosphäre seine

Poesie gedeihen und an dem Herzog Karl August, dem hohen Protector von Göthe, Herder und Wieland, einen Förderer finden würde. Allein er sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Die ganze Umgebung, die er in Weimar vorfand, und der geistige Verkehr, in den er eintrat, konnte seinem poetischen Idealismus keine Nahrung bieten, und seine gedrückte materielle Lage, in der ihm, wie er später an Göthe schrieb, „einmal alles Geld bis auf etwa zwei Groschen ausgegangen war, ohne daß er wußte, woher neues zu bekommen", führte ihn zu allerlei Beschäftigungen, die mit seinen Idealen in Widerspruch standen.

Das vielfache Ungemach, welches den Dichter von Jugend auf betroffen, war zwar niemals im Stande gewesen, die Elasticität seines Geistes und die Energie seines Willens niederzudrücken, aber es hatte sein Gemüth verbittert, und seine Verbitterung und seine Unzufriedenheit mit der Gegenwart wurde in Weimar so groß, daß sie den Grundton fast all' seiner Briefe bildet. Als er dort ankam, war der Herzog abwesend, und die Herzogin-Mutter, deren Geist er äußerst bornirt nennt [14], zog ihn so wenig an, daß er bald ganz entfernt vom Hofe lebte. Herder, auf dessen Bekanntschaft er sich am meisten gefreut hatte, „machte sich", schreibt er am 8. Aug. 1787 an Körner, „aus schriftstellerischen Menschen nichts, aus Dichtern und dramatischen vollends am allerwenigsten", und hatte noch kein einziges von Schiller's Erstlingswerken gelesen. Bei Wieland fand der Dichter freundliche Aufnahme, trat aber dem alternden Manne, den er mit den tausend Widersprüchen seiner Natur in den Briefen trefflichst charakterisirt, niemals näher. Nur Wielands Schwiegersohn Reinhold, Professor der Philosophie im nahen Jena, ein früherer Novize des Jesuitenordens, der seinen Glauben abgeschworen hatte und nunmehr „den Katholicismus so herzlich haßte, wie nur ein Philosoph", übte einen Einfluß auf ihn, indem er ihn zum Studium der Kantischen Philosophie, die später auf seine Geschichtsanschauungen so mächtig einwirkte, veranlaßte. Aber auch mit Reinhold konnte er kein Freundschaftsverhältniß schließen, da er ihn nicht für befähigt hielt, „sich zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder in dem Ideal noch in der Wirklichkeit zu erheben," und er, wie er schreibt, keines Menschen Freund sein könne, „der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden habe!" [15] Der Dichter fühlte sich in Wei-

war innerlich „ganz isolirt“ [16], denn auch der literärische Kreis, den Göthe dort gebildet hatte, interessirte ihn wenig. Wenn er in Göthe selbst damals einen „Egoisten in ungewöhnlichem Grade“ erkennen wollte, dessen ganze Handlungsart ihm auf den „höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt“ schien [17], wenn er ihm abhold war, weil er sich von ihm behindert glaubte [18], so fand er bei dessen Anhängern, die sich durch „eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und eine Resignation in seine fünf Sinne“ hervorthaten, „so viel Gelebtes, so viel Sattes und grämlich Hypochondrisches, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Thor zu sein“ [19]. Seine Briefe sind voll von heftigen und bittern Aeußerungen über die literärischen Größen in Weimar, und wie unberechtigt und verwerflich auch das Verfahren derer ist, die aus denselben einen Schluß ziehen wollen auf des Dichters Neid, Mißgunst und Rachsucht, da diese Laster ihn niemals besudelten, so muß man doch für seine damalige schriftstellerische Thätigkeit diese Aeußerungen berücksichtigen, weil sie seine Gemüthsstimmungen charakterisiren, und Gemüthsstimmungen und Empfindungen die Meinungen und Raisonnements auch des größten Geistes beeinflussen, besonders in den Urtheilen über politische Verhältnisse, wo die Principien in politisch unentwickelten Staaten nur zu oft eine bloße Folge der Gefühle sind.

Schiller, innerlich unbefriedigt und in gedrückter äußerer Lage, griff, um sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, zum Journalismus, setzte die von ihm 1785 gegründete Zeitschrift „Thalia“ fort, arbeitete an der „Allgemeinen Literaturzeitung“ und wurde durch Wieland auch für den „Merkur“ gewonnen. „Das deutsche Publikum“, hatte er schon früher geklagt [20], „zwingt seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Speculationen des Handels zu wählen“, und eine derartige Speculation leitete ihn bei der Abfassung seines im damaligen Modegeschmack gegen erdichtete hierarchische Tendenzen und Intriguen gerichteten „Geistersehers“, den er gleichzeitig mit seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ schrieb. Er selbst urtheilt am 6. März 1788 in einem Briefe an Körner: „Dem verfluchten Geisterseher kann ich bis diese Stunde kein Interesse abgewinnen; welcher Dämon

hat mir ihn eingegeben!" Am 17. März: „Der Geisterseher, den ich eben jetzt fortsetze, wird schlecht — schlecht, ich kann nicht helfen; es gibt wenig Beschäftigungen, bei denen ich mir eines sündlichen Zeitaufwandes so bewußt war, als bei dieser Schmiererei. Aber bezahlt wird es nun einmal, und ich habe wirklich bei der ganzen Sache auf Göschens (des Verlegers) Vortheil gesehen!" Und als die „Thalia" einen Theil des Romans gebracht hatte, meldet der Dichter am 17. Mai: „Die Thalia macht wieder schrecklich viel Aufsehen; sie circulirt durch alle Häuser, und mir werden erstaunlich schöne Sachen darüber gesagt. Soviel ist indessen gewiß, daß ich mir diesen Geschmack des Publikums zu Nutzen machen und soviel Geld davon ziehen werde, als nur immer möglich ist"[21]. Am 12. Juni: „Jetzt danke ich dem guten Zufall, der mir den Geisterseher zuführte. Lache mich aus, soviel du willst: ich arbeite ihn in's Weite und unter dreißig Bogen kommt er nicht weg. Ich wäre ein Narr, wenn ich das Lob der Thoren und Weisen so in den Wind schlüge. Göschen kann ihn mir gut bezahlen."

Zu derselben Zeit, nachdem schon einige Abschnitte seiner niederländischen Rebellion im „Merkur" erschienen waren, trat er mit Körner wegen Gründung einer umfassenden literärisch-historischen Zeitschrift in Verbindung, die bei Göschen in Leipzig herauskommen sollte. „Göschens Vortheil und Wunsch", schreibt er am 12. Juni 1788 an Körner, „ist es, ein gangbares, jeden Monat rentirendes und accurat erscheinendes Journal zu verlegen; der unsrige ist, den meisten Antheil daran zu haben und es gut bezahlt zu bekommen." „Dieses Journal müsse", entwickelt er, „sich durch interessante Namen empfehlen. Mein Name gilt freilich, aber doch nicht gerade bei allen Klassen, um deren Geld es uns zu thun ist, bei denen muß man z. B. einen Garve, Engel, Gotter oder einen Biester und seines Gelichters (ich meine nicht die Menschen selbst, sondern ihre Arten) affichiren. Vielleicht, daß es mir gelingt, Herder, wenn er aus Italien zurück ist, durch große Preise zu locken, vielleicht komme ich mit Göthe in Verbindung; von Gotter dächte ich auch Beiträge zu erhalten. Meine Hauptidee ist, wirklichen Gehalt der Autoren und Sachen wo möglich zur Lockspeise zu machen, diese aber in Modenstoff arbeiten zu lassen." Er macht auch deßfallsige Vorschläge. „Cagliostros und Starks, Flamels Geisterseher, geheime Chroniken, Reiseberichte,

allenfalls pikante Erzählungen, flüchtige Wanderungen durch die jetzige politische und in die alte Geschichtswelt — das sind Objecte für Journale. Vor allen Dingen müßten wir es uns zum Gesetz machen, unsern Stoff entweder aus dem Moment, d. h. aus dem Neuesten zu wählen, was bei der Leserwelt eben in Umlauf ist, oder aus den entlegensten Feldern, wo wir durch das Bizarre und Fremde Eingang finden würden. Interessante, leicht und elegant behandelte Situationen, Charaktere u. s. w. aus der Geschichte, erdichtete moralische Erzählungen, Sittengemälde, dramatische Vorstellungen, allenfalls populäre und dabei gefällige Ausführungen philosophischer, vorzüglich moralischer Materien, Kunstkritiken, satyrische Schilderungen, Meißner'sche Dialoge u. dgl. müßten unser Debüt sein."

Bei journalistischen Arbeiten und Bestrebungen dieser Art wird man es als ein Glück für den Dichter erachten, daß er in der Geschichte ein besseres Feld fand, um seine materielle Existenz zu sichern und sich geistig fortzubilden, zugleich aber erkennen, daß er seiner historischen Schriftstellerei keine volle freie Zeit widmen konnte und die für historische Studien nothwendige Unbefangenheit, Ruhe und Sammlung des Geistes nicht besaß.

Die erste Aeußerung über seine Geschichte des Abfalls der Niederlande findet sich in einem Briefe an Körner vom 18. Aug. 1787, worin er dem Freunde mittheilt, daß er es über sich genommen, die niederländische Rebellion zu schreiben; er arbeite mit Lust und hoffe, „etwas recht Lesbares zu Stande zu bringen." Am 22. Sept. meldet er, daß er sich „stark und mit einigem Vergnügen" mit seinem Werke beschäftige, und dachte schon am 6. Oct. an die Herausgabe desselben. „Das verfluchte Geld! An Crusius schreibe ich nächsten Mittwoch, zu Ende des Monats muß ich Geld haben, weil ich da ganz auf dem Sande bin. Wenn mich Crusius (Buchhändler in Leipzig, bei dem die obenerwähnte, von Schiller und Andern veranstaltete Sammlung merkwürdiger Verschwörungen herauskam) nicht gleich bezahlen kann, so gebe ich meine Niederlande besonders heraus und arbeite noch an einer andern Verschwörung" [22]. Am 19. Nov. schreibt er an Körner, daß er „die meiste Zeit in Strada, Grotius und zehn Andern herumwühle", und am 19. Dec. heißt es in einem Briefe an denselben: „Meine niederländische Rebellion kann ein schönes Pro-

duct werden; und wahrscheinlich wird es viel thun. Im Merkur des folgenden Januars erscheint etwas davon, das Euch vorläufig eine Idee geben wird. Alles macht mir hier seine Glückwünsche, daß ich mich in die Geschichte geworfen und am Ende bin ich ein solcher Narr, es selbst für vernünftig zu halten. Wenigstens versichere ich Dir, daß es mir ungemein viel Genuß bei der Arbeit gibt, und daß auch die Idee von etwas Solidem (das heißt, etwas, das ohne Erleuchtung des Verstandes dafür gehalten wird), mich dabei sehr unterstützt; denn bis hierher war ich doch fast immer mit dem Fluche belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat." Aber schon nach drei Wochen war der innere Trieb zur Beschäftigung mit seinem Gegenstand verschwunden; er beklagt am 7. Januar 1788, daß er mit einem heterogenen, fremden und oft undankbaren Stoffe ringe, „dem ich Leben und Blüthe geben soll, ohne die nöthige Begeisterung von ihm zu erhalten. Die Zwecke, die ich mit dieser Arbeit finde, halten meinen Eifer noch so hin und verbieten mir, auf halbem Wege zu erlahmen."

Welche Zwecke verfolgte er?

„Mit der Hälfte des Werthes," meldet er, „den ich einer historischen Arbeit zu geben weiß, erreiche ich mehr Anerkennung in der sogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt, als mit dem größten Aufwand meines Geistes für die Frivolität einer Tragödie. Glaube nicht, daß dieß mein Ernst nicht sei .... Bewundert man einen großen Dichter, so verehrt man einen Robertson, und wenn dieser Robertson mit dichterischem Geiste geschrieben hätte, so würde man ihn verehren und bewundern. Wer bürgt mir dafür, daß ich das nicht einmal werden könne oder vielmehr, daß ich es die Leute werde glauben machen können." Und weiter: „Meine niederländische Geschichte, das Werk von fünf, höchstens sechs Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Mann machen ... mein Schicksal muß ich innerhalb eines Jahres ganz in der Gewalt haben, und also für eine Versorgung qualificirt sein ... es ist wahrscheinlich, daß ich einen Ruf nach Jena bekommen werde; aber ich muß eine Frau dabei ernähren können, denn noch einmal, mein Lieber, dabei bleibt es, daß ich heirathe." Und als Körner an seinem Beruf zum Historiker zweifelte und ihn warnend auf Voltaire verwies, der nur „die Neu-

gierde einiger Müßiggänger (den Geschichtsforschern hat er schwerlich Genüge gethan) über Ludwig XIV. und Karl XII. auf eine angenehmere Art befriedigt" hätte; als er darüber in Sorge war, daß die Ideen des Freundes über schriftstellerische Thätigkeit entsetzlich prosaisch geworden wären und darin eben kein Meisterstück der weimarischen Cultur erkannte [23], antwortete ihm Schiller am 18. Januar 1788 unter Anderem: „Ich muß von Schriftstellerei leben, also auf das sehen, was einträgt.. bei einem großen Kopf ist jeder Gegenstand der Größe fähig, bin ich einer, so werde ich Größe in mein historisches Fach legen." Und später: „Du wirst mir zugeben müssen, daß kein Fach so gut dazu taugt, meine ökonomische Schriftstellerei darauf zu gründen"... „Auch sehe ich recht gut voraus, daß ich durch meine Arbeit in der Historie mir einen wesentlicheren Dienst leisten werde, als der Historie selbst, und dem Publikum einen angenehmeren, als einen gründlichen den Gelehrten." „Schlägt die niederländische Rebellion ein, daß innerhalb zweier Jahre eine neue Auflage zu machen ist, so habe ich gleich gegen vierhundert Thaler baar und ohne Mühe verdient."

Hatte Schiller auch bisweilen Augenblicke, wo er glaubte, „am Ende bin ich dem Publicisten näher als dem Dichter, wenigstens näher dem Montesquieu als dem Sophokles," und schmeichelte er sich wol gar mit dem Gedanken, einmal „der erste Geschichtschreiber in Deutschland werden zu können" [24], so trat doch das richtige Gefühl, daß er nicht zum Historiker geschaffen sei und die Geschichte seinen Geist nicht dauernd befriedigen könne, immer rasch wieder ein. „Wenn ich auch nicht Historiker werde," heißt es am 27. Juli 1788, „so ist dieses gewiß, daß die Historie das Magazin sein wird, woraus ich schöpfe, daß sie mir die Gegenstände hergeben wird, in denen ich meine Feder und zuweilen auch meinen Geist übe." Wichtiger noch für seine Auffassung der Geschichtschreibung und die Art seiner Thätigkeit in derselben ist das offene Bekenntniß, welches er am 10. Dec. 1788 in einem Brief an Karoline v. Beulwitz ablegt. „Was Sie von Geschichte sagen, ist gewiß ganz richtig, und der Vorzug der Wahrheit, den die Geschichte vor dem Romane voraus hat, könnte sie schon allein über ihn erheben. Es fragt sich nur, ob die innere Wahrheit, die ich die philosophische und Kunstwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer andern

poetischen Darstellung herrschen muß, nicht ebenso viel Werth hat, als die historische. Daß ein Mensch in solchen Lagen so empfindet, handelt und sich ausdrückt, ist ein großes, wichtiges Factum für den Menschen, und das muß der dramatische oder Romandichter leisten. Die innere Uebereinstimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingestanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen sein muß. Der Nutzen ist unverkennbar. Man lernt auf diesem Weg die Menschen und nicht den Menschen kennen, die Gattung und nicht das sich so leicht verlierende Individuum. In diesem großen Felde ist der Dichter Herr und Meister, aber gerade der Geschichtschreiber ist oft in den Fall gesetzt, diese wichtigere Art von Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen, oder ihr mit einer gewissen Unbehülflichkeit anzupassen, welches noch schlimmer ist. Ihm fehlt die Freiheit, mit der sich der Künstler mit schöner Leichtigkeit und Grazie bewegt, und am Ende hat er weder die eine noch die andere befriedigt. Was Körner aus seinen Vordersätzen auf meinen Beruf zur Geschichte anwendet, mag immer richtig sein. Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit hier und da mit jener ersten philosophischen zusammentreffen. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden"[25].

Was die Geschichte unter seinen Händen wurde, zeigt uns zunächst sein Abfall der Niederlande, worin er eine Geschichte darstellt, nicht wie sie geschehen, sondern wie er nach seinen subjectiven Anschauungen wünschte, daß sie sich zugetragen haben sollte. Die Vorrede des Buches ist für seinen Standpunkt äußerst bemerkenswerth. Watsons[26] „vortreffliche" Geschichte Philipp's **II.** versetzte ihn, erzählt er, in eine Begeisterung, zu welcher ihn „Staatsactionen nur selten erhoben." Bei genauerer Prüfung entdeckt er, daß er in diese Begeisterung gekommen nicht sowohl durch das, „was aus dem Buche in seinen Geist übergegangen, als durch die schnelle Wirkung seiner eigenen Vorstellungsart, die dem empfangenen Stoffe gerade die Gestalt gegeben, worin er ihn so vorzüglich reizte." Diese Wirkung wünschte er, wie

er sagt, bleibend zu machen, zu verstärken, diese Empfindungen weiter zu verbreiten, und darin bestehe sein ganzer Beruf, Geschichte zu schreiben. Weniger um seine Geschichte mit vielen neuen Begebenheiten anzufüllen, „als um zu denen, die er bereits hatte," einen Schlüssel aufzufinden, habe er sich, heißt es weiter, an die Quellen gemacht. Er will also die subjective Wirkung, die er aus der Geschichte empfangen, verbreiten, er will den Schlüssel für diese Wirkung aufsuchen, und ist sich also des Resultates von vornherein bewußt, weiß, was er finden wird, und füllt dann dieser subjectiven Wirkung gemäß — nach seinen eigenen Worten — weite leere Strecken aus, hebt anscheinende Widersprüche auf, und knüpft isolirte Facta an die übrigen an. Er behandelt die Geschichte als „schöpferischer Kopf," der, wie er am 7. Januar 1788 an Körner schreibt, „das Unfruchtbare und Leere in der Geschichte zu befruchten und auf das Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen" sucht. Der Geschichtschreiber müsse, meinte er nach Wilh. v. Humboldt's Mittheilung, „den gesammelten Stoff aus sich heraus zur Geschichte construiren", und . . . „der wahre Zusammenhang wird am sichersten von demjenigen erkannt, der seinen Blick an philosophischer und poetischer Nothwendigkeit geübt hat, denn auch hier steht die Wirklichkeit mit dem Geist in geheimnißvollem Bunde."

Schiller zählte zu den Historikern, die nach einem Ausspruche Johann's v. Müller „sich in die allgemeinen Ideen verlieben", und wendete auf das historische Material ein Verfahren an, welches Göthe einmal trefflich gezeichnet hat. „Ein guter Kopf," sagt Göthe, „wendet desto mehr Kunst an, je weniger Data ihm vorliegen; er wählt gleichsam, seine Herrschaft zu zeigen, sich aus den vorliegenden Datis wenige Günstlinge aus, die ihm schmeicheln; er versteht die übrigen so zu ordnen, wie sie ihm nicht widersprechen, die feindseligen zu verwickeln und zu umspinnen" u. s. w.[27]

Gehen wir nunmehr in eine nähere Charakteristik des Werkes ein.

Wir sprechen zunächst über Schiller's Benutzung der Quellen.

Wenn wir uns daran erinnern, daß Schiller auf die Vorarbeiten für sein Werk und auf dessen Abfassung nur eine sehr kurze Zeit verwendete und während derselben, nach Ausweis seiner Briefe

an Körner, auch noch an seinem Geisterseher und an seinem Menschenfeind arbeitete, viele Recensionen schrieb, anderweitige Lectüre trieb, geraume Zeit in Gesellschaften und Redouten zubrachte und sich bisweilen „aus dem Schulstaub des Geschichtswerks in's Gebiet der Dichtkunst hineinschwang", und unter Anderem die „Götter Griechenlands" dichtete, so werden wir bei ihm keine umfassenden Quellenstudien voraussetzen wollen, und müssen uns wundern, daß es ihm bei seiner geringen Vorübung im Latein (hatte er doch damals noch nicht einmal den Livius gelesen!) möglich geworden, auch nur diejenigen Quellen durchzulesen, deren Benutzung sich in seinem Buche nachweisen läßt. Er selbst nennt in der Vorrede „außer de Thou, Strada, Reyd, Grotius, Meteren, Burgundus, Meursius, Bentivoglio und einigen Neuern" als seine Führer „die Memoiren des Staatsraths Hopperus, das Leben und den Briefwechsel seines Freundes Viglius, die Proceßacten der Grafen von Hoorne und von Egmont, die Apologie des Prinzen von Oranien und wenige Andere", und betont, daß ihm „eine ausführliche, mit Fleiß und Kritik zusammengetragene Compilation", nämlich die „Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande" sehr wichtige Dienste bei seiner Arbeit geleistet habe.

Der Verfasser dieser von Schiller sehr uneigentlich als „Compilation" bezeichneten Allgemeinen Geschichte der Niederlande [28] war der treffliche Wagenaar, der zu den bedeutendsten protestantischen Geschichtsforschern des vorigen Jahrhunderts gehört, und dessen gründliches Werk mehr wie irgend ein anderes den Dichter bei seinen Arbeiten orientirte. Hatte Schiller, nach unserer früheren Bemerkung, bei seinen ersten Geschichtsstudien das Unglück, auf Bücher zu stoßen, die nicht im Geringsten geeignet waren, ihn auf den Weg einer richtigen historischen Forschung zu bringen, so konnte er für den Abfall der Niederlande keinen bessern Führer finden, als Wagenaar, der in der Vorrede zum dritten Band seines Werkes so musterhafte Grundsätze für Quellenkritik und Geschichtsdarstellung aufstellt, wie man sie bei einem Historiker des vorigen Jahrhunderts kaum erwarten sollte. Der Geschichtschreiber soll nach seinen Anforderungen zuvörderst das gesammte vorhandene Quellenmaterial sammeln und sich anzueignen suchen, und sodann die kritische Sichtung desselben vornehmen. Die ältesten und ächtesten Quellen, entwickelt er, verdienen überall den Vorzug vor den abgeleiteten,

und man muß bei ihrem Gebrauch außer der Zeit ihrer Abfassung auch den Ort berücksichtigen, wo sie abgefaßt worden. Spätere Historiker, die den Ereignissen fern gestanden, darf man nur benützen, „wo sie ungedruckte oder unausgegebene Urkunden gebraucht haben." Wichtiger noch ist, daß man überall auf die ursprünglichsten Quellen der Forschung, nämlich auf die urkundlichen Materialien, und zwar sowohl auf die officiellen Actenstücke, als auf die geheimen diplomatischen Verhandlungen, Briefe u. s. w., zurückgehe. Was sodann die Darstellung betrifft, so verlangt Wagenaar vor allem von dem Geschichtschreiber, daß er niemals aus irgend welchen Gründen die Wahrheit, „welche die Seele der Historie ist", verletze. Er verletze aber diese Wahrheit nicht bloß, wenn er Falsches berichte oder Wahres verschweige, sondern auch, wenn er Personen und Dinge der Vergangenheit überall vor den Richterstuhl seines subjectiven Urtheils ziehe (welches nie einen absoluten Maßstab abgeben könne), und durch Lob oder Tadel das Urtheil der Leser bestimme. Der Historiker darf seine Leser „nicht mit günstigen oder ungünstigen Vorurtheilen für oder wider die Personen, deren Handlungen er erzählt, einnehmen"; er darf nicht die geheimen Absichten menschlicher Handlungen ergründen wollen und seine Muthmaßungen über dieselben nicht als historische Wahrheit ausgeben. Lassen sich aber die Absichten einer Persönlichkeit aus deren Worten oder Handlungen klar entdecken, so soll der Historiker diese Worte und Handlungen einfach mittheilen, und die Leser zu einem eigenen Urtheil heranbilden. Doppelt gefährlich werde die subjective Einmischung eines Historikers, wenn es sich um die Darstellung einer Geschichte handle, wie die des niederländischen Volkes, „welches große Parteien in der Kirche und dem Staate hat und gewaltigen Umkehrungen und Veränderungen in der Regierung unterworfen gewesen ist"... Darum will sich Wagenaar von dieser Einmischung frei erhalten; er will sich in seinem Urtheil weder nach dem Geschmacke seiner Zeit richten, noch gegen diesen Geschmack sich aussprechen, sondern überall, unbeirrt durch Freund oder Feind, den objectiv geschichtlichen Thatbestand, so weit er ihn durch seine Forschungen erkannt hat, entwickeln, um dadurch die Anhänger der verschiedenen Parteien in Kirche und Staat „anzuweisen, daß einer über des andern Grundsätze und Handlungen mit Mäßigung urtheilen möge."

Vergleichen wir nun Schiller's Werk mit Wagenaar zunächst bezüglich des Umfangs der Quellenstudien, so finden wir, daß dem Dichter bei seiner Arbeit nicht bloß, wie er selbst in der Vorrede beklagt, die holländisch geschriebenen Quellen (und zwar sowol die Historiker wie Bor, Hooft u. s. w., als die vielen von Wagenaar benützten officiellen Actenstücke) unbekannt geblieben, sondern auch mehrere lateinische Quellen, unter denen wir nur auf den bekannten Pontus Heuterus und besonders auf Van der Haar[29] aufmerksam machen wollen, der nach Ausweis der neuern Documente unter allen Historikern, die im 16. Jahrhundert über die Genesis der niederländischen Revolution geschrieben, durch reiches Material, genaue Angabe der Thatsachen und Billigkeit des Urtheils eine der ersten Stellen verdient. Wenn man es neuerdings dem Dichter hoch angerechnet hat, daß er sich, seiner Vorrede nach, „um den Briefwechsel des Cardinals Granvella vergeblich bemüht habe", weil diese Bemühung die Kenntniß voraussetze, daß ein solcher Briefwechsel von Bedeutung vorhanden, und weil man damals „noch kaum eine Ahnung davon gehabt habe, was in dieser Correspondenz zu finden sein möchte"[30], so hat man übersehen, daß der Dichter, um von der Existenz dieser Correspondenz Kunde zu erhalten, nur Jöcher's allgemein bekanntes Gelehrtenlexicon unter dem Artikel Granvell nachzuschlagen brauchte, und daß in seiner Zeit bereits zwei ausführliche Werke über Granvell erschienen waren, die einen Theil dieser Correspondenz benutzt hatten[31]. Hätte Schiller diese Werke gekannt, so würde er sein Urtheil über Granvell bedeutend modificirt, und eingesehen haben, daß selbst Strada, worauf man schon früher hingewiesen[32], mit Parteilichkeit über den Cardinal geurtheilt. Unter den von Schiller in der Vorrede angeführten Quellen finden wir in seinem Werke den Briefwechsel des Viglius sehr dürftig und den Bentivoglio, den er nur ein einziges Mal citirt, so gut wie gar nicht benutzt. Mit Recht aber hat man die Behauptung eines neueren Literarhistorikers, daß Schiller's „Arbeit augenscheinlich (!) im besten Falle sich darauf beschränkt habe, die Citate seiner leitenden Quelle (Wagenaar), die ihm, was er an Material brauchte, in zweckmäßigen Uebersetzungen gab, zu verificiren" ernstlich genügt[33]. Wer dieß behauptet, beweist nur, daß er nie einen Vergleich zwischen Schiller und Wagenaar angestellt hat, denn bei einem solchen Vergleich ist Schiller's durchaus selbstständige Benutzung von

Strada, Hugo Grotius, Meteren und Burgundus, besonders bezüglich der innern Verhältnisse der Niederlande, ganz „augenscheinlich.“

Läßt Schiller's Buch hinsichtlich des Umfanges der Quellenstudien auch vom Standpunkt der damaligen Zeit, der hier natürlich allein in Betracht kommt, gar viel zu wünschen übrig, so ist dieß noch mehr hinsichtlich der Quellenkritik der Fall, und hier stellt sich ein Vergleich Schillers mit Wagenaar sehr zu Ungunsten des Ersteren heraus. Wir wollen dieß an einigen Beispielen in Betreff der Benutzung eines einzigen Historikers, nämlich des Burgundus (nicht Burgundius, wie er gewöhnlich heißt)[34], nachweisen, und wählen gerade diesen, weil Schiller ihn unter allen Quellen am meisten benutzt hat, und weil sein ganz unzuverlässiges Werk noch immer für eine Quelle von bedeutendem Werthe gilt.

Burgundus schrieb sein Geschichtsbuch im Geiste und nach der Art der Historiker aus dem Zeitalter der Renaissance, und wir würden, wenn Ranke's schneidende Kritik ihn zerlegen würde, wie sie z. B. den Guicchardini meisterhaft zerlegte, von seinem Werk kaum einige Bogen wirklichen Gehalts übrig behalten. Burgundus hat, wie die Renaissancehistoriker, eine Vorliebe für Rhetorik, Pathos und Sentenzen; er schiebt erdichtete Reden ein, ist ungenau in der Angabe des Thatsächlichen, und verändert oder erfindet sogar officielle Actenstücke und Briefe. So ist z. B. die Rede, die er den Cardinal Granvell vor der Abreise König Philipp's im Jahre 1559 in Gent halten läßt, förmlich erdichtet, wie sich dieß aus der wirklichen Rede Granvell's, die uns jetzt vorliegt[35], ergibt. Auch die lange Apostrophe, die er dem Syndicus von Gent in den Mund legt, ist nur eine rhetorische Ausschmückung von einzelnen Sätzen der generalstaatlichen Remonstration, und Wagenaar, der aus den Rathsprotocollen der Staaten von Holland und Westfriesland sowohl die ächte Rede des Cardinals, als die genannte Remonstration kannte, und aus ihnen die Hauptpunkte getreu mittheilt, läßt natürlich die Erfindungen des Burgundus unberücksichtigt, und weist im Verlauf seiner Darstellung darauf hin, wie wenig wahrscheinlich es sei, daß König Philipp die ihm bei dieser Gelegenheit nach der Angabe des Burgundus von Einigen beigelegten Worte gesprochen habe[36]. Anders ver-

fährt Schiller. Er nimmt die Stilübungen des Burgundus als geschichtliche Thatsachen auf und verstärkt dessen Stelle: „Fulminatus est rex improvisa expostulatione... Dixisse quidem ferunt, num et se exesse vellent qui Hispanus utique sit“, durch die positive Angabe: „Ich bin auch ein Ausländer, rief er (der König) endlich; will man nicht lieber gar mich selbst aus dem Lande jagen?“ Ebenso müssen die von Burgundus dem Prinzen von Oranien zugeschriebenen Reden als bloße Erfindungen angesehen werden, z. B. die Rede desselben vor der Abreise Egmonts nach Spanien, ferner jene, welche er angeblich im Staatsrath über die Bestrafung der Häretiker im Jahre 1556 hält. Ersterer liegen nur wenige Worte in der Lebensbeschreibung des Viglius zu Grunde, und Wagenaar geht deßhalb in seiner Darstellung auf die ursprüngliche Quelle zurück, ohne auch nur den Burgundus zu erwähnen; letztere ist so sentenziös und von Gelehrsamkeit prunkend, daß sie sich auf den ersten Blick als ein bloßes rhetorisches Elaborat herausstellt, und schon von Wagenaar für ein solches gehalten wurde. „Ich habe, sagt Wagenaar, aus dieser Rede nichts anführen mögen“ [37]. Schiller dagegen theilt nicht nur beide Reden mit, sondern behandelt sie als „schöpferischer Kopf“, indem er seinerseits von Neuem ausschmückt und amplificirt, und sogar Namen hinzufügt, die sich in den erdichteten Reden nicht vorfinden. Wenn Burgundus S. 179 den Oranien in der Rede vom Jahre 1556 sagen läßt: „Nunquam tutius quam per exempla progredimur. Nova et inexperta cum periculo incipiuntur. Carolus Caesar anno MDL. sollicitantibus provinciis de rigore legum quaedam detraxit. Sicut rex Philippus proxime meditabatur, benignitatem ejus episcopi deterruere“, so wird daraus bei Schiller: „Beispiele können uns am sichersten leiten. Aber wozu Beispiele aus dem heidnischen (!) Alterthum, da das glorreiche Muster Karls des Fünften, des größten der Könige, vor uns liegt, der endlich, besiegt von so vielen Erfahrungen, den blutigen Weg der Verfolgung verließ, und viele Jahre vor seiner Thronentsagung zur Gelindigkeit überging. Philipp selbst, unser gnädigster Herr, schien sich ehemals zur Schonung zu neigen; die Rathschläge eines Granvella und seines Gleichen belehrten ihn eines Andern“ u. s. w. Wer Schiller's Buch kennt, wird schon diese einzige Stelle für des Dichters sub-

jective Auffassung Oranien's und Granvell's bezeichnend finden. Aber Ranke hat Recht, wenn er in Bezug auf erdichtete Reden sagt: „Wir unseres Orts haben einen andern Begriff von Geschichte: nackte Wahrheit ohne allen Schmuck; gründliche Erforschung des Einzelnen; das Uebrige Gott befohlen; nur kein Erdichten, auch nicht im Kleinsten, nur kein Hirngespinnst" [38].

Schlimmer noch ergeht es der „nackten Wahrheit" bei Schiller's unkritischer Benutzung des Burgundus an denjenigen Stellen, wo letzterer königliche Erlasse fabricirt oder mit rhetorischen Floskeln wesentlich verändert. Dahin gehört, um nur Ein Beispiel anzuführen, König Philipps unerbittlicher und in seinen Folgen so unheilvoller Brief vom October 1565 über die Durchführung der Strafedicte gegen die Sectirer. Burgundus hat entweder den ächten Brief vor sich gehabt und denselben entstellt, oder nur von der Existenz eines solchen Briefes gewußt und dann frischweg einen Wortlaut erdichtet, denn der von ihm S. 116—118 angeführte stimmt mit dem wirklich geschriebenen durchaus nicht überein. Der ächte Brief aber lag in Hopper's, von Schiller sonst so oft citirten Memoiren vor, und Wagenaar gibt, ohne Erwähnung des Burgundus, einen getreuen Auszug aus demselben, Schiller dagegen benutzte nicht den ächten, sondern den von Burgundus fingirten Brief, der allerdings viel sentenziöser und pikanter ist, und verstärkt noch die Farben. So überträgt er S. 211 die Stelle: „Inquisitores praeter me intueri neminem volo. Lacessant scelus securi. Satis est mihi, si scandalum declinaverint" mit den Worten: „Die Inquisition solle ohne Rücksicht auf etwas Menschliches, fest, fruchtlos und von Leidenschaft frei ihren Weg wandeln und weder vor noch hinter sich schauen. Er genehmige Alles, sie möge so weit gehen als sie wolle, wenn sie nur das Aergerniß vermiede." In der ersten Ausgabe des Schiller'schen Buches waren nach dem Fabrikat des Burgundus noch die Worte hinzugefügt: „Auf ihn allein solle sie sich berufen; er selbst wolle dem Unwillen des Volkes offene Stirne bieten" [39]. Diese Worte müssen dem Dichter doch zu stark erschienen sein, denn sie sind in den spätern Ausgaben weggelassen.

Nach diesen Bemerkungen über den Umfang der Quellenstudien des Dichters und die Art seiner Benutzung der Quellen

(wofür später noch mehrere Belege folgen) kommen wir zu der nähern Charakteristik seiner Gesammtauffassung und Darstellung der niederländischen Revolution, und werden in ihr, bei aller Bewunderung der literärischen Meisterschaft des großen Dichters, der in wenigen Monaten ein Werk zu Stande brachte, welches als das erste in historischem Kunststil in Deutschland geschriebene Geschichtsbuch anzusehen ist, unseres Erachtens alle jene Fehler eines unberechtigten Subjectivismus finden, vor denen Wagenaar den Historiker warnt.

Wir sagen: die Fehler eines unberechtigten Subjectivismus, denn eine gewisse subjective Thätigkeit ist für den Geschichtschreiber unerläßlich. Wer diesen Namen in Wahrheit verdienen will, darf sich nicht damit begnügen, lediglich das Geschehene auszusondern, nackte Thatsachen zu registriren und sich zum bloßen Wächter der aufgespeicherten Schätze zu machen, sondern er muß den ächten Kern der Dinge zu erfassen und die in dem ursachlichen Zusammenhang gegründeten Wahrheiten herauszufinden suchen. Darum ist es, nach Wilhelm von Humboldt's Worten, „um den Historiker schlimm bestellt, der nichts von poetischen und philosophischen Gaben mitbringt", aber es steht noch schlimmer um ihn, wenn er diese Gaben ungehörig anwendet und seine constructive Thätigkeit nicht der Ergründung des objectiven Thatbestandes völlig unterzuordnen weiß. Denn diese Ergründung, die umfassende und kritisch genaue Erforschung des Geschehenen, bleibt sein erstes und unverbrüchliches Gesetz. Sie verlangt von ihm, auch wenn er mit den reichsten Geistesgaben versehen wäre, einen unermüdlichen Fleiß in der Ansammlung des Materials, Ernst und Gründlichkeit der Forschung, und jenen klaren, besonnenen Blick und freien, uneingenommenen Sinn, der mit der größten Ehrfurcht vor der Materie auch nicht die kleinste Lücke der Ueberlieferungen mit den Gebilden der Phantasie ausfüllt, der jede Persönlichkeit nach ihrer Zeit auffaßt, und all' seine Ideen aus der Fülle der Begebenheiten schöpft, nicht aber die Producte seines subjectiven Gedankenprocesses und seiner individuellen Weltanschauung als leitende Ideen der Vergangenheit hinstellt. Und an diesen Fehlern leidet Schiller's Werk. Der Dichter hat kühne Gedanken, glühende Worte, geistreiche Antithesen, glückliche Bilder, er gibt seiner Darstellung Wärme und Kraft und durchgeistigt das dürre Material

mit Ideen, aber seine Ideen sind nicht als Resultate einer mit ächt historischem Sinn unternommenen Erforschung der Begebenheiten und Personen in seinem Geiste entsprungen, sondern sie sind der Geschichte als eine fremde Zugabe geliehen worden; es sind aprioristische Voraussetzungen seines eigenen Geistes und seines „philosophischen" Zeitalters, die er auch in der Vorzeit aufsucht und nach denen er diese Vorzeit beurtheilt. Dabei zweifeln wir aber nicht im Geringsten an seinem ernstlichen Willen, der Wahrheit treu zu sein, denn seine Fehler lagen nicht in seinem Willen, sondern in der Art, wie er arbeitete, und „als schöpferischer Kopf" die Geschichte „schuf". Sein Geist, befriedigt durch die Kraft und Lebendigkeit des eigenen Wirkens, wurde gleichgültig gegen die Objecte, und arbeitete überhaupt viel zu rasch, als daß es ihm möglich gewesen wäre, das sich ruhig entwickelnde Leben der Geschichte zu beobachten und die einfachen Wahrheiten der Begebenheiten zu erkennen. Darum nannte er auch, wie wir hörten, die Geschichte „nur ein Magazin für seine Phantasie." Er dichtete der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene Ideen an, und wußte diese in einzelnen Individualitäten zu verkörpern und in großen geschichtlichen Perspectiven zu entfalten.

Und all' seine Ideen culminirten in der Idee der Freiheit, der er um so leidenschaftlicher anhing, als er sie in den drückenden und haltlosen Zuständen seiner Zeit, in Kirche und Staat, Kunst und Wissenschaft, Sitte und Erziehung so vielfach verletzt sah. Wie dieß auf seine religiösen Ansichten einwirkte, werden wir später sehen; an diesem Ort haben wir es nur mit seinen politischen und socialen Ansichten zu thun. Schiller war begeisterter Anhänger der neuen Lehren des Naturrechts und der Volkssouveränetät, d. h. der Ideale der Revolution, welche auf der Studierstube großgezogen, eben damals auf den öffentlichen Markt des Lebens hinaustraten. Nachdem er in seinen Räubern einen „poetischen Sturm" gelaufen gegen die bestehenden Ordnungen, und das Gesetz, welches noch keinen großen Mann gebildet habe, der Freiheit entgegengestellt hatte, welche „Kolosse ausbrüte", nachdem er dann im Fiesco die republikanischen Ideen des Jahrhunderts noch bestimmter ausgeprägt und in Kabale und Liebe eine erschütternde Anklage gegen die gesellschaftliche Verkommenheit der Zeit gerichtet hatte [40], lieferte er im Don Carlos, kurz vor der

Abfassung des Abfalls der Niederlande, „eine dramatisirte Predigt der Menschenrechte“ und übergab als der beredteste Prophet des neuen Weltalters die ganze Weltbeglückung dem politischen Liberalismus der Zeit. In Rousseau'schen Idealen der Natur und Vorzeit schwärmend, hatte er lange Jahre hindurch, im Gegensatz zu den Verderbnissen der bürgerlichen Gesellschaft, einen ursprünglichen Naturzustand der allgemeinen Gleichheit und Glückseligkeit angenommen und sich einen abstracten, nebelhaften, undefinirbaren Begriff von Freiheit gebildet und war von dieser undefinirbaren Freiheit noch zur Zeit der Abfassung seines ersten Geschichtswerkes erfüllt, obgleich er damals schon den Rousseau'schen Standpunkt des Naturideals überwunden und sich zum Gedankenideal Montesquieu's erhoben hatte [41].

Unzufrieden, wie wir gesehen, mit der Gegenwart, in gedrückter äußerer Lage, verbitterten Gemüthes und in einem innern Kampfe begriffen, dessen hoher Ernst und glühendes Feuer Mitgefühl einflößt, machte sich Schiller in seinem Geschichtswerke zum Apostel jener Freiheit, die er im Don Carlos gepriesen, und sein Marquis Posa selbst hätte, wie man richtig bemerkt hat, diese Geschichte des Abfalls der Niederlande schreiben können. Wie sich Schiller früher in Stuttgart für Washington und Franklin begeistert hatte, so begeisterte er sich jetzt für die niederländischen Revolutionsmänner, die er im Sinn des achtzehnten Jahrhunderts als edle Freiheitshelden auffaßte. Und damit man über die politische Tendenz des Buches nicht im Zweifel bleibe, so sagt er in der Einleitung im Merkur in einer seitdem weggebliebenen Stelle: „Die Kraft also, womit das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagstück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufe wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen.“

„Groß und beruhigend“, heißt es in der Einleitung des Werkes, „ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden.“ Diese Wahrheit, sagt der Dichter weiter, habe ihn nirgends so lebhaft durchdrungen, als bei der Geschichte des niederländischen Aufruhrs, wo „die bedrängte Menschheit um ihre

edelsten Rechte" rang, und darum habe er „dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufstellen" wollen, um „in der Brust seines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken."

Den Kampf für die allgemeine menschliche Freiheit identificirt der Dichter dann mit dem Kampf für die protestantischen Lehrmeinungen, die ihm als das neue Licht erscheinen, welches über Europa aufging. Der freie Bürger der Niederlande „empfing freudig dieses Licht, dem sich gedrückte, traurige Sklaven verschlossen", und wurde durch „fröhlichen Muthwillen" angereizt, das „Ansehen verjährter Meinungen zu prüfen und eine schimpfliche Kette zu brechen." Aber „die schwere Zuchtruthe des Despotismus hing über ihm, eine willkürliche Gewalt drohte die Grundpfeiler seines Glückes einzureißen, der Bewahrer seiner Gesetze wurde sein Tyrann", und so erkühnte sich das Volk, „einen veralteten Vertrag aufzuweisen und den Herrn beider Indien an das Naturrecht zu mahnen."

Als Führer des Volks tritt Wilhelm von Oranien auf, der nach Schiller's Ansicht als „zweiter Brutus sich dem großen Anliegen der Freiheit weihte" und als erleuchteter unternehmender Geist den „großen politischen Augenblick haschte, und die Geburt des Zufalls zum Plane der Weisheit erzog"! Wie der niederländische Aufstand gegen den „spanischen Tyrannen" in den Augen des Dichters dem Kampfe gleicht, den fünfzehnhundert Jahre früher die Batavier und Belgen gegen die Römer führten, so gleicht ihm Wilhelm von Oranien dem Claudius Civilis, der der Nation „das gefährliche Geheimniß ihrer Kräfte aufdeckte und ihren stummen Gram zu einer blutigen Erklärung brachte"! Wilhelm von Oranien ist der eigentliche Held des historischen Kunstproductes des Dichters, und in seiner Schilderung ist ihm gelungen, was er früher in seinem Drama Fiesco vergebens zu leisten versucht hatte, nämlich die Darstellung eines politischen Charakters, der unter dem Schleier des unbefangenen Lebensgenusses nur auf den Augenblick lauert, wo er an die Spitze der Dinge treten kann, und der, ausgerüstet von der Natur mit allen Talenten, die zur Größe befähigen und hindrängen, nur seinen geheimen Plänen lebt, die er an unsichtbaren Fäden dem großen Ziele zuführt [42]. Und Wilhelms poetische Figur, die Schiller ausgemalt, tritt aus

der Leinwand um so blendender hervor, weil er, im Gegensatz zu ihr, in der Person König Philipps von Spanien einen Geist der Finsterniß, ein Nachtstück eines menschlichen Charakters, erfunden und dargestellt hat.

Wenn der Dichter früher, wie wir hörten, an den Historiker die Anforderung stellte, er müsse seine Helden so darstellen, daß der Leser diese „ihre Handlungen nicht bloß vollbringen, sondern auch wollen sehe", er müsse nicht bloß die Handlungen, sondern auch die Gedanken der Helden und mehr noch die Quellen dieser Gedanken enthüllen, so strebt er jetzt in seinen Charakterschilderungen darnach, dieser Anforderung Genüge zu leisten. Als Dramatiker sucht er in den einzelnen Männern selbst die psychologischen Quellen zu ihren Handlungen, weiß diese Handlungen überall zu motiviren, setzt überall Plan und Berechnung voraus, und gibt überhaupt den Charakteren, wie im Roman, eine poetische Haltung und Rundung, die sich im geschichtlichen Leben, wo die zwingende Macht positiver Zustände so oft auch das Thun der mächtigsten und eigenwilligsten Geister bestimmt, nirgends findet. Schon Schiller's Freund Körner hat dieses unhistorische Verfahren des Dichters, das „Subjective" in seiner Behandlung der Charaktere, welches „von der besondern Denkart und Stimmung des Künstlers abhängig ist", betont. „Deine Manier in der Behandlung von Charakteren in der Geschichte des 30jährigen Krieges ist mir lieber", schreibt er dem Dichter am 6. Dec. 1790, „als die in der Geschichte der Niederlande. In dieser ist mehr Subjectives, mehr Idealisirung des Geschichtschreibers, mehr Personificirung abstracter Begriffe und weniger Individualität".

So wirft Schiller, um den „Schlüssel zu dem politischen Leben" König Philipps aufzufinden, einen „flüchtigen Blick in seine Seele", construirt sich dessen Charakter nach psychologischen Möglichkeiten, und bringt auf dem Wege philosophischer Erörterungen heraus, daß dieser „ein Barbar aus Empfindung" gewesen, während sein Vater Karl V. „ein Barbar aus Berechnung" war. „Philipp, sagt er, mußte um so mehr Despot sein, als sein Vater, um so viel enger sein Geist war; oder mit andern Worten: er mußte sich um so viel ängstlicher an allgemeine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Individuen herabsteigen konnte."

Um das Revolutionsdrama in Scene zu setzen, stellt Schiller

ganz unhistorisch den König von vornherein als einen Tyrannen hin, der sich gegen das Wohl und die Freiheit der Niederlande verschworen habe, und insbesondere den Prinzen von Oranien, den spätern Führer der Revolution, „unter allen gleichzeitigen Sterblichen am unversöhnlichsten haßte und so unnatürlich fürchtete.“ Die Niederländer, meint er, „hatten in Philipps Angesicht den verderblichen Anschlag gegen ihre Freiheit gelesen, den er schon damals in seiner Brust auf- und niederwälzte“, und zwangen deßhalb den König im J. 1555, zur Zeit der Abdankung Karls V., zu einem besondern Eid, durch den er die Aufrechthaltung ihrer Gewohnheiten und Gebräuche angeloben mußte. Der Dichter citirt den Eid nach Wagenaar, übersieht aber dabei, daß derselbe, wie Wagenaar genau angibt, nicht erst im J. 1555, sondern schon im J. 1549, wenige Monate nach Philipps erster Ankunft in die Niederlande, wo ihn das Volk mit so großem Jubel empfangen und schwerlich in seinem Antlitz den besagten Anschlag gelesen hatte, geleistet worden. Darum mußte der Dichter den Wortlaut des Eides etwas verändern, indem er die Stelle: „Ich gelobe und schwöre, daß ich bis zum Antritt der Erbfolge in den Landen und Grafschaften...“ wegließ, weil diese Stelle nicht mehr auf das J. 1555 paßte! Die Eidesleistung von Seiten des Königs, wie von Seiten der Stände lag ganz in dem alten Herkommen des Landes begründet, und Wagenaar bemerkt deßhalb in der Marginalie zu seiner Darstellung der Verhandlungen ganz richtig: „Philipp leistet und empfängt den gewöhnlichen Eid“ [43].

Philipps Tyrannei wird vom Dichter vor Allem durch die Unterstellung begründet, daß er die spanische Inquisition in den Niederlanden habe einführen wollen, weil diese „ihm das geschickteste Werkzeug zu sein schien, den Geist dieses Volkes zu verderben und für eine despotische Regierung zuzubereiten.“ Daß der König diese Einführung beabsichtigt habe, läßt sich, so viele tausend Actenstücke uns auch in den letzten Decennien über jene Zeit zugänglich geworden, durch kein einziges historisches Zeugniß beweisen, es liegen vielmehr, wie wir sehen werden, in den Briefen Granvell's Zeugnisse vom Gegentheil vor; aber wir wissen, daß man dem König in den Niederlanden zur Zeit der sich vorbereitenden Revolutionsstürme fast allgemein diese Absicht zuschrieb, und selbst Egmont erklärte in seinem von Reiffenberg publicirten Verhörs-

protokoll, daß er an diese Absicht geglaubt habe. So viel jedoch steht fest, daß sie niemals dort eingeführt ist, und Schiller hätte aus einem Vergleich der von Philipp erlassenen Glaubensedicte mit den von Karl V. gegebenen ersehen können, daß auch nicht die geringsten Veränderungen in den Strafbestimmungen oder in der Art der Procedur vorgenommen worden [44]. Aber er stellte diesen Vergleich nicht an, und behauptet vielmehr, Philipp habe zur Einführung der spanischen Inquisition damit angefangen, „die Glaubensverordnungen seines Vaters zu schärfen, die Gewalt der Inquisitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkürlicher und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen," so daß „dem Tribunal zu der spanischen Inquisition wenig mehr fehlte als der Name und Dominikaner." Zum Beleg für diese Behauptungen citirt er den Hugo Grotius [45], und man kann auch an dieser Stelle wieder die Art, wie der Dichter als „schöpferischer Kopf" mit dem historischen Material verfuhr, kennen lernen; denn Hugo Grotius hat nur die Worte: „Philippus nihil territus, patri coepta instantius urgebat, asperatis edictis, aliaque remedia moliendo, quae vetustescens malum opprimerent."

Das ganze schreckenerregende Gemälde, welches Schiller mit reicher dichterischer Phantasie von der Inquisition entwirft, verfälscht um so mehr den Standpunkt des Lesers, als er die Inquisition nicht im Geiste des sechszehnten, sondern nach den „philosophischen" Voraussetzungen des achtzehnten Jahrhunderts auffaßt, und den Protestantismus, gegen den sie gerichtet war, als eine Bewegung für Gewissensfreiheit hinstellt. Nichts kann, worauf wir mit wenigen Worten hier verweisen wollen, das richtige Verständniß der damaligen Verhältnisse mehr verwirren, als diese Auffassung.

Unser Gefühl protestirt lebhaft gegen jeden staatlichen oder polizeilichen Druck in religiösen Dingen, und wir sind von der Billigung eines solchen Druckes so weit entfernt, daß wir vielmehr vom modernen Staate eine vollständige Religionsfreiheit für alle Secten, die nicht die öffentliche Sittlichkeit gefährden, beanspruchen. Ganz andere Anschauungen aber hatte das sechszehnte Jahrhundert, dem die Toleranz, die in unserer Zeit von den Sitten in die Gesetze übergegangen ist, völlig unbekannt war. Jede neue Religionspartei forderte damals Toleranz lediglich für sich und betrachtete jede ab-

weichende religiöse Ansicht als strafwürdige Ketzerei. Calvin wendete bekanntlich den Scheiterhaufen an, Melanchthon billigte den Scheitertod Servets, Luther forderte nach der Schlacht bei Kappel die Katholiken zur Vernichtung der Zwinglianer auf, und Theodor Beza wies in einem eigenen Buche nach, daß man Häretiker mit dem Tode bestrafen müsse. Ueberall, wo die Anhänger der reformatorischen Lehrmeinungen zur Herrschaft gekommen, hatten sie jegliche Spur der alten Religion vertilgt, und die protestantischerseits fast zum Glaubensartikel gewordene Theorie von der oberbischöflichen Gewalt der Landesherren, und deren Verpflichtung, keine Religion außer der ihrigen zu dulden, machte jegliches System der Toleranz unmöglich [46]. So lauten die Zeugnisse der Geschichte, gegen deren Anerkennung man sich nicht so hartnäckig sträuben sollte. Als Kaiser Karl V. im J. 1530 an den lutherischen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen die Anforderung richtete, seinen katholischen Unterthanen, die bei dem Glauben ihrer Väter beharren wollten, Duldung und Religionsübung zu gestatten [47], erhielt er von diesem eine ebenso abschlägige Antwort, als Kaiser Ferdinand I. im J. 1563 von der englischen Königin Elisabeth, die er um Toleranz gegen die Katholiken gebeten hatte. Elisabeth erklärte eine solche Toleranz für unzulässig und sogar für gefährlich. Sie verfocht mit ihrem Minister Lord Burleigh denselben Grundsatz, den Philipp II. verfocht, daß nämlich ein Staat nie sicher sein könne, in welchem zwei Religionen geduldet würden, da es keine größere Feindschaft gäbe, als die, welche um der Religion willen entbrenne [48]. Das ganze sechszehnte Jahrhundert trug den Charakter der Grausamkeit, und der confessionelle Absolutismus, der damals in Genf und London wie in Madrid vorherrschte, forderte überall blutige Opfer. Wenn deßhalb ein berühmter neuerer französischer Historiker bemerkt, daß z. B. Calvin bei der Verhängung des Scheitertodes über Servet nur nach einer allgemein angenommenen Idee seines Zeitalters gehandelt habe [49], die nicht ihm persönlich anzurechnen sei, so verlangt die unbefangene Geschichtschreibung denselben Standpunkt der Beurtheilung für Philipp II. und seine Glaubensedicte, und nimmt in unserer Zeit auch protestantischerseits diesen Standpunkt ein. Aber eben diesen Standpunkt vertrat schon Hugo Grotius mit ausdrücklichen Worten [50], derselbe Hugo Grotius, auf den

sich Schiller bei seiner ungeschichtlichen Darstellung der Vorgänge beruft. Und diese Darstellung ist in den jetzigen Ausgaben des Werkes im Vergleich mit dessen ursprünglicher Redaction noch bedeutend gemildert [51].

Wollten wir dem Dichter glauben, so hätten die Inquisitionsgerichte erst mit König Philipp angefangen, ihre fürchterlichsten Schrecken zu verbreiten, während sich aus allen, selbst aus den im einseitigsten protestantischen Interesse geschriebenen Quellen der Zeit das Gegentheil ergibt. Aber der Dichter bedurfte solcher Schilderung, um seine allgemeine Charakteristik des Königs zu erhärten. „Der feige Tyrann entwischte in seinem Betstuhle zu Madrid den Bitten und Klagen und Verwünschungen seines Volkes.“ Mit diesen Worten begleitet Schiller die Abreise Philipps nach Spanien im J. 1559, und citirt hiefür zum Beleg Wagenaar's Geschichte. Aber man muß sich wundern, wenn man die betreffende Stelle nachschlägt. Wagenaar [52] spricht bloß von der Abreise des Königs. Von den „Klagen und Verwünschungen des Volkes“ findet man bei ihm auch nicht eine Silbe.

Bevor wir den Dichter in seiner Darstellung weiter verfolgen, müssen wir uns zum richtigen Verständniß der Vorgänge in einigen raschen Umrissen mit den damaligen niederländischen Zuständen bekannt machen und uns mit Benutzung der wichtigen neuern Publicationen von Groen van Prinsterer, Weiß, Gachard, Reiffenberg u. s. w. die Entstehung der Revolution zu erklären suchen.

Die Zustände in den Niederlanden hatten schon lange die Revolution in ihrem Schooße getragen, bevor diese unter Philipp II. zum offenen Ausbruche kam.

Wie trefflich eine gesunde, auf materiellen Fortschritt und freudigen Genuß hinzielende Lebensrichtung eines Volkes sich mit den idealsten Bestrebungen verbrüdern läßt, wenn sie die rechten Grenzen einhält, zeigen uns Jahrhunderte hindurch Flandern und Brabant, wo der religiöse Ernst und die frommgläubigen Gesinnungen dem menschlichen Forschungsgeiste und seinen kühnsten Unternehmungen keinen Abbruch thaten: wo man der Erde und dem Meere alle Vortheile abgewann, die mit den damaligen Mitteln zu erzielen waren, und wo sich zu den Füßen der mächtigen Kathedralen inmitten eines Waldes von Thürmen alle jene „Pa-

lastftädte des Großhandels" erhoben, deren ungeheuern Reichthum wir anstaunen und deren erstaunliche Kunstpracht wir in ihren Resten kaum noch zu unterhalten im Stande sind. Erst in der letzten Periode der Regierungszeit der burgundischen Herzoge trat eine Wendung zum Schlimmen ein. Diese Periode, wie glänzend auch in ihrer äußern Erscheinung, hat auf das niederländische Volk verderblich gewirkt. Handel und Industrie hatten während derselben noch immer an Bedeutung gewonnen, Künste und Wissenschaften waren im höchsten Grade gefördert worden, aber die Verkennung der sittlichen Interessen des Volkes war um so offener zu Tage getreten und im verführerischen Schooße übertriebener Verfeinerung waren jene Kräfte erschlafft, die ehedem im Dienste der Religion und der wahren Gesittung so Großes geleistet hatten. Das prachtvolle und wollüstige Hofleben — im Kleinen das, was später unter Ludwig **XIV.** in Frankreich im Großen zur Erscheinung kam — hatte zunächst höchst verderblich auf einen großen Theil des Adels, besonders des niedern Adels gewirkt, der die glänzenden und kostspieligen Feste, die er am Hofe mitgefeiert, auf seinen Schlössern nachahmte, Gelag und Würfelspiel zu einer häufigen Beschäftigung machte, dadurch aber sich um so mehr in Schulden steckte [53], als nach der allmählich sich ändernden Kriegführung eine frühere reiche Erwerbsquelle, nämlich der Ritterdienst um Geld, langsam versiegte. Auch in den Städten, wo der durch den Handel verbreitete Reichthum einen übergroßen Reiz zu Vergnügungen erzeugt hatte, wurde das glänzende Leben des Hofes und Adels zum Vorbild genommen. „Pracht und Eitelkeit in der Kleidung", sagt der von Schiller angeführte Philipp von Comines, welcher die Niederlande um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bereiste, „wurde zu einem ungeheuern Aufwand, Luxus bei der Tafel zu einer solchen Höhe, wie bei keinem andern Volke Europa's getrieben," womit zugleich die gröbste Ausschweifung und Unsittlichkeit zusammenhing. Wie sehr der religiös-sittliche Ernst aus einem großen Theil der Bewohner gewichen war, ließen die sogenannten Rederyker erkennen, jene Dichtervereine, die früher das religiöse und nationale Bewußtsein des Volkes genährt hatten, jetzt aber ihre Darstellungen zu offenen oder verkappten Angriffen auf Religion und Sittlichkeit benutzten, und um so gieriger vom Volke gehört wurden, je lüsterner sie waren. „Es schien", sagt ein ein-

sichtsvoller Zeitgenosse, „als wenn man sich dort nicht mehr ergötzen konnte, ohne sich über Gott und die Kirche lustig zu machen; wer noch mit Eifer von beiden sprach, setzte sich dem Spott und der Verachtung aus“ [54]. Das ganze Sinnen und Trachten des Volkes, berichtet Hugo Grotius [55], war lediglich auf Vergrößerung der Erwerbsquellen und auf bequemen Genuß des gewonnenen Wohlstandes gerichtet. Und so erklärt sich jener merkwürdige Brief, worin die edle Königin Maria von Ungarn, die fünfundzwanzig Jahre lang die Regentschaft der Provinzen ruhmreich geführt hatte, dem Kaiser Karl V. auseinandersetzte: sie könne nicht länger ein Volk regieren, ja nicht einmal unter einem Volke leben, dessen Sitten einen so bedeutenden Wechsel erfahren hätten, daß weder Ehrfurcht vor Gott noch vor den Menschen bei demselben mehr vorhanden zu sein scheine [56].

Wie wirkte, müssen wir fragen, die Kirche auf diese Zustände zurück? Im Laufe der Zeit hatten sich leider Verhältnisse gebildet, die sie unfähig machten, auf dieselben günstig zu wirken.

Die geistliche Jurisdiction wurde damals in den Niederlanden größtentheils von auswärtigen Prälaten ausgeübt, und befand sich in einem fast chaotischen Zustande. In der Provinz Luxemburg z. B. durchkreuzten sich sechs Diöcesen; zu dem Bisthume Lüttich gehörte fast das ganze Herzogthum Brabant, das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Namur; Köln, Minden, Münster und Osnabrück besaßen in verschiedenen Landestheilen bedeutende Districte; von den drei einheimischen Bisthümern standen unter dem von Utrecht ungefähr elfhundert Kirchen und mehr als zweihundert befestigte Städte. Zahlreiche Uebelstände mußten aus einem solchen Chaos kirchlicher Verwaltung entstehen; häufig kamen zwischen der geistlichen und weltlichen Behörde wegen gegenseitiger Uebergriffe Streitigkeiten vor; die auswärtigen Bischöfe mißbrauchten oft ihre Gewalt zum Nachtheil der Eingeborenen, und ihre Jurisdiction blieb in manchen Provinzen unkräftig, weil diese nach ihren Privilegien sich keinem auswärtigen Richter zu stellen brauchten; bald lagen wegen der Reise ins Ausland, bald wegen der Verschiedenheit der Sprache Schwierigkeiten vor. Die Bischöfe selbst, damals meist aus adeligen oder fürstlichen Häusern entsprossen und an den Streitigkeiten und Fehden ihrer Familien betheiligt, waren nach und nach mehr weltliche als geistliche Würden-

träger geworden, und benutzten das geistliche Amt gleichsam als Sinecure, um zu weltlicher Macht zu gelangen. Aber auch die kirchlich Gesinnten konnten wegen ihrer zu ausgedehnten Districte sich nicht mit der nöthigen Sorgfalt um den Klerus bekümmern, und so fehlte einem großen Theile der Geistlichkeit nicht nur alle nothwendige Bildung, sondern es kamen bei sehr Vielen auch grobe sittliche Vergehen vor, worüber wir aus den für die Niederlande erlassenen Verfügungen der Päpste nähere Belehrung schöpfen können [57]. Trauriger noch sind die Berichte über Müßiggang, Verweltlichung und Unsittlichkeit sehr vieler Klöster. Die Klosterschulen waren größtentheils in Verfall gekommen, und eben weil fast nur ihnen allein der Jugendunterricht oblag, so wuchs jetzt die Jugend ohne alle Bildung heran. Geistlicher Unterricht in Predigten und Katechisiren, schreibt der schon angeführte für seine Religion begeisterte Zeitgenosse [58], ward vielfach verabsäumt, die Sacramente wurden nur mehr nachlässig gespendet, die Kirchen blieben leer und die Sonntagsfeier war außer Acht gekommen. In dem Mangel an Schulen und in der daraus entstandenen Verwilderung der Jugend sah der tiefblickende Staatsmann Granvell eine der Hauptursachen der später ausgebrochenen Unruhen [59].

Wo solche Zustände vorhanden, sammelt sich überall eine gährende Masse revolutionärer Stoffe an, die nur eines äußern Anstoßes bedarf, um in eine flutende Bewegung zu gerathen.

Die neuen Lehrmeinungen, die von Wittenberg und Genf ausgingen, gaben diesen Anstoß. Insbesondere waren es die Grundsätze Calvin's und seiner Schule, die, wie sie überhaupt der großen Krisis des sechszehnten Jahrhunderts einen wesentlich revolutionären Charakter aufdrückten, auch in den Niederlanden am meisten die innern Unruhen und staatlichen Umwälzungen befördert haben. Während die dort weniger zahlreichen Lutheraner im Verlauf der Ereignisse eine bloß rechtliche Stellung neben der alten Kirche erkämpfen wollten, arbeiteten die Calvinisten auf eine völlige gewaltsame Unterdrückung aller andern Confessionen hin, und wir finden deßhalb, daß Lutheraner und Katholiken sich gegen deren Verfolgungswuth oft genug gegenseitig unterstützten. Die zahlreichsten Anhänger besaß der Calvinismus unter den Adeligen des Landes, die durch Verwandtschaft oder Freundschaft mit den

deutschen Reichsrittern vielfach verbunden waren, und wie diese, in ihrer herabgekommenen Stellung und drückenden Finanznoth auf Umsturz sannen, weil sie bei jeder Veränderung auf eine Verbesserung ihrer individuellen Zustände hofften. Sie förderten die Revolution und wurden die eigentlichen Führer der Bewegung, indem sie die religiösen Lehrmeinungen als Maske für politische Pläne benutzten und auf die Hefe des Volkes einwirkten, die, immerfort zu Veränderungen geneigt, sich mit Freude unter die neuen Fahnen gestellt hatte, unter denen der Dienst weit leichter war. In dieser Hefe des Volks hatte die Secte der Wiedertäufer, die durch ihre unsinnigen Tendenzen auf Weiber- und Gütergemeinschaft der groben Einbildungskraft, der Sinnlichkeit und Habsucht am meisten schmeichelte, die weiteste Verbreitung gefunden, und die noch in den letzten Decennien publicirten Berichte von Augenzeugen über das von dieser Secte getriebene Unwesen grenzen an's Unglaubliche, und zeigen, wie man aus Raub und Mord ein förmliches Gewerbe zu machen gesonnen war. Kein Wunder deßhalb, daß die draconischen Strafbestimmungen der Glaubensedicte Karls V. die Beipflichtung der Ritter des goldenen Vließes und die Zustimmung der Generalstaaten fanden[60].

Die Glaubensneuerung, von einem sittlich und materiell gesunkenen Adel zu ehrgeizigen und selbstsüchtigen Plänen benutzt, war die Hauptursache der niederländischen Rebellion, aber man verfällt in einen ebenso unberechtigten wie kleinlichen Pragmatismus, wenn man, wie es vielfach geschieht, den Abfall der Niederlande und die langwierigen blutigen Kriege einzig und allein aus dieser Neuerung und aus dem revolutionären Gebahren der Großen herleiten will. Denn daran trägt, wie wir noch anführen werden, auch Alba's Militärdespotismus und König Philipp's späteres gewaltsames Eingreifen in die beschworene Verfassung reichliche Schuld. Wie wenig wir deßhalb gewillt sind, uns zum Vertheidiger aller Maßnahmen des Königs aufzuwerfen, und wie sehr wir jenen nivellirenden Staatsabsolutismus des Jahrhunderts verabscheuen, den auch er in Spanien und Italien zur Herrschaft brachte, und der nirgends die Monarchie auf Grund der gesellschaftlichen Rechtsordnung verjüngt und die Entwicklung gesetzmäßiger Institutionen begünstigt, sondern jeden gesunden lebensfähigen Organismus unterbunden und Trägheit und Theilnahmlosigkeit des

Volkes an den allgemeinen Interessen erzeugt und genährt hat: so müssen wir in parteiloser Forschung den König doch von jenen Beschuldigungen freisprechen, als habe er in den Niederlanden ein despotisches Regiment aufrichten und gleich beim Antritt seiner Regierung die Landesprivilegien brechen wollen.

Suchen wir uns seine Stellung zu vergegenwärtigen.

In einer Zeit, wo England, Schottland, Scandinavien und ein großer Theil Deutschlands und Frankreichs von der alten Kirche bereits abgefallen war, und wo es, menschlich berechnet, in die Hände Philipps — des Herrn der Niederlande, des Beherrschers von Spanien, Mailand, Sicilien und der neuen Welt — gelegt schien, durch seinen Uebertritt zur neuen Lehre den Katholicismus aus dem größten Theile Europa's zu verdrängen, in einer solchen Zeit erklärte sich der König muthig und offen zum Vertheidiger der katholischen Kirche, und glaubte in dieser Vertheidigung die Mission seines Lebens begründet. Selbst Schiller kann nicht umhin, seine „Bewunderung" über die „kühne Haltung einer Maxime" auszusprechen, die „jede Angelegenheit des Glaubens, welches Land sie auch betraf, als eigene Angelegenheit" betrachtete, und die den König bewog, „in diesem Falle stets sein Eigenthum fremdem Bedürfnisse aufzuopfern." Die Vertheidigung der Kirche erfüllte den König so, daß er, wie er schrieb, „lieber alle seine Länder und sein Leben, ja hundert Leben, wenn er sie hätte, verlieren wollte, als zugeben, daß dem Katholicismus in seinen Staaten irgend ein Abbruch geschehe"[61].

Von diesen Grundsätzen geleitet, wollte Philipp, nach dem Vorbilde seines Vaters Karl V., die Ausbreitung der neuen Lehrmeinungen, die überall zugleich zu staatlichen Umwälzungen geführt hatte, in den Niederlanden verhindern, und bestätigte zu diesem Zwecke die von Karl V. nach dem Geiste des Jahrhunderts und dem Stand der damaligen Criminaljustiz erlassenen Strafbestimmungen gegen die Häretiker. Allein er erkannte, daß der „Schutz der Kirche," zu dem er sich bei Uebernahme der Regierung durch einen den alten Privilegien des Landes conformen Eid öffentlich und feierlich vor dem Volke verpflichtet hatte, nicht bloß durch Gewaltmaßregeln zu erzielen sei, und dachte deßhalb bei den von uns angedeuteten verwirrten Zuständen der Provinzen an die Durchführung positiver Reformen, die das Wohl der Kirche, wie des

Staates bezwecken sollten. Um der weitern Verbreitung der neuen Lehre einen kräftigen Damm entgegen zu setzen, mußten die Mißbräuche, die sich in die Kirche eingeschlichen, entfernt, und vor Allem mußte dem unmoralischen Leben eines großen Theils der Welt- und Ordensgeistlichkeit abgeholfen werden: was Alles zunächst nur durch eine Umgestaltung der kirchlichen Organisation geschehen konnte. Zu diesem Ende knüpfte Philipp in Rom Unterhandlungen an, und traf in Uebereinstimmung mit dem Papste, nach langen und reiflichen Berathungen, die Verfügung, daß fürderhin die Jurisdiction der auswärtigen Bischöfe in den Niederlanden aufhören, jede Provinz in Zukunft einen Bischof erhalten, aus der Gesammtzahl der siebenzehn Bisthümer vier Erzbisthümer errichtet und alle insgesammt der Metropole Mecheln untergeordnet werden sollten[62]. Um eine vom kirchlichen Geiste durchdrungene Wissenschaft zu befördern, ließ der König an der Universität Löwen neue Lehrstühle für die Dogmatik und das canonische Recht errichten, und von dieser Universität ging dann auch immer mehr die Regeneration des niederländischen, vielfach auch des französischen Klerus aus. Zwischen Löwen und der im Jahr 1562 auf Betreiben des Cardinals Granvell neu errichteten hohen Schule zu Douay entstand ein reger wissenschaftlicher Wetteifer, der die Blüte beider Anstalten erhöhte.

Auch in der Landesverfassung wollte Granvell wichtige Reformen durchgeführt wissen, und drang vorzüglich auf Regelung des Heerwesens und Abhülfe der drückenden Finanznoth der Regierung. Hier fruchteten jedoch seine Rathschläge nicht. Philipp beeilte sich nach Spanien zu kommen, wohin ihn seine Neigung, und die Gefahren vor der wachsenden Türkenmacht riefen. In den Niederlanden hatte sich der König nie heimisch gefühlt, und wol eingesehen, wodurch es gekommen, daß ihm die Liebe der Bewohner nicht zu Theil geworden war: kalt und verschlossen, immer ernst, der niederländischen Sprache nicht kundig, nur von Spaniern umgeben, spanische Etiquette streng beobachtend, hatte er ein Volk gegen sich eingenommen, welches gewohnt gewesen, mit seinen Fürsten in stets freundlichem Verkehre zu stehen, und welches besonders von Karl V., der den Niederländern vor allen andern Völkern den Vorzug gegeben, verwöhnt worden war. Weit entfernt jedoch, dem Volke zu trotzen, glaubte Philipp den Wünschen

desselben entgegen zu kommen, wenn er während seiner Abwesenheit einer Landestochter die Oberstatthalterwürde übertrüge. Die auserkorene Person war Margaretha von Parma, eine natürliche Tochter Karls V., die in den Niederlanden geboren, mit den Sitten und Gewohnheiten der Nation vertraut und dieser durch Vaterlandsliebe zugethan war, und deßhalb auch die Neigung des Volkes erworben hatte. Nachdem der König den einzelnen Provinzen die Großen des Landes als Statthalter vorgesetzt, und besonders den Prinzen Wilhelm von Oranien und den Grafen von Egmont bei dieser Besetzung, aus Dank für früher geleistete Dienste, am huldreichsten bedacht, sodann den Staats-, Privat- und Finanzrath von Neuem eingerichtet, und endlich den Cardinal Granvell der Regentin als ersten Minister an die Seite gesetzt hatte, ging er im Jahre 1559 nach Spanien.

Von Granvell vorzüglich hegte Philipp die Hoffnung, daß er die Interessen der alten Religion, der Krone und des Volkes vertreten, und zunächst die bezüglich der Organisation der neuen Bisthümer getroffenen Verfügungen in's Werk setzen werde. Aber mit dieser Durchführung waren die größten Schwierigkeiten verbunden. Um die Bisthümer zu dotiren, sollte jeder neue Bischof zum Abt eines vacant gewordenen Klosters erwählt, durch ihn die Klosterdisciplin wieder hergestellt werden. Weil nun aber die Aebte von jeher Stimmrecht in den Staatenversammlungen gehabt hatten, und dieses Recht nun auf die Bischöfe überging, so ließ zunächst der Adel seine Mißstimmung laut werden und behauptete, die Bischöfe seien Werkzeuge zur Verstärkung der monarchischen Gewalt, und würden die Verminderung der Privilegien ruhig geschehen lassen. Einige der früheren Bischöfe beklagten sich über die Einschränkung ihrer Jurisdiction, die Aebte über den Verlust ihrer Macht; der entsittlichte Theil des Welt- und Ordensklerus fürchtete in den neuen Bischöfen strenge Sittenrichter, und am lautesten erhoben sich natürlich die Anhänger der neuen Lehre, denen die Aussicht auf eine strengere kirchliche Beaufsichtigung nicht gerade genehm war.

So zeigte sich nun, daß der König das Land zu früh verlassen hatte. Durch seine königliche Gegenwart, durch ein eigenes kräftiges Eingreifen, umgeben von einer treuen Armee, hätte er alle Schwierigkeiten bewältigen können. Was sich ihm vereinzelt

entgegengestellt haben würde und deßhalb leicht zu unterdrücken gewesen wäre, vereinigte sich unter der hinterlassenen Generalregierung zu einer compacten Oppositionsmasse, welche, getragen von allen schon früher im Lande vorhandenen revolutionären Elementen, später den offenen Krieg heraufbeschwor.

Es kam so, wie es häufig kommt. An der Reaction, weil sie nur halb durchgeführt wurde, erstarkte die Revolution: gerade wie es Granvell vorausgesagt hatte.

Ordner und geschickter Führer aller Unzufriedenen wurde Prinz Wilhelm von Oranien.

Oranien ist, wie wir schon bemerkten, Schiller's Lieblingsheld, aber der Oranien der Geschichte gleicht, abgesehen von der hohen geistigen Befähigung des Mannes, auch nicht in Einem Zuge der poetischen Figur, die uns der Dichter mit blendenden Farben in seinem historischen Kunstproduct vorführt. Schiller stellt in Oranien den Charaktertypus eines Freiheitshelden auf, der sittenrein und uneigennützig, mit „erleuchteter und freier Tugend" dem Wohle des Volkes alle seine Kräfte leiht, der für religiöse Duldung eifert und in all' seinen Handlungen die Züge „schöner Menschlichkeit" offenbart: die Geschichte dagegen lehrt uns ihn als einen kalten, überall berechnenden Verstandesmenschen von eminenter Begabung kennen, dessen stolzes Selbstgefühl weder durch religiösen Sinn, noch durch Wärme des Herzens veredelt wurde, dessen schrankenloser Ehrgeiz alle gesetzlichen Schranken durchbrach, nur für eigene, selbstsüchtige Zwecke arbeitete, und vor der Anwendung auch der schlechtesten Mittel nicht zurückschreckte. Selbst Groen van Prinsterer, der die Correspondenz des Hauses Oranien-Nassau edirt hat und bekanntlich zu den eifrigsten Anhängern dieses Hauses gehört, sieht sich, obgleich er sich oft zum Apologeten des Prinzen aufwirft, auf Grund der Quellen zu dem Geständniß gezwungen: „Wilhelm führte ein leichtfertiges und verschwenderisches Leben; er wurde vom Ehrgeiz und Egoismus beherrscht"[63]. Dieses verschwenderische Leben, welches schon vor dem Regierungsantritt König Philipp's zu seiner ungeheuern Schuldenlast von 800,000 Florin[64] reichlich beigetragen, brachte ihn allmählich in eine solche Finanznoth, daß er beim Beginn der Revolte im J. 1563 seinem Bruder Ludwig schrieb[65], er sei nicht mehr im Stande, seinen Haushalt zu führen.

Wer die von Groen van Prinsterer zur Geschichte Oranien's publicirten Materialien, die von Gachard herausgegebene Correspondenz desselben und die Staatspapiere Granvell's — Quellen, die Schiller allerdings nicht benutzen konnte, — mit Unbefangenheit studirt, kann darüber nicht im Zweifel sein, daß Oranien von Anfang an ein doppeltes Spiel am spanischen Hofe und beim niederländischen Volke spielte, und sich als Meister in jener Politik bewährte, welche die eigenen Triebfedern zu verhüllen, die Triebfedern Anderer aufzuspüren, Staatsbeamte zu bestechen, Spione aller Art auszusenden, und die unwissende und leicht bewegliche Masse am Gängelbande ihrer Leidenschaften und Vorurtheile zu leiten versteht. Zu derselben Zeit, wo er dem König durch einen feierlichen Eid versprach, für die Aufrechthaltung der Glaubensedicte zu sorgen, und wo er der Regentin Margaretha seine warme Anhänglichkeit „an unsere alte und wahre Religion im Gegensatz zu dieser neuen und unglückseligen Secte" versicherte, gab er sich in Deutschland für einen Anhänger des Lutherthums aus, trat auch mit den französischen Calvinisten in Verbindung, versprach aber gleichzeitig aus freien Stücken dem Papste, durch Proscriptionen und Güterconfiscationen die Ausrottung „der häretischen Pest" des Calvinismus zu betreiben [66]. Oranien, sagt ein Zeitgenosse, gehörte zu denen, „welche die christliche Religion für eine Erfindung der Politik ausgeben, um das Volk im Zaum zu halten, wie dies in ähnlicher Weise die von Numa Pompilius eingeführten Ceremonien, Wahrsagereien und abergläubischen Gebräuche bezweckten," [67] und mit dieser Angabe stimmt vollkommen überein, daß der Prinz wünschte, „seine Frau möge sich nicht mit der melancholischen Lectüre der hl. Schrift befassen, sondern den Amadis von Gaules und andere kurzweilige Bücher, die von der Liebe handeln, lesen," [68] und daß er dem Herzog von Alençon die Weisung gab, „man müsse sich um die Religion vor allem dann wenig bekümmern, wenn man seine Interessen zu vertreten und sich Macht und Einfluß zu sichern habe." [69] Darum darf es uns nicht wundern, daß er, zur Vertheidigung seiner Auflehnung gegen den König, in seiner eigenen Apologie, wie sehr er auch darin seinen angeblichen Kampf für Religionsfreiheit und Landesprivilegien betont, persönliche Motive in den Vordergrund stellt, daß er Religionsfreiheit nur pre-

digte, wo es seinen Zwecken entsprach, bei andern Gelegenheiten aber eine blutige Verfolgung der Katholiken nicht bloß schützte, sondern selbst ausübte [70].

Seit dem Augenblick, wo Oranien sich in seiner Hoffnung, Statthalter der Niederlande zu werden, getäuscht fand, ging er in seinem Oppositionsverfahren gegen die Regierung von dem wohlerwogenen Plane aus, mit Hülfe der neuen Lehre, zu deren Begünstiger er sich aufwarf, die Provinzen zu revolutioniren und der spanischen Herrschaft über dieselben ein Ende zu machen [71], um dann, da Keiner im Lande ihm den Vorrang streitig machen konnte, sich dort zum selbstständigen Gewalthaber aufzuwerfen, oder wenigstens einen Theil der Provinzen zu beherrschen. Bei der Eifersucht, mit der alle übrigen Staaten Europas die Macht Philipp's betrachteten, bei der Unterstützung, die er bei den Protestanten Englands, Frankreichs und Deutschlands zu finden gewiß war, durfte Wilhelm wol hoffen, den Kampf selbst mit einem so mächtigen, aber vielseitig beschäftigten und in entscheidenden Augenblicken immer unschlüssigen Monarchen, wie Philipp, mit Glück bestehen zu können.

Er begann den Kampf zunächst auf politischem Boden, zum Schutze — so gab er vor — der Landesprivilegien, die gar nicht bedroht waren. Von Anfang an aber hatte er mit richtigem Blick seinen stärksten Gegner in der Person Granvell's erkannt, und eingesehen, daß er, so lange dieser in den Niederlanden zugegen, seine Plane nicht werde durchführen können. Uneingedenk der großen Wohlthaten, die ihm der Cardinal fortwährend erwiesen, nahm er nun ihn zum Zielpunkt seiner Angriffe, und suchte einen Mann als Mithelfer und Freund zu gewinnen, der schon der Liebling des niederländischen Volkes gewesen war, bevor er noch dessen Held und Stolz wurde: Lamoral Grafen v. Egmont, Prinzen v. Gavre.

Egmont war ein offener, ritterlicher Charakter, ohne Verstellung, rein von Sitten, unerschütterlich der Religion seiner Väter treu, und mit unbegrenzter Liebe seinem Weibe und seinen zahlreichen Kindern zugethan, denen er sich in Wahrheit als Vater zeigte und durch die er sich mit seinem Vaterlande noch inniger verwachsen fühlte.

Karl V. hatte ihn zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen, und auch Philipp, der seiner Tapferkeit und Feldherrngröße

zum großen Theile die herrlichen Siege von St. Quentin und Gravelingen schuldete, ließ ihm Huld und Gnade in hohem Maße angedeihen. Er ernannte ihn zum Statthalter von Artois und Flandern, zum General in der Armee, zum Commandanten des Schlosses von Gent, und überwies ihm außerdem noch eine Stelle im Staatsrathe, wodurch er denn auch Egmont's fernerer Treue sich versichert glaubte. Allein er hatte Egmont's Herz nicht gewinnen können. Bei all' seinen edeln Eigenschaften von hochfahrendem Wesen, auf eigene Verdienste und den Ruhm seiner Vorfahren pochend, war Egmont durch das düstere, abgeschlossene Wesen Philipp's verletzt worden, und empfand es übel, daß ein Mann wie Granvell, den keine hochgeborene Mutter auf dem Schooße gewiegt, durch geistige Ueberlegenheit und Redefülle im Staatsrathe vor Allen hervorleuchtete, so viel Pracht und Luxus entfaltete [72], und nächst der Regentin die erste Stelle in den Niederlanden einnahm. Kleinliche Gründe brachten ihn in Widerspruch gegen den Cardinal, und seitdem trat er mit Oranien, dessen Charakter ihm früher ganz mißfallen, in Verbindung [73] und wurde von diesem in ein Oppositionssystem hineingezogen, dessen Zweck und Tiefe er unmöglich zu erfassen vermochte. Egmont besaß nicht jene Geistesgaben, die dem nicht abgehen dürfen, der sich zum Haupte einer Partei aufwerfen will: ohne klares Bewußtsein von dem Ziele seines Strebens ließ er sich von augenblicklichen Einflüssen, von der Stimmung seines Herzens lenken, und hat überhaupt nie eine andere Politik als die des Gefühles gekannt. Ohne sein Wissen und Wollen machte er sich nach und nach zu einem Spielball in den Händen des „Schweigers“, bis er endlich, fortgerissen von der mächtigen Strömung, der er sich anfangs arglos hingegeben, ein Opfer von Ereignissen wurde, die größer waren, als er.

Durch seine Verbindung mit Egmont hatte sich Oranien einen volksfreundlichen Anstrich gegeben, den er durch eigene demagogische Kunstgriffe verstärkte. Er zog einen großen Theil des Adels auf seine Seite, wozu er es an Gelagen und Festlichkeiten nicht fehlen ließ [74], machte sich zum Wortführer aller Mißvergnügten und benutzte alle wegen Einsetzung der neuen Bisthümer durcheinanderstürmenden Leidenschaften, um Granvell zu stürzen.

Das Bild, welches Schiller von Granvell entworfen, liefert einen neuen Beweis von dem großartigen Talent, welches der

Dichter für allgemeine Charakterschilderungen besaß; es ist glänzend und tief, und mit „fesselnden Zügen in die Erzählung eingeführt", aber es hat einen Mangel, den für den Historiker all' die genannten Vorzüge nicht ersetzen können: es ist nicht das Bild des historischen Granvell. Und hierauf müssen wir um so mehr aufmerksam machen, als man noch neuerdings, obgleich zur richtigen Charakteristik des Cardinals und zur Würdigung seiner Wirksamkeit in den Niederlanden in dessen Staatspapieren und Correspondenzen ein so unschätzbares Material, welches dem Dichter nicht zu Gebote gestanden, zugänglich geworden, Schiller's Schilderung als eine hervorragende Leistung für die Geschichte bezeichnet hat [75].

Schiller spricht seine Bewunderung aus für den seltenen Geist des Mannes, für seine unbestechliche Treue, seine nie ermüdende Geduld in den Geschäften des Staates, seine rastlose Arbeitskraft, aber er faßt ihn auf als den gefügigen Diener eines Despoten, der den „niedrigsten Leidenschaften der Wollust, der Habsucht, der Rachbegierde dienen" durfte, voll Menschenverachtung „mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit seiner Gemüthsart und die Leidenschaften seines geistlichen Standes bewaffnete" und durch seinen Ehrgeiz „die Trennung zwischen der Nation und dem Könige unheilbar machte, weil er selbst ihm dann unentbehrlich blieb." „Die Niederlande", sagt Schiller, „verfluchten ihn als den schrecklichsten Feind ihrer Freiheiten und den ersten Urheber alles Elendes, welches nachher über sie gekommen ist." Früher schon hatte der Dichter in seiner Bearbeitung von Mercier's Charakteristik Philipp's II. den Cardinal als einen würdigen Vertrauten des Königs angesehen, weil er „grausam von Natur und nach Grundsätzen" [76] gewesen sei, und in der ersten Redaction seines Abfalls der Niederlande bezeichnet er in einer später unterdrückten Stelle die Wahl Granvell's zum Minister nicht bloß als ein „Verbrechen der Politik", sondern sogar als ein „Bubenstück" des Königs [77]. Wie ganz anders spricht sich die neuere, unbefangene und auf Quellen gegründete Geschichtschreibung aus! Groen van Prinsterer, obgleich eifriger Protestant, nimmt den Cardinal gegen alle Anschuldigungen in Schutz und spendet ihm reiches Lob [78]; Weiß, Duvernoy und Belamy, die sich mit der Ordnung und Herausgabe der Staatspapiere Granvell's befaßt, äußern die wärmsten Sympathien [79];

und selbst Borgnet, obgleich entschiedener Gegner König Philipp's, macht sich zum Vertheidiger des Cardinals [80]. Am gewichtigsten aber erscheint uns das Urtheil Gachard's, der durch die gründlichsten und detaillirtesten Studien unter allen Geschichtsforschern der Gegenwart wol die größte Vertrautheit mit der Geschichte der niederländischen Revolution erlangt hat, und der sich in der Vorrede zum ersten Band seiner „Correspondenz Philipp's II." dahin ausspricht: „Granvell war einer der hervorragendsten Staatsmänner seines Jahrhunderts; er wollte das Wohl, die Ruhe und den Glanz der Niederlande; seine Abreise von Brüssel hatte verderbliche Folgen, und es ist wahrscheinlich, daß unsere Provinzen, wenn er an der Spitze der Geschäfte geblieben wäre, nicht jene lange Reihe von Unglücksfällen zu erdulden gehabt hätten, die ein Land, welches bis dahin das glücklichste und blühendste Europas gewesen war, mit Verwüstung und Elend erfüllten" [81].

Von früher Jugend auf an dem Hofe Karl's V. erzogen, entwickelte Granvell so großartige staatsmännische Talente, daß er sich das volle Vertrauen des Kaisers erwarb und von diesem dem König Philipp als der „treueste und befähigteste Diener" empfohlen wurde. Und an dieser Treue und Befähigung haben weder seine Freunde, noch Feinde gezweifelt. Der ausgezeichnete venetianische Diplomat Michael Soriano charakterisirt einmal die verschiedenen Minister des habsburgisch-spanischen Hofes nach ihrer geistigen Bedeutung, und bemerkt dann, daß all' diese starken Säulen des Reiches, die der halben Welt zur Stütze dienten, weniger vermöchten, als die Person eines Einzigen, Granvell's, „der durch Urtheilskraft und lange Erfahrung, die er sich in der Weltregierung erworben, geeigneter und kühner ist, als sie alle, großartige Dinge zu unternehmen, mehr Geschicklichkeit und Umsicht besitzt, sie zu leiten, mehr Standhaftigkeit und Energie, sie zu Ende zu bringen" [82]. Wie mit Einem Blick umfaßte Granvell all' die großen Reiche seiner Herren, wußte sich in jedes derselben gleichsam hineinzuleben und es nach seinen innern Zuständen und Bedürfnissen zu beurtheilen. Er dachte und schrieb den ganzen Tag, wie uns seine bändereiche Correspondenz bezeugt; fünf Secretäre konnte er zu gleicher Zeit und zwar in verschiedenen Sprachen, deren er sieben gesprochen haben soll, beschäftigen, Tag und Nacht schlaflos und nüchtern durcharbeiten, wie es ihm mehrmals in

der Begleitung Karl's V. oblag, der solcher ungewöhnlichen Geister, die ihm selbst glichen, bedurfte. Hat sich auch Granvell in seiner Politik nicht zu der sittlichen Höhe eines Ximenes zu erheben vermocht, so sind doch die Grundsätze, die er in seinen Staatsschriften mit Freimuth seinen Herren und Königen als die alleinigen, deren Durchführung den Völkern Bürgschaft gäben für eine gute Regierung, vor Augen hält, von einem solch' moralischen Gehalt, wie wir sie selten in einem Zeitalter antreffen, wo Machiavell's unselige Principien so vielseitige Anwendung fanden. Vor Allem zeigen sie, daß er ein Feind jenes rohen Absolutismus gewesen, der die Völker innerlich und äußerlich erniedrigt, und mit den Mitteln äußerer Gewalt große Dinge vollführen zu können wähnt.

Und doch hat man gerade ihn für den Hauptbeförderer dieses Absolutismus angesehen, und Schiller bezeichnet, auf Strada gestützt, die Durchführung eines despotischen Regimentes in den Niederlanden als das eigentliche Ziel seiner Politik. Zunächst soll er dazu die spanischen Regimenter habe benutzen wollen, welche Philipp in den Provinzen zurückgelassen hatte, und nicht in der festgesetzten Zeit zurückrief. Diese Regimenter, meint Schiller, sollten „die Neuerungen unterstützen, die er (der König) in der niederländischen Verfassung zu machen gesonnen war — sie waren ihm eine Kette, an der er die Nation gefangen hielt." Aber diese Regimenter waren doch, wie Schiller selbst an einer andern Stelle angibt, nur drei bis viertausend Mann stark, und deßhalb wol wenig geeignet, ein Volk von mehreren Millionen gefangen zu halten! Und überdies standen sie unter dem Oberbefehl von Oranien und Egmont. Hugo Grotius gibt freilich an, daß diese Beiden den Oberbefehl, den Philipp ihnen angetragen, zurückgewiesen hätten (**detrectavere munus ut inimicum legibus**), und Schiller ist der Ansicht, daß sie den Antrag ausgeschlagen „mit der edelmüthigen Erklärung, daß sie sich nie entschließen würden, gegen die Gesetze des Landes zu dienen." Aber wir wissen jetzt, daß Beide den Oberbefehl wirklich übernahmen [83], und meinen, daß sie, wenn sie gewollt, wol im Stande gewesen wären, die frechen Unthaten dieser Haufen, über die das Volk mit Recht empört wurde, zu verhindern. Soviel jedoch steht fest, daß Philipp gegen sein gegebenes Versprechen handelte, als er die Soldaten nicht

vier Monate, sondern erst siebenzehn Monate nach seiner Abreise, aus den Provinzen abrief. Den Cardinal aber trifft dabei keine Schuld. Schon am 2. October 1559, in der sechsten Woche nach der Abreise des Königs, schrieb Granvell an Gonzalo Perez, daß man die Truppen heimrufen müsse, sprach sich später auch im Staatsrath für deren Entfernung aus, drang in den König, sie zurückzuziehen, und bewerkstelligte zuletzt ihre Einschiffung nach Spanien [84].

Um eine unumschränkte Gewalt in den Niederlanden aufzurichten, soll Granvell ferner, nach Schiller's Darstellung, den Edicten gegen die Ketzer einen fürchterlichen Gehorsam verschafft und vorzüglich auch die Einrichtung der neuen Bisthümer betrieben haben.

Was die Glaubensedicte betrifft, so war Granvell allerdings der Ansicht, daß man bei den damaligen Zeitverhältnissen unmöglich, wie er schreibt, „Jedem die Freiheit geben könne zu glauben, was er wolle, da dann in den Niederlanden nicht bloß Katholiken und Hugenotten sich zum Verderben des Staates bekämpfen würden, wie dies in dem durch Bürgerkriege zerrissenen Frankreich der Fall, sondern, was noch weit gefährlicher, auch die wahnsinnigen Secten der Wiedertäufer alle socialen Verhältnisse von Grund aus umstürzen würden" [85]. Aber er wollte die Strafverordnungen nur gegen die Prädikanten und gegen die Urheber öffentlichen Scandals mit aller Strenge angewendet wissen, nicht aber gegen diejenigen im Volke, welche bloß verführt worden und Reue bekundeten [85a]. Darum betonte er auch in einem Briefe an den König vom December 1560, daß man bei Vollziehung der Glaubensedicte die Privilegien des Landes und die Natur der Einwohner berücksichtigen müsse [86], und Oranien und seine Anhänger führten beim Könige, um den Cardinal anzuschwärzen, sogar Klage darüber, daß dieser sich nicht hinlänglich für die Erhaltung der alten Religion und die Ausrottung der Ketzereien bemühe! Im Jahre 1565 beschwerten sich die Conföderirten, daß der König immerfort auf den Vollzug der Glaubensedicte Karl's V. dränge, die unter Granvell nicht mehr in Anwendung gekommen seien [87].

Die Einrichtung der neuen Bisthümer, die dem Cardinal zur Last gelegt wurde, war von Philipp ohne Vorwissen desselben betrieben worden, und Granvell hatte in Voraussicht der Opposition, welche seine Ernennung als Primas der Niederlande finden würde,

nur mit Widerstreben das Erzbisthum Mecheln angenommen, und wollte später darauf verzichten, um der Eifersucht der Großen einen Vorwand zu entziehen [88]. Denn diese seine Stellung wurde insbesondere von Oranien dazu benutzt, um ihn bei Allen, die sich durch die neuen kirchlichen Einrichtungen verletzt oder beeinträchtigt glaubten, verhaßt zu machen. Um seinen Anhang zu verstärken und der Regierung neue Schwierigkeiten zu bereiten, trat Oranien, nachdem sein Plan, sich zum Protector der Provinz Brabant aufzuwerfen (wo vorzüglich die Aebte sich am lautesten gegen die Einführung der Bischöfe erhoben), an Granvell's Besonnenheit und Entschiedenheit gescheitert war, mit der Forderung auf, die Generalstaaten zu versammeln. In einer Zeit der Krisis, wie sie vorhanden, hätte sich die große deliberirende Versammlung der Staaten leicht in eine constituirende umwandeln lassen, und darum wäre ihre Zusammenberufung das geeignetste Mittel gewesen, der Revolution eine breite Grundlage zu geben. Und dies hätte um so leichter geschehen können, weil bereits im Süden des Landes durch calvinistische Prädikanten eine bedenkliche Volksbewegung hervorgerufen worden, und weil das angrenzende Frankreich eben damals durch eine revolutionäre Adelspartei, mit der Oranien in Verbindung stand, aufgewühlt wurde. Granvell widersetzte sich deßhalb auch diesem Plan des Prinzen aus leicht begreiflichen Gründen, und hätte sich selbst in ruhigeren Zeiten mit Fug gegen die Zusammenberufung der Staaten erklären dürfen, weil nur geringer Nutzen für das Wohl des Landes aus derselben zu erzielen war. Die Generalstaaten der Niederlande bildeten nämlich nur eine Versammlung von Provinzialdeputirten, denen bloß die Interessen der betreffenden Provinz anempfohlen waren, nicht eine Nationalvertretung nach Art unserer Kammern. Die Deputirten konnten allerdings Manches mit einander besprechen, aber entscheiden konnten sie Nichts, weil sie, an bestimmte Aufträge ihrer Wähler gebunden, nicht nach freier Ueberzeugung zu votiren befugt waren, sondern bei jeder neuen Proposition neue Aufträge einholen mußten. Hierdurch steigerten sich Kosten und Arbeiten in's Unendliche. Auch kamen zwischen den Deputirten der einzelnen Provinzen häufig Streitigkeiten vor, und wenn auch endlich Entscheidungen durch die Majorität getroffen wurden, so hatten diese für die Minorität keine bindende Kraft. Darum

hatten einige Provinzen sich durch ein besonderes Privilegium von der Betheiligung an der Staatenversammlung dispensiren lassen [89].

Mit der „Verwerfung der Generalstaaten" steigerte sich der Haß gegen Granvell, dessen Gegner von jetzt an alle Mittel der Intrigue und Verleumdung in Bewegung setzten, ihn auch beim Volke gehässig zu machen. Man streute allerlei böswillige Gerüchte aus: der Cardinal habe dem Könige gerathen, mehrere Große des Landes umbringen zu lassen, alle Privilegien zu kassiren, und sich mit Heeresmacht die Niederlande zu unterwerfen [90]. Eine Menge von Schmähschriften und Carrikaturen, die den Prälaten auch in seinem Privatleben angriffen und ihn allerlei geheimer Laster bezüchtigten, wurde unter das Volk verbreitet, und so eine Revolution, die später das Blut der Niederländer in Strömen fließen ließ, mit Pamphleten begonnen.

Im Staatsrathe hatten Oranien und die von ihm geleiteten Grafen Egmont und Hoorne lange schon eine systematische Opposition bei allen Staatsfragen eingehalten, und sich endlich, unter dem Vorgeben, sie seien dort, weil die wichtigsten Sachen von Granvell allein betrieben würden, nur leere Figuranten, aus demselben entfernt, und dadurch die Regentin in die größte Verlegenheit versetzt.

Die von Strada und Andern ausgesprochene und von Schiller mit scharfen Worten wiederholte Behauptung, daß Philipp befohlen habe, die Großen des Landes aus allen Staatsgeschäften zu verdrängen, ist nach Ausweis der neuern Documente ebenso unbegründet als jene, daß Granvell nach Schiller's Worten, „beinahe unumschränkt im Staatsrathe geherrscht . . . selten den übrigen Mitgliedern eine Angelegenheit von Belang zur Berathung vorgelegt, und wenn es je einmal vorkam, nur längst schon beschlossene Dinge (vorgelegt habe), wozu man höchstens nur die unnütze Formalität ihrer Genehmigung verlangte." Philipp's geheime Instructionen für die Regentin, die uns jetzt authentisch vorliegen [91], zeigen, daß Margaretha angewiesen wurde, alle öffentlichen Angelegenheiten dem Staatsrathe zur Berathung vorzulegen, und sich nach dem Ausspruch desselben zu richten, und Granvell versicherte dem König [92], daß die Anschuldigung der Großen: „sie würden nur der Form wegen, und nachdem die Beschlüsse bereits gefaßt seien, in den Staatsrath berufen," unbegründet sei. In einem

wichtigen Document, welches Granvell lange nach seiner Abreise aus den Niederlanden zur Vertheidigung seines Ministeriums abfaßte, gibt er die feste Versicherung, daß alle betreffenden Angelegenheiten im Staatsrathe verhandelt worden seien, daß aber die Großen, „um ihren Vergnügungen und Geschäften nachzugehen," sich oft an den Sitzungen nicht betheiligt, und nachher, wenn in ihrer Abwesenheit Beschlüsse gefaßt worden, geglaubt hätten, diese seien außerhalb des Staatsrathes gefaßt. Wir müssen auf diese Versicherung ein um so größeres Gewicht legen, weil alle übrigen Aussagen des würdevoll abgefaßten Actenstückes in den uns nunmehr vorliegenden zahlreichen Documenten der Zeit ihre Bestätigung finden, und weil aus den Briefen der Regentin hinlänglich hervorgeht, daß der Staatsrath von den ihm zustehenden Geschäften nicht ausgeschlossen wurde [93]. Granvell trat nur den oligargischen Gelüsten Oranien's und seiner Anhänger entgegen, die die Befugnisse des Staatsraths auf Kosten der übrigen Behörden ausdehnen und das ganze Regiment in Händen haben wollten, und später, als ihnen dieses gelungen war, zum Verderben des Staates, wie wir sehen werden, die selbstsüchtigen Zwecke ihres Handelns offenbarten.

Granvell befand sich in der mißlichsten Lage. Die königlichen Domänen waren mit sehr hohen Summen belastet [94], und der Staatsschatz war in einem Grade erschöpft, daß es oft schwer hielt, auch nur für die Beorderung eines Couriers genügende Geldmittel zu finden [95]; man war nicht mehr im Stande, den Verwaltungs- und Justizbeamten ihren Gehalt zu zahlen [96]. Die früheren Kriege mit Frankreich hatten besonders den südlichen Provinzen so tiefe Wunden geschlagen, daß ganze Länderstrecken öde und verwüstet lagen und seitdem fast nicht mehr bebaut worden waren [97]. Zu allem dem, zum Theil dadurch hervorgerufen, kamen die inneren Unruhen im Lande; man mußte mit jedem Tage einen offenen Ausbruch befürchten, ohne daß man Mittel gefunden hätte, ihn dämpfen zu können. Philipp hatte nämlich, nachdem er die spanischen Soldaten aus dem Lande zurückgezogen, zur Organisirung einer neuen Armee keine Vorkehrungen getroffen.

Es bedurfte einer Seelenstärke, wie der Cardinal sie besaß, um unter solchen Verhältnissen nicht den Muth zu verlieren. Allerdings verwundeten ihn die Angriffe seiner Gegner, aber er zeigte

eine um so größere Geistesgegenwart und Ausdauer in den Staatsgeschäften, je heftiger sie wurden. „Seine Haare seien gebleicht, schreibt er einem Freunde, und es wäre ein hartes Geschick, daß man seinem Herrn nicht mehr dienen könne, ohne dadurch öffentlichen Verfolgungen ausgesetzt zu werden; wäre aber alles dies nur auf seine Person abgesehen, so würde er sich geduldig fügen, aber er fürchte, es werde einst weiter kommen“ [98].

Jede Revolution beginnt mit einem Angriff auf die Minister, dann folgt der Angriff auf die Krone selbst.

Damit jedoch letzterer nicht erfolge, wandte sich Granvell mit den mildesten und weisesten Rathschlägen an den König. Dem Volke, schrieb er, sei in böswilligster Weise in die Ohren geraunt, daß er, der König, auf Abschaffung der Privilegien und auf Einführung der spanischen Inquisition hinarbeite [99]: er müsse seine Unterthanen enttäuschen, sie eines Besseren belehren und in eigener Person die Niederlande besuchen, sich aber bei der Herüberkunft nicht von Spaniern [100] begleiten lassen, vielmehr aus Deutschen ein Gefolge einrichten; die Aufstellung einer einheimischen Armee von etwa fünf oder sechs Regimentern unter einheimischen Befehlshabern thäte dem Staate Noth.

Indem der Cardinal einsah, wie sehr die zerrüttete finanzielle Lage des niedern Adels Veranlassung zu den Unruhen gab, so bat er den König, mit zwei Millionen die Schulden desselben zu bezahlen, und dem Adel, der doch früher treue Dienste geleistet habe, nach Gelegenheit Staatsstellen in Italien oder Spanien zu geben, wodurch er zugleich zeigen könne, daß er nicht bloß die Spanier als seine legitimen Söhne betrachte, wie man dies in den Niederlanden und in Italien von ihm glaube [101]. Gegen die liguirten Großen, die Schimpf und Schande auf ihn häuften, fällt in keinem Briefe des Cardinals ein beleidigendes oder rachsüchtiges Wort, und Groen van Prinsterer hebt mit besonderer Anerkennung hervor, daß Granvell sogar gegen seinen unversöhnlichsten Gegner Oranien im Geheimen Böses mit Gutem zu vergelten suchte [102]. Wenige Staatsmänner, sagt Gachard, sind in der Verzeihung persönlicher Beleidigungen so weit gegangen als Granvell [103]. Wie der Cardinal in spätern Jahren mit Wärme den Charakter Egmont's vertheidigte, so nimmt er ihn auch während seines Ministeriums in seinen Briefen immer in Schutz,

obgleich Egmont sich in seinem Haß so weit verging, daß er einmal sogar den Dolch gegen ihn zückte! Egmont, schreibt Granvell dem König, hege die besten Absichten, aber er sei leider getäuscht worden und lasse sich von Oranien als Werkzeug gebrauchen; man müsse ihm die Augen öffnen und ihn durch pünktliche Auszahlung seiner Gehälter und durch Gunstbezeugungen zu gewinnen suchen; Oranien dagegen, ein tiefblickendes, aber von maßlosem Ehrgeiz getriebenes Genie, der fähig sei, Alles zu unternehmen, wozu ein solcher Ehrgeiz ihn anstacheln könne, dürfe nicht in den Provinzen bleiben; man könne ihn mit Ehren aus denselben entfernen, indem man ihm irgend eine glänzende Gesandtschaft oder ein Vicekönigthum übertrüge [104].

Aber König Philipp war taub gegen alle Rathschläge des Cardinals. Er ließ die Zeit vorübergehen, wo es noch keiner „rettender Thaten", am wenigsten im Sinne Alba's, sondern wo es nur eines persönlichen energischen Auftretens bedurft hätte, um die Factionen niederzuhalten und das Volk vor den Verführungskünsten der Demagogen sicher zu stellen. Er glaubte, von seinem Cabinet aus Alles regieren zu können. Nach Madrid mußte man ihm über alle, auch über die geringfügigsten Angelegenheiten, Bericht erstatten; er wollte Alles gleichsam mit eigenen Augen sehen, saß Tag und Nacht hinter dem Schreibtische, sah sich aber, weil er als Beherrscher so vieler Länder in alle europäischen Staatenverhältnisse hineingezogen wurde, beständig mit Arbeiten überladen, in Folge dessen dann der Gang der Geschäfte träge dahinschleichen und jene Langsamkeit und Unbehäbigkeit bei wichtigen Fragen, jene Unentschiedenheit in der Ergreifung günstiger Momente entstehen mußte, die seine Feinde so geschickt auszubeuten gewußt haben. In vielgeschäftiger Thatlosigkeit klügelte Philipp lieber zehn verzwickte Auswege aus, als daß er auch nur ein einziges Mal in offener Action aufgetreten wäre und einen entschlossenen Weg betreten hätte.

So kam es denn, daß der Cardinal oft Monate lang auf Briefe warten mußte, dann wieder bogenlange Schreiben erhielt, worin sich der König in allgemeinen, nichtssagenden Ausdrücken erging, auf seine baldige Ankunft Hoffnung machte, aber keine bestimmten Verhaltungsmaßregeln vorschrieb.

Die Staatsmaschine mußte so nothwendig in's Stocken ge-

rathen. Margaretha glaubte sich den Großen einigermaßen gefällig zeigen zu müssen und berief deßhalb die Statthalter der Provinzen und die Ritter des goldenen Vließes nach Brüssel, und verschaffte dadurch dem Adel Gelegenheit zu gemeinsamer Conspiration. Was da Alles berathen worden war, wagte Oranien nicht seinem Bruder schriftlich mitzutheilen [105]. Die Entfernung Granvell's aus den Niederlanden war das nächste Ziel, welches man zu erreichen suchte. Oranien, Egmont und Hoorne richteten einen Brief an Philipp, worin der Cardinal als der alleinige Urheber der Zerrüttungen in den Provinzen angeklagt wurde; seine Zurückberufung aus dem Lande würde allenthalben die Ruhe wieder herstellen; mit der Regentin wären sie höchlichst zufrieden; sie selbst seien die treuesten Diener der Krone. In einem spätern Schreiben wurde ein anderer Weg der Anschuldigung versucht; Granvell, hieß es, müsse entfernt werden, weil er die Glaubensedicte nicht streng genug handhabe!

Als aber alle diese Insinuationen in Madrid ihren Zweck verfehlten, wandten sich endlich die Unzufriedenen an Margaretha. Sie stellten ihr vor, wie sie, königlichem Blute entsprossen, die Regentin des Landes, weit unter ihrem Minister stehe, der aus so niederm Stande geboren sei; sie müsse auf seine Abberufung dringen, um selbst wieder herrschen zu können und das Land zu beruhigen.

Margaretha war eine kluge und geschäftskundige Dame, aber nicht genug auf ihrer Hut vor den Schwächen ihres Geschlechts; launig und eitel, Schmeicheleien zugänglich und gern prunkend mit ihrer Macht, lief sie in die Schlinge, die ihr die Großen gelegt hatten. Während sie früher dem Cardinal die größten Lobsprüche ertheilt und ihn von allen Beschuldigungen zu reinigen gesucht hatte, schickte sie jetzt ihren Secretär Armenteros, einen Spanier, der von den Großen gewonnen war und durch Granvell's Entfernung in Ansehen und Einfluß zu steigen wähnte, mit dem Auftrage nach Madrid, in ihrem Namen diese Entfernung zu bewerkstelligen, da der Cardinal anfange, den Provinzen gefährlich zu werden. Philipp, jetzt von allen Seiten bestürmt, anfangs, wie gewöhnlich, unschlüssig, dann durch ein neues Schreiben Margaretha's zu einem Entschluß gedrängt, gab endlich nach, in der Hoffnung, die Versicherungen der Großen auf Treue und Diensteifer

seien redlich gemeint. Durch ein Geheimschreiben [106] gab er im J. 1564 dem Cardinal den Auftrag, sich aus dem Lande zu begeben, und that hiermit den ersten großen Mißgriff in der niederländischen Politik, der später einen noch schlimmern, die Mission des Herzogs Alba, veranlaßte.

Das Gesagte möge genügen, um zu zeigen, daß Schiller's Charakteristik der Person und Wirksamkeit Granvell's, wie glänzend auch ihr äußeres Colorit, auf historische Treue und Unbefangenheit keinen Anspruch machen kann. Was sich zur richtigen Würdigung des Cardinals erst aus den in den letzten Decennien bereitgelegten Materialien ergibt, läßt sich natürlich dem Dichter, dem diese Materialien unbekannt waren, nicht in Rechnung bringen. Auch wollen wir davon absehen, daß er die bereits damals vorhandenen Memoiren Granvell's, deren Kenntniß seine Anschauungen berichtigt haben würden, nicht benutzte; aber hervorheben müssen wir, daß er aus Antipathie und vorgefaßten Meinungen gegen den Minister in Cardinalstracht die Quellen in einer durchaus unberechtigten Weise interpretirt, und sogar Quellen citirt hat zu Angaben, für die in denselben auch nicht die geringsten Anhaltspunkte vorliegen. Und dies nicht bloß für die Zeit der Wirksamkeit Granvell's in den Niederlanden, sondern auch für dessen späteres Leben. Wenn z. B. Strada sagt, daß Granvell als Vicekönig von Neapel die Geschäfte geleitet habe, „magna quidem prudentiae laude, minore tamen pudicitiae cura, quam senem sacraque ornatum purpura condecebat," so wird daraus bei Schiller (S. 176), unter Berufung auf diese Stelle, die Mittheilung, der Cardinal sei in Neapel „den Verführungen des Himmelsstrichs erlegen" und habe „seinen Geist von der Wollust übermannen lassen". Und wenn Strada weiter von ihm bemerkt: „Consilio rerum Italicarum summa cum auctoritate praeficitur: aliquibus regni primoribus haud sane gratus, quorum in rebus agendis iudicia plerumque inania et minora, ipse vetere solidaque multorum experientia praegravabat atque indignabundus etiam perstringebat," so dichtet Schiller (S. 177) auf Grund dieser Stelle dem Cardinal „ein finsteres Alter und einen selbstzufriedenen Stolz" an, und macht ihn „zu einem harten und unbilligen Richter fremder Meinungen, zu einem Sklaven des

Herkommens." Aber der Dichter geht in seiner Abneigung gegen Granvell noch weiter. Wir bemerkten schon, daß er einmal in einer Rede, die Burgundus dem Prinzen von Oranien in den Mund legt, den Namen Granvell einschiebt an einer Stelle, wo davon gesprochen wird, daß Philipp durch „Bischöfe" von einer milderen Anwendung der Glaubensedicte abgehalten worden sei. Solche willkürliche Einschiebungen kommen aber beim Dichter häufiger vor. So zählt er (S. 404) z. B. den Cardinal zu Jenen, die, „von Haß, Verfolgungsgeist oder Privatvortheil geleitet," nach der Bilderstürmerei in den Niederlanden im Conseil des Königs die gelinden Vorschläge anderer Räthe überstimmt und die schroffsten Maßnahmen befürwortet hätten, und führt dazu Strada als Gewährsmann an. Schlägt man aber Strada nach, so findet man bei ihm einen ausführlichen Bericht über die Sitzung des Conseils, aber von Granvell und dessen vermeintlichem Anhange findet man nichts. Nicht einmal der Name des Cardinals wird genannt! Einer solchen Art von Geschichtschreibung wird man gewiß nicht das Wort reden wollen.

In der ersten Ausgabe seines Werkes [107] hatte der Dichter, nachdem er gesagt, daß Granvell vierzig Jahre lang ununterbrochen das Vertrauen seines Königs besessen habe, in den Niederlanden aber „durch die zürnende Stimme einer ganzen Nation gefallen sei," noch folgende Expectorationen hinzugefügt: „Aber wie war es möglich, daß der Mann, der das schwerste Instrument so geschickt handhabte, so unglücklich auf einem weit leichteren spielte? Hatte er, der den wachsamen Argwohn eines finstern Despoten hinterging, für ein lachendes Volk keine Verstellung mehr übrig? Je höher ihn diese wundervolle Freundschaft des Königs stellt, die bei ihm die Flüchtigkeit verlernte — desto mehr Erniedrigung für ihn, daß er diese königliche Freundschaft der Schande preisgab, ihre Ohnmacht der Welt darzulegen, daß er seinen königlichen Gönner zwang, ihn mit abgewandtem Angesicht zu opfern!"

Wie unbillig auch Schiller über Granvell urtheilt, und wie wenig seine Darstellung der Wirksamkeit desselben als Minister sich mit dem objectiven Thatbestand verträgt, so zeigt er doch darin

einen tiefen historischen Blick, daß er den Cardinal für den Einzigen hält, der durch geistige Befähigung und unerschütterlichen Muth die Interessen der Krone wahren konnte, und deßhalb seinen Sturz als den eigentlich entscheidenden Moment in der niederländischen Revolution auffaßt.

Bis zur Abreise Granvell's steht der Dichter überall auf Seiten der Oppositionspartei, hält deren Vertreter für warme Verfechter der Freiheiten des Volkes, und leitet insbesondere die Handlungen Oranien's aus edlen patriotischen Motiven her. Nach Granvell's Entfernung aber tritt eine bemerkenswerthe Aenderung in der Auffassung des Dichters ein, oder es stehen vielmehr in seiner Darstellung die Handlungen der Personen, die seitdem das Heft des Staates in Händen hielten, in Widerspruch mit der allgemeinen Charakteristik, die er früher von diesen Personen und den Beweggründen ihrer Opposition entworfen hat. „Das Interesse für die Niederländer," schreibt Körner im November 1788 an Schiller, „wird geschwächt, weil du dir nicht erlaubst, das Thörichte und Niedrige in ihrem Betragen zu entschuldigen. Dieß ist besonders merklich in der Periode nach Granvell's Entfernung, wo überhaupt die ganze Handlung stillsteht, wo man aufhört, für das Schicksal der Niederländer besorgt zu sein, und wo ihre Großen, selbst Wilhelm (von Oranien) nicht ausgenommen, so sehr unsern Unwillen erregen, daß man geneigt wird, für Philipp Partei zu nehmen. In Wilhelm's Art zu handeln ist ein Schein von Inconsequenz, der vielleicht zu vermeiden war, wenn du den Mangel an befriedigenden Nachrichten zuweilen durch Hypothesen ersetzt hättest." Dieser „Schein von Inconsequenz" in Wilhelm's Betragen entsteht bloß dadurch, daß Schiller von vornherein den Revolutionsführer, wie wir gesehen, im Lichte eines idealen Freiheitshelden hinstellt, und nunmehr, weil er zu ehrlich war, die in den Quellen vorliegenden Thatsachen zu verschweigen, mit seiner eigenen Auffassung in Widerspruch geräth. Seit Granvell's Abreise gleicht Prinz Wilhelm nur da der frühern allgemeinen Charakteristik Schiller's, wo er spricht (oder vielmehr wo, nach unserer frühern Auseinandersetzung, Burgundus ihm mehrere wohlstilisirte und von Schiller verarbeitete Reden in den Mund legt), nicht aber da, wo er handelt. Der Prinz beherrschte seit 1564 mit seinem Anhang den Staatsrath und die übrigen Räthe — und wie elend und

niedrig wurde überall das Regiment geführt! „Weltliche und geistliche Aemter," entwickelt Schiller, „wurden feil; Ehrenstellen, Privilegien, Patente an den Meistbietenden verkauft; mit der Gerechtigkeit selbst wurde ein Gewerbe getrieben... Die erfinderische Habsucht öffnete neue Quellen des Gewinns. Leben, Freiheit und Religion wurden, wie liegende Gründe, für gewisse Summen versichert; für Gold waren Mörder und Uebelthäter frei, und die Nation wurde durch das Lotto bestohlen. Ohne Rücksicht des Ranges oder Verdienstes sah man die Dienstleute und Creaturen der Staatsräthe und Provinzialstatthalter zu den wichtigsten Bedienungen vorgeschoben; wer etwas vom Hofe zu erbitten hatte, mußte den Weg durch die Statthalter und ihre untersten Diener nehmen. Kein Kunstgriff der Verführung wurde gespart, den Geheimschreiber der Herzogin, Thomas Armenteros, einen bis jetzt unbescholtenen und redlichen Mann, in diese Ausschweifungen mit zu verwickeln... Einverstanden mit ihm, beraubte man den königlichen Schatz und hinterging durch schlechte Verwaltung ihrer Hülfsmittel die Absichten der Regierung. Unterdessen taumelte die Regentin in einem lieblichen Wahne von Herrschaft und Thätigkeit dahin, den die Schmeichelei der Großen künstlich zu nähren wußte. Der Ehrgeiz der Parteien spielte mit den Schwächen einer Frau und kaufte ihr eine wahre Gewalt mit deren wesenlosen Zeichen und einer demüthigen Außenseite der Unterwürfigkeit ab. Bald gehörte sie ganz der Faction und änderte unvermerkt ihre Maximen." Und weiter: „Der Geist, der den Staatsrath zu Brüssel beherrschte, verbreitete sich bald durch alle Provinzen. Bestechungen, Indulgenzen, Räubereien, Verkäuflichkeit des Rechts wurden allgemein auf den Richterstühlen des Landes, die Sitten fielen..."

Und welche Männer hatten den Muth, sich diesem schmachvollen Treiben Oranien's und seiner Faction zu widersetzen? Nur die königlich Gesinnten, die Freunde des geschmähten Granvell, Viglius und Barlaimont, Ehrenmänner, deren Charakter Schiller mit Wärme rühmt. Mit einem gewissen Wohlgefallen hebt der Dichter hervor, daß es dem Oranien nicht gelungen, einen Mann wie Barlaimont, „den weder Beispiel noch Menschenfurcht versuchten," zu seiner Partei herüberzuziehen. „Von der Verderbniß," sagt er, „welche den ganzen Staatsrath ergriffen, hatten sich der geheime Rath und der Finanzrath, in denen Viglius und Bar-

laimont den Vorsitz führten, noch größtentheils rein erhalten. Da es der Faction nicht gelang, ihre Anhänger in diese zwei Curien einzuschieben, so blieb ihr kein anderes Mittel übrig, als beide ganz außer Wirksamkeit zu setzen und ihre Geschäfte in den Staatsrath zu verpflanzen. Um diesen Entwurf durchzusetzen, suchte sich der Prinz von Oranien des Beistandes der übrigen Staatsräthe zu versichern. . ."

Außer Viglius und Barlaimont gehörten noch zu den vornehmsten Anhängern des Königs der Herzog von Arschot und die Grafen von Mannsfeld, Megen und Aremberg, und auch über ihren Charakter kann die Geschichte im Allgemeinen nur ein günstiges Urtheil fällen. Auch sie widerstanden dem ehrlosen Regimente der Faction Oranien's, und wenn wir uns Schiller's obige quellengetreue Schilderung dieses Regiments vergegenwärtigen, so muß es uns wundern, daß den Dichter ihr Betragen „befremdet", und daß er es nicht aus sachlichen Verhältnissen, sondern aus psychologischen Möglichkeiten, aus Mangel an Heldenmuth, aus kleinlichem Ehrgeiz u. s. w. zu erklären sucht. Den Grafen von Mannsfeld und Megen kann es gewiß nur zur Ehre gereichen, wenn er von ihnen sagt, daß sie, die vertrautesten Freunde Egmont's, „redlich mit ihm zusammengehalten bis an die letzten Linien ihrer Pflicht," jetzt aber sich von ihm zurückzogen, weil es, wie Mannsfeld in einem von Schiller angeführten Briefe an Egmont schreibt, „die höchste Zeit sei, einzulenken," da man „bereits zu viel gegen die Majestät des Monarchen und das Ansehen der Kirche unternommen" habe. „Ich für meine Person," schreibt Mannsfeld, „bin vor der Ahndung des Königs nicht bange; mit getrostem Muthe würde ich mich auf seinen Wink in Spanien stellen, und von seiner Gerechtigkeit und Güte mein Urtheil mit Zuversicht erwarten. Ich sage dieses nicht, als zweifelte ich, ob Graf Egmont dasselbe von sich behaupten könnte, aber weise wird Graf Egmont handeln, wenn er je mehr und mehr seine Sicherheit befestigt und den Verdacht von seinen Handlungen entfernt." „Höre ich," heißt es am Schlusse, „daß er meine Warnungen beherzigt, so bleibt es bei unserer Freundschaft; wo nicht, so fühle ich mich stark genug, meiner Pflicht und der Ehre alle menschlichen Verhältnisse zum Opfer zu bringen." Besonders bemerkenswerth in dem Briefe Mannsfelds, scheint uns, ist die Stelle über die

„Gerechtigkeit und Güte" des Königs, die der gewöhnlichen Ansicht, als hätte man in den Niederlanden von Anfang an den König als einen Tyrannen gefürchtet, entschieden widerspricht. Und diese Aeußerung in einem vertraulichen Briefe war gewiß ehrlicher gemeint, als wenn Oranien, um seine Auflehnung gegen die Krone zu beschönigen, noch im J. 1568 den spanischen Philipp „einen milden und gütigen König" nennt [108]. Die Ritter des goldenen Vließes, die sich nicht scheuten, sogar dem Kaiser Karl V. seine Fehler vorzuhalten, hatten, nebenbei bemerkt, den König vor seiner Abreise nach Spanien wegen seiner Güte und Gerechtigkeitsliebe gelobt [109].

So lange Granvell noch zugegen, sprachen die Großen, um die Schwankenden zu täuschen und auf ihre Seite zu ziehen, immerfort von ihrer Anhänglichkeit an das königliche Haus und ihrer fortwährenden Sorge für die Wohlfahrt der Krone. Aber kaum hatten sie sich eines so tüchtigen, rechtlichen und dienstеifrigen Mannes entledigt, als sie, von dem wachsamen Auge desselben nicht länger beobachtet, ihre Pläne offener zur Schau trugen. Egmont, der besonders nach genossenem Wein das Herz auf der Zunge trug, sagte es dem Hopper gerade heraus, daß man es nicht auf den Cardinal, sondern auf den König selbst, der sehr schlecht administrire, abgesehen hätte [110].

Unter dem Schutze des Adelsregimentes hatten sich die verschiedenen Secten in den Niederlanden immer weiter ausgebreitet, und die Religionsedicte, die schon unter Granvell nur in wenigen Fällen in Anwendung gekommen, traten jetzt außer aller Wirksamkeit. „Die Inquisitoren," sagt Schiller, „des obrigkeitlichen Beistandes beraubt, sahen sich mehr verlacht als gefürchtet." Weil jedoch der König mit der äußersten Strenge an den Glaubensedicten festhielt und auf ihre Durchführung drang, so förderten dieselben die allgemein um sich greifende Unzufriedenheit, indem sie der Revolutionspartei zur Aufregung der Massen einen willkommenen Popanz abgaben. Oranien insbesondere verstand es, sie für seine Zwecke auszubeuten. Als nämlich nach Egmont's Rückkehr aus Spanien im J. 1565 neue königliche Befehle bezüglich der Edicte in rücksichtslosester Form einliefen, suchte Viglius, mit den aufgeregten Zuständen des Landes vollkommen bekannt und Oranien's Absichten durchschauend, im Staatsrathe durchzusetzen: es sollten die Befehle erst dann veröffentlicht werden, wenn

man den König auf den Empfang vorbereitet hätte, den sie aller Wahrscheinlichkeit nach finden würden; die Inquisitoren seien anzuhalten, ja ohne alle Härte zu verfahren. Aber Oranien, dem die schlimmste Wirkung des Empfangs für seine Plane willkommen sein mußte, bekämpfte diese Meinung. Man könne nicht, sagte er, „mit der Vollstreckung zurückhalten, ohne beim König den Vorwurf der sträflichsten Halsstarrigkeit auf sich zu laden.“ Und obgleich Viglius betonte, daß er diesen Vorwurf auf sich nehmen und der Ungnade des Königs sich entgegenstellen werde, in der Ueberzeugung, durch seine Widersetzlichkeit noch Dank vom König zu verdienen, wenn er ihm mit derselben die Ruhe der Niederlande erkaufe, so wußte doch Oranien die Regentin so einzuschüchtern, daß sie die königliche Verordnung der Bekanntmachung übergab. Oranien's Zweck war erreicht, und mit freudiger, triumphirender Miene (laetus gloriabundusque) sagte er am Schluß der Sitzung zu Einem, der in seiner Nähe stand: „Nun werden wir bald den Anfang eines ungewöhnlichen Trauerspieles erleben“ [111]. Die Sitzung hatte die unseligsten Folgen. „Der einzige herzhafte Freund der Regierung,“ heißt es bei Schiller, „der, seinem Monarchen zu dienen, ihm zu mißfallen Muth hatte, war aus dem Felde geschlagen. Diese Sitzung machte der Ruhe der Oberstatthalterin ein Ende; von diesem Tage an zählen die Niederlande alle Stürme, die ohne Unterbrechung von nun an in ihrem Innern gewüthet haben.“ So spricht der Dichter im Text, versucht aber dann in einer langen Anmerkung durch allerlei psychologische Unterstellungen das Betragen Oranien's auf edle Motive zurückzuführen. Aber wie kann man an diese edlen Motive glauben, wenn man aus der vorhergehenden treuen Schilderung das schmachwürdige Benehmen Oranien's seit dem Sturze Granvell's kennen gelernt hat? In der ersten Ausgabe des Werkes fügte der Dichter seiner apologetischen Anmerkung wenigstens noch die (später weggelassenen) Worte hinzu: „Ob es diese Gründe allein, und nicht mitunter auch Rachsucht und Schadenfreude waren, welche den Prinzen zu diesem Schritte vermochten, bleibt dem Urtheile eines Jedweden freigestellt“ [111]. Aber nicht ein vereinzelter Ausbruch von Rachsucht oder Schadenfreude verschuldete Oranien's Betragen in der besagten Staatsrathssitzung, sondern sein seit Jahren im Stillen verfolgter Plan, die Niederlande zu revolutio-

niren und von der spanischen Krone zu trennen. Und wenn ihm neuere belgische Historiker diesen Plan zur Ehre anrechnen, weil dadurch die nationale Unabhängigkeit des niederländischen Volkes erreicht worden, so übersehen sie, daß Oranien sich in spätern Jahren für diese Unabhängigkeit wenig besorgt zeigte. Als er im Verlauf der Ereignisse daran verzweifeln mußte, die gegen Spanien revolutionirten Provinzen insgesammt unter seine Oberherrschaft zu bringen, ließ er durch seinen Bruder Ludwig von Nassau bei dem französischen König Karl IX. Verhandlungen anknüpfen, um mit Zuziehung der englischen Königin Elisabeth die Niederlande zu theilen. Frankreich sollte vermöge dieses Theilungsvertrages Flandern und Artois erlangen, Seeland und die übrigen Inseln sollten an England, Geldern und Luxemburg an das deutsche Reich abgetreten werden [112]. Der Glaube an Oranien's „nationale" Tendenzen erweist sich der unbefangenen Geschichtsforschung als eine arge geschichtliche Mystification.

Nachdem Oranien mit den Protestanten in Deutschland, England und Frankreich sowol persönlich als durch Andere Verbindungen angeknüpft hatte, benutzte der Adel endlich die künstlich gesteigerte Aufregung der Gemüther zu einem entscheidenden Schritt. Er verband sich zu einer Eidgenossenschaft und trat in compacter Masse in dem bekannten Compromiß gegen die bestehende Regierung auf. Der Angriff galt der Person des Königs, der, hieß es, trotz seiner geleisteten Eide die spanische Inquisition einführen wolle, um sich durch Confiscation der Güter seiner Unterthanen zu bereichern! Das revolutionäre Manifest konnte kaum in heftigeren Ausdrücken abgefaßt werden [113].

Margaretha spielte seit Einreichung desselben die kläglichste Rolle. Indem sie durch halbe Maßregeln die leidenschaftliche Hitze abzukühlen suchte und sich ganz und gar der Versuchspolitik hingab, wurden die Verhältnisse mit jedem Tage verwickelter. Der Adel begann seine Orgien zu feiern und besprach bei Wein und Gelag die wichtigsten Fragen des Staates [114]; er träumte von Schaffotten und Scheiterhaufen, und beklagte sich, während alle Herrschaft in seinen Händen lag, über eine fremde drückende Tyrannei. Die untern Volksschichten wurden nach und nach planmäßig in die Bewegung hineingeleitet, die im Landvolk gährenden Elemente geordnet und mit Hülfe eines literarischen Proletariats

Tausende von beißenden Pasquillen, Schimpf- und Schmähschriften gegen die Kirche und den Thron in Umlauf gesetzt. Der zur Bearbeitung der Massen rührige und geschickte Brederode, welcher mit Oranien im engsten Verkehre stand, entfaltete seine ganze Thätigkeit [115], und seine mit Hülfe Oranien's befestigte Stadt Viane wurde Hauptstapelplatz der literarisch-revolutionären Propaganda. Die Bemühungen hatten einen um so bessern Erfolg, weil ein großer Theil der arbeitenden Klassen des Volkes durch ungewöhnliche Korntheuerung und Stocken des Tuchhandels in Elend gerathen war [116] und sich dadurch um so leichter zu Excessen fortreißen ließ; zu Brüssel und Antwerpen wurde das Volk förmlich zur Insurrection aufgerufen [117].

Antwerpen war vor allen übrigen Städten Heerd der demagogisch-kirchlichen Umtriebe geworden und zählte eine große Anzahl einheimischer und fremder Flüchtlinge und Abenteurer [118]. Von dieser Stadt aus ließ sich am besten operiren, und Oranien versuchte auf Schleichwegen sich der höchsten Auctorität in derselben zu bemächtigen. Als nämlich die dortigen Sectirer, Lutheraner, Calvinisten und Wiedertäufer, welche vordem ihre Zusammenkünfte nur im Geheimen gehalten [119], durch die Adelsconföderation an Muth und Kühnheit gewonnen hatten, und, durch hugenottische Emissäre noch mehr angestachelt, sich zu Tausenden zusammenrotteten und unter freiem Himmel Versammlungen hielten, bei denen die größte Anzahl bewaffnet zu erscheinen pflegte [120], wandte sich der Magistrat der Stadt mit der Bitte an Margaretha: sie möge schleunigst entweder selbst nach Antwerpen kommen oder einen der angesehensten Männer des Landes mit der Regelung der verwirrten Zustände betrauen, wozu Oranien der Geeignetste sein würde.

Margaretha war geneigt, die Stadt selbst zu besuchen, wünschte aber, daß zur Sicherstellung ihrer Person Oranien und Egmont sich schon vorher dorthin begeben und auf Einstellung der Predigten hinarbeiten möchten. Oranien aber antwortete auf ein deßfallsiges Gesuch der Regentin ablehnend, indem er, wie er seinem Bruder Ludwig am 5. Juli 1566 schrieb, nicht gewillt sei, wie ein Fourier ihr Logis zu besorgen und überhaupt in Begleitung Anderer nicht nach Antwerpen gehen werde. Er beorderte seinen Bruder, „auf eine geheime und geschickte Weise" dahin zu wirken, daß der dortige Brede Raed seine Intervention bei Margaretha

nachsuchen möchte; aus vielen Gründen aber wünsche er nicht, daß Brederode gerade jetzt die Stadt besuche [121]. Brederode war jedoch, unbekannt mit der Weisung des Führers [122], mit mehreren Conföderirten in Antwerpen eingezogen, und schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft wurden in der Nähe der Stadt vor einer Anzahl von 15—16,000 Menschen Predigten gehalten. Am 9. Juli 1566 meldete er an Ludwig von Nassau, daß ihre Angelegenheiten sich in bester Lage befänden und zwischen Magistrat und Bürgerschaft Zwietracht und Hader ausgebrochen sei [123]. Er trug darauf an, in der Stadt eine große Versammlung der Conföderirten zu halten: das Volk wünsche dieß sehr und würde ihn nicht eher wegreisen lassen, bis Oranien eingezogen sei. Letzterer hatte endlich, nach langem Zögern der Regentin, seinen Plan, „daß er allein und mit nöthiger Vollmacht versehen" nach Antwerpen beordert würde, erreicht und hielt dort am 13. Juli seinen Einzug. Brederode und Genossen holten ihn unter Begleitung von fast 30,000 Menschen unter dem Rufe: „Die Geusen sollen leben!" feierlichst ein, und es wurden Stimmen laut: „Wir brauchen jetzt den mühsamen Weg nach Brüssel nicht mehr. Er allein ist uns Alles." Schon am folgenden Tage verließ Brederode die Stadt [124].

Das wilde Gebahren verschiedener neuer, sich unter einander feindlich entgegenstehender Religionsparteien konnte den Plänen Oranien's nicht förderlich sein. Zur Erreichung derselben hielt er freilich eine Religionsveränderung des Landes für das geeignetste Mittel und betrieb deßhalb die Einführung des Lutherthums — erklärte dieses jedoch für abgeschlossen mit der Augsburgischen Confession [125], ohne fernerem Sectenwesen Spielraum gewähren zu wollen. Deßhalb war er den Calvinisten ganz abhold gesinnt und erklärte, daß sie „den völligen Ruin des Landes" [126] herbeiführen würden; gegen die Wiedertäufer wollte er selbst auf dem Wege der Gewalt vorschreiten [127]. Seinem Interesse gemäß suchte er während seiner Anwesenheit in Antwerpen so viel als möglich den Volksversammlungen Einhalt zu thun und benutzte seinen Einfluß dazu, um seinen früher an Granvell's Entschiedenheit gescheiterten Vorschlag auf Zusammenberufung der Generalstaaten von Neuem vor die Regentin zu bringen, und suchte von dieser die Erlaubniß zu erhalten, Truppen zu werben [128], während er auch bereits in Deutschland Werbungen betrieb [129].

Inzwischen hielt der Geusenbund zu St. Trond eine große Versammlung, woran sich an zweitausend bewaffnete Edelleute betheiligten. Eine allgemeine Religionsfreiheit wurde proclamirt, und es wurden Maßregeln besprochen, wie man sich gegen den König in Vertheidigungsstand zu setzen habe. Seitdem war das ganze Land in Aufruhr, und es kam zu jenen Ereignissen der Bilderstürmerei, deren man nur mit Schaudern und Entsetzen gedenken kann. In verschiedenen Landschaften sammelten sich rasende Rotten von Handwerkern, Bauern und Schiffern, und zerstörten in wenigen Tagen, meist unter Leitung von Mitgliedern des Geusenbundes, an vierhundert Kirchen und Klöster, zertraten die geweihten Hostien und mißhandelten wehrlose Priester, Mönche und Nonnen auf eine schmähliche Weise. Besonders ward Antwerpen, als Oranien kaum die Stadt verlassen hatte, Schauplatz der entfesselten Leidenschaften des Pöbels. Nachdem dort die Hauptkirche, eine der schönsten der Christenheit, zerstört worden war, dauerte der Gräuel noch volle drei Tage in den übrigen Kirchen und Klöstern der Stadt, wobei an der Marienkirche allein der Schaden auf 400,000 Goldgulden veranschlagt wurde. „Jetzt ist Alles im Lande geduldet, meldete Margaretha nach Madrid, mit Ausnahme der katholischen Religion und eines Jeden, der sich katholisch nennt“ [130].

Schiller hat die Verschwörung des Adels treffend und mit lebendigen Zügen charakterisirt, und die Gräuel des Bildersturmes mit durchaus wahrheitsgetreuen Farben geschildert, aber er bringt diese Gräuel viel zu wenig in Zusammenhang mit jener Verschwörung, durch die sie unmittelbar oder mittelbar hervorgerufen wurde. Und doch weisen nicht bloß katholische Historiker wie Strada, Hopper u. s. w. (deren Nachrichten, was wir beiläufig bemerken, durch alle neuern Publikationen bestätigt worden,) auf diesen innigen Zusammenhang hin, sondern auch protestantische Quellen jener Zeit. Wagenaar hält es für keine „grundlose“ Behauptung, daß bei den Gräueln in Flandern, Artois und besonders in Antwerpen „einige Edelleute betheiligt gewesen“, und er gibt quellenmäßig an, daß die Bilderstürmerei zu Leyden auf Anstiften zweier conföderirter Adeligen ausgebrochen sei und die Iconoclasten daselbst das Abzeichen der Geusen am Halse getragen hätten; in Schoonhoven reizte ein anderer Conföderirter das Volk zur Plünderung der Pfarrkirche auf [131]. „Von der im Juli (1566) in St. Trond

stattgefundenen Versammlung (der Conföderirten) — heißt es bei dem protestantischen Historiker Bor — läßt sich nichts anderes annehmen, als daß die Bilderstürmerei mit Vorwissen oder mit Zulassung der Conföderirten geschah" [132]. Graf Hoorne, einer der hervorragendsten Führer der Conföderation, ließ auf seiner Herrschaft Weert die Barfüßermönche aus ihrem Kloster treiben und ihren Hausrath öffentlich versteigern; Graf Brederode unterdrückte mit Gewalt den katholischen Gottesdienst auf dem ganzen Gebiet seiner Herrschaft Viane und ließ unter Trommelschlag alle Bilder und Altäre in der Kirche zu Viane wegreißen, und Graf Culemburg setzte sich in einer auf seinen Betrieb „gereinigten" Kirche mit seiner Rotte zu Tisch und speiste zu ihrer Erlustigung während des Mahles einen Papagei mit geweihten Hostien [133]! Die tolerante Gesinnung Brederode's äußert sich in einem Briefe desselben, worin er wünscht, daß alle seine Feinde d. h. alle Anhänger des Königs und der katholischen Religion, lebendig verbrennen möchten [134].

Als Granvell von den zerrütteten Zuständen in den Niederlanden und den dort begangenen Gräueln Kunde erhielt, wandte er aus Liebe zu dem Volke, dessen Führer ihn so schmählich behandelt, nochmals alle Mittel an, um den König Philipp zu einer weisen und milden Politik zu bewegen. „Was man, schreibt er an den König am 15. Sept. 1566, durch Sanftmuth und Güte gewinnen kann, erscheint in meinen Augen als das Beste. Ich bin der Ansicht, daß man in Bezug auf die geschehenen Dinge viel verzeihen, und wohl betrachten muß, daß eine große Zahl derjenigen, deren Betragen Tadel verdient, getäuscht worden ist. Die Dienste, welche sie und ihre Vorfahren geleistet haben, müssen mehr in die Wagschale fallen, als die Fehler, welche durch mißbrauchte Menschen begangen worden. Das Blut seiner Vasallen vergießen, heißt sich selbst schwächen." Mehrmals wiederholt er seinen früher so oft geäußerten Wunsch, daß der König in eigener Person die Provinzen besuchen und sich die Zuneigung des Volkes erwerben solle; so viel als möglich müsse er die Privilegien des Landes schonen und lieber viele Schuldige ungestraft lassen, als diejenigen bestrafen, die eher noch eine Belohnung verdienten [135]. Unter letzteren versteht Granvell besonders den Grafen Egmont, dessen Betragen er lobt.

Aber Philipp war zu keinen Maßregeln der Milde zu bewegen; er wollte durch das Schwert entscheiden, nachdem auch seine Gegner zum Schwerte gegriffen hatten. Durch den Gräuel des Bildersturms, durch die Schändung der heiligen Hostien, durch die grausame Behandlung der Mönche und Nonnen hatte man in den Augen des Königs nicht bloß gegen ihn und den Staat, sondern gegen Gott gefrevelt, und ein solches Verbrechen schien ihm strafwürdiger als Hochverrath. „Ich kann es nicht ausdrücken, schreibt er am 27. Nov. 1566 an Granvell, wie tief mich die Verwüstungen und Plünderungen der Kirchen in Flandern betrübt haben. Kein Verlust, den ich persönlich erleiden würde, könnte mir so viel Schmerz verursachen, als die geringste Beleidigung und Unehrerbietigkeit gegen unseren Heiland und seine Bilder, denn sein Dienst und seine Ehre liegen mir mehr am Herzen, als alle Dinge dieser Welt“ [136].

Leider war Philipp unglücklich in der Wahl des Feldherrn, der den Frevel sühnen sollte. Herzog Alba:

„Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
— — — nihil non arrogat armis“,

war unter den Waffen aufgewachsen und nur mit Kriegsgetümmel und Schlachtenruf bekannt. Unerbittlich gegen Freund und Feind, und stumm gegen jede Stimme der Natur, sobald sein Herr und König ihm gebot, drang er an der Spitze seiner besten Soldaten, mit denen er so manche Schlachten ausgefochten und noch keine einzige verloren hatte, in die Niederlande ein. Schrecken ging vor ihm her. Durch Blutvergießen glaubte er Ordnung und Ruhe wieder herstellen zu können.

Das Schaudergemälde, welches Schiller von Alba und seinem Regimente entworfen, entspricht der unparteiischen Geschichte nicht, aber ebenso wenig entspricht ihr die in neuern Zeiten [137] im Gegensatz gegen die frühere Auffassung auf die Spitze getriebene Vertheidigung des Herzogs. Mögen wir auch dem Charakter Alba's den schönen Zug der Aufopferungsfähigkeit für seinen Herrn und Gebieter gern beilegen wollen, bereitwillig zugeben, daß die unter seinem Regiment in den Niederlanden verübten Grausamkeiten vielfach nur Repressalien waren, daß seine Feinde noch größere begingen; mögen wir endlich aus dem von den Geschichtschreibern entworfenen Nachtbilde jene Züge streichen, die Haß und Parteilichkeit gezeich-

net haben: es darf uns dieß Alles nicht dazu verleiten, Alba's Militärdespotism an und für sich billigen und als für jene Lande zeit- und zweckgemäß bezeichnen zu wollen. Alba hatte Heere besiegen lernen, Völker zu regieren verstand er nicht, weßhalb auch die katholische Universität zu Löwen beim Könige auf seine Abberufung drang.

Als Alba, nachdem er seine Feinde besiegt und verjagt hatte, triumphirend seinen Einzug in Brüssel hielt, lag das Schicksal der Niederlande in seiner Hand und es hing jetzt von den Maßnahmen seiner Politik ab, wie sich dort die Verhältnisse gestalten sollten. Da zeigte es sich, daß weder er, noch Philipp Mäßigung kannten. Trotz der Abmahnungen Granvell's und der Protestationen des eben so rechtlichen als treuen Viglius, wurden neue erdrückende, in Natur und Form ungerechte Steuern (die des zehnten, zwanzigsten und hundertsten Pfennings) auferlegt, um nach machiavellistischen Grundsätzen die gewonnene Herrschaft zu sichern. Philipp griff durch diese Steuern, die den Staat reich machen sollten, während sie den Bürger verarmten, in die beschworene Verfassung, in das geheiligte Eigenthumsrecht seiner Unterthanen ein, wurde gewissermaßen selbst Revolutionär, machte sich aber eben dadurch auch die Katholiken des Landes zu Gegnern, und hatte seitdem mit der ganzen Bevölkerung zu kämpfen. Die frühern Aufstände waren, wie Granvell schrieb: „von denjenigen ausgegangen, die weder Frieden noch Gerechtigkeit liebten, dem Volke Freiheit boten und Jene verblendeten, die nicht weiter blickten. Anders wurde es jetzt. Es ist nicht der Wille, die Religion zu ändern oder sich wider den König aufzulehnen, was den Flamländern nochmals die Waffen in die Hände gab, sondern die arge Behandlung, welche sie erlitten" [138].

Hiermit beginnt die zweite Periode der niederländischen Revolution.

Schiller hatte sein Werk anfangs auf sechs Bände berechnet [139], ließ aber seinen Plan fallen und arbeitete nur noch für die Thalia des Jahres 1789 den Proceß Egmont's aus und „in Geschwindigkeit" im Jahr 1795 für die Horen die berühmte Belagerung Antwerpens durch den Prinzen von Parma. „Erst an dieser Arbeit, schreibt er über die Belagerung Antwerpens am 19. März 1795

an Göthe, sehe ich, wie anstrengend meine vorige (über die ästhetische Erziehung des Menschen) gewesen; denn ohne mich gerade zu vernachlässigen, kommt sie mir wie ein Spiel vor, und nur die Menge elenden Zeugs, die ich nachlesen muß und die mein Gedächtniß anstrengt, erinnert mich, daß ich arbeite. Freilich gibt sie mir auch nur einen magern Genuß; ich hoffe aber, es geht mir wie den Köchen, die selbst wenig Appetit haben, aber ihn bei Andern erregen"[140]. Daß er die niederländische Geschichte, ungeachtet der Aufforderungen seines Vaters sie fortzusetzen, nicht weiter ausführte, lag in der ganzen Art seiner rhapsodischen Thätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte begründet, und erklärt sich zugleich aus den verschiedenartigen Arbeiten, die er bald nach Vollendung des ersten Theils seines Werkes für seine Jenaer Professur unternehmen mußte. Eine Rudolstädter Localsage, die wir nur beiläufig anführen, berichtet, daß der dortige Arzt Konradi dem Dichter bei einem Unwohlsein prophezeiht habe: „er werde sterben, wenn er das Werk über die Niederlande zu Ende gebracht." Schiller habe, erzählt man, diese Worte sehr aufmerksam angehört und später nie sich überwinden können, das Buch zu vollenden[141].

II. Schiller als Professor in Jena. Herausgabe der Memoiren und Geschichte des dreißigjährigen Krieges 1789—1792.

Wir wollen den Dichter jetzt auf seiner Laufbahn als Historiker weiter verfolgen, und zunächst sehen, welche Früchte ihm sein erstes Geschichtswerk eintrug. Er war ja, wie wir früher aus seinem Munde hörten, überzeugt, daß „die Historie mehr ihm als er der Historie nützen werde", und dieser Nutzen bestand nicht bloß in dem Stoff, den er durch ihr Studium für seine Poesien erhielt, in der Bereicherung seines Geistes mit Ideen und in der Uebung des historischen Blickes, wie er sie für seine späteren dichterischen Meisterwerke, insbesondere für die Jungfrau von Orleans und den Wallenstein nothwendig brauchte, sondern auch in der Förderung seiner materiellen Subsistenz und seiner Versorgung, die er selbst als das Ziel seiner historischen Schriftstellerei bezeichnete. Hatte er aus materiellen Bedürfnissen diese Schriftstellerei ergriffen, so arbeitete er auf diesem Gebiete noch einige Jahre weiter, weil er immer noch dieselben Bedürfnisse zu befriedigen hatte, und weil die Professur, die er auf Grund seines Werkes über die niederländische Revolution erhielt, eine Zeit lang Geschichtsstudien erforderte, deren Resultate er dann dem Drucke übergab. Bevor wir aber in eine Besprechung dieser neuen Arbeiten eingehen, heben wir, unserm Plane nach, zunächst wieder aus seinen Briefen eine Reihe von Stellen hervor, die uns mit seinen damaligen inneren und äußeren Zuständen, seiner Beschäftigung mit historischen Schriften, und dem Charakter seiner schriftstellerischen Thätigkeit bekannt machen.

Nachdem die ersten Fragmente der niederländischen Rebellion im Januar 1788 im Deutschen Merkur erschienen waren und Wieland „aus dieser Probe von dem inneren Beruf des Verfassers, sich dieser Art, die interessanten Theile der Geschichte zu bearbeiten, vorzüglich zu widmen", viel Gutes „augurirte" [1], wurde das ganze

Werk, so weit es vorliegt, in der Herbstmesse desselben Jahres ausgegeben. Bald darauf, am 15. Dezember 1788, schrieb Schiller an Körner: „Du wirst in zwei oder drei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Professor der Geschichte in Jena geworden bin. Vor einer Stunde schickt mir Göthe das Rescript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Man hat mich hier übertölpelt. Meine Idee war es fast immer, aber ich wollte wenigstens ein oder einige Jahre zu meiner besseren Vorbereitung noch verstreichen lassen. Eichhorn's Abgang aber macht es gewissermaßen dringend, und auch für meinen Vortheil dringend. Voigt sondirte mich, an demselben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der just in Gotha war mit Göthe; dort wurde es gleich von ihnen eingeleitet und bei ihrer Zurückkunft kam's als eine öffentliche Sache an die Regierung."

Wer hatte den Dichter bei der Professur übertölpelt? Seine Braut Lotte von Lengefeld, die durch die Frau von Stein bei Göthe die Idee einer Berufung Schiller's nach Jena in Anregung brachte. „Ein Herr Friedrich Schiller", — so lautet ein Conseilbericht Göthe's — „welcher sich durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande bekannt gemacht hat, soll gencigt sein, sich an der Universität Jena zu etabliren. Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu beachten sein, als man ihn gratis haben könnte." Man hat diesen Bericht oft genug zu gehässigen Anklagen gegen Göthe benutzt, der „Schiller aus Weimar habe los sein wollen", und wol gar seinen fürstlichen Freund Karl August „in seiner Kargheit für den auftauchenden Rivalen bestärkt habe" [2]. Aber diese Anklagen sind nur ein Ausfluß gemeiner Gesinnung. Göthe war thätig für Schiller, weil er glaubte, daß ein fester Lebensberuf für diesen ersprießlich sei. Wenn er in seinem Bericht nur auf den Abfall der Niederlande und nicht auf die Jugenddichtungen Schiller's Rücksicht nahm, so kann man darin keine absichtliche Kränkung, sondern lediglich eine vorsichtige Handlungsweise erkennen, da der Dichter der „Räuber" und des „Don Carlos" sich zu keiner Professur vorschlagen, und bei den vier Höfen von Gotha, Koburg, Hildburghausen und Meiningen, die ihre Zustimmung zu der Berufung zu geben hatten, als Verfasser von Karl Moor und Marquis Posa sich nicht besonders empfehlen

ließ. Schiller war damals noch nicht mit dem Ruhme gekrönt, der ihn jetzt umgibt; seine Jugendwerke hatten in den höher gebildeten Kreisen keinen allgemeinen Anklang gefunden, und sogar Herder hatte, als der Dichter nach Weimar kam, noch keines derselben, nicht einmal den Don Carlos, gelesen. Auch die Besoldungsfrage fällt nicht im Geringsten Göthe zur Last, sondern charakterisirt nur das damalige deutsche Kleinfürstenthum, dessen Misère nicht bloß in politischer Beziehung alle deutschen Verhältnisse niederdrückte. Kurz vor Schiller's Anstellung hatte man bei den fünf Potentaten von Weimar, Gotha, Koburg, Hildburghausen und Meiningen, die als Mäcenate der Jenaer Universität dastanden, (nach Schiller's Brief an Körner vom 25. Dez. 1788) „Himmel und Erde bewegen und herausbetteln" müssen, daß dem Professor Reinhold ein jährlicher Gehalt von 200 Thalern ausgeworfen wurde, und Schiller's Berufung war nur zu ermöglichen, wenn er die Stelle „gratis" annahm. Darum hebt auch das Rescript der Weimar'schen Regierung, welches bei den übrigen Höfen die Anstellung des Dichters beantragte, ausdrücklich hervor: „Das Subject, welches bei Denenselben wir abermahlen in Vorschlag zu bringen Uns die Ehre geben, der bereits ziemlich bekannte Schriftsteller Friedrich Schiller... will diese Lehrstelle ohne alle Besoldung und Emolumente bekleiden, sich hauptsächlich auf die Geschichtskunde legen und sich darinnen ausbilden" [3].

Eine „Bettelei", wie bei Reinhold, schreibt Schiller an Körner am 25. Dez. 1788, würde mich mehr „erniedrigen, als 200 Thaler mir im Grunde geholfen hätten", und der Dichter übernahm die Professur auch ohne Gehalt, um „in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten." „Von nun an", heißt es in einem seiner Briefe an Zumsteg, „streich' mich nur aus der Liste der literarischen Vagabunden aus! Oder hast du mir lieber den etwas ehrenvolleren Titel eines Privatgelehrten beigelegt, so ändere auch diesen, denn ich denke nun bald im Staats- und Adreßkalender als etwas Oeffentliches zu prangen" [4].

Wie Körner früher mit Schiller's „Abfall zur Geschichte" unzufrieden gewesen, so sprach er auch jetzt diesem wegen Uebernahme der Professur seine freundschaftlichen Bedenken aus, weil er daraus Nachtheil für seine poetischen Arbeiten befürchtete. Schiller aber suchte ihn zu beruhigen. „Ueber mein Professorwerden", schreibt

er ihm am 5. Januar 1789, „sollst du, wie ich hoffe, schon noch mit mir einig werden. Das Reelle an der Sache ist: daß ich ein, zwei Jahre dadurch hineingehetzt werde, die Geschichte zu studiren und sogleich in akademischem Vortrag zu verarbeiten. Es liegt mir Alles daran, binnen zwei Jahren zu einer Besoldung zu gelangen, die mich ganz in Ansehung meiner Subsistenz sichert und einen gründlichen Fonds zur Tilgung meiner Schulden gibt. Diese letztern verbittern mir das Leben, und bei dieser Seelenlage ist es ganz und gar um schriftstellerische Thätigkeit gethan. Ich schmachte nach Ruhe, nach Freiheit, und nur der jetzige Schritt konnte mich dazu führen. Du weißt nicht, wie Professoren von Namen jetzt gesucht werden und meistens mit sehr ansehnlichen Bedingungen. Mir kann es in einigen Jahren schlechterdings nicht fehlen, und dann erst fange ich an, zu sein. Meine jetzige Lage verzehrte mein ganzes Wesen und ich hätte sie nicht länger ertragen." Gleichwol aber fühlte er, daß das, „was ihn jetzt beschäftigen solle, vielleicht Jahre lang beschäftigen müsse, von dem Lichtpunkte seiner Fähigkeit und Neigungen so himmelweit entlegen sei", und nannte deßhalb die Uebernahme der Professur „eine heroische Resignation auf alle Freuden in den nächsten drei Jahren." „Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte", heißt es in einem Briefe vom 28. Dez. 1788 an seine Braut, „sind dahin; mein schöner künftiger Sommer ist auch fort; und dieß Alles soll mir ein heilloses Katheder ersetzen." Am 2. Januar 1789 schreibt er an dieselbe: „Wenn ich nicht alle Freuden der Zukunft im Prospect zu Hülfe nähme, so würde die Gegenwart mir das Leben verleiden."

Ueber seine vorbereitenden Studien für die Collegien spricht er sich öfters in seinen Briefen aus. An Körner am 15. Dez. 1788: „Ich bin in dem schrecklichsten Drange, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst nothwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Göthe sagt mir zwar: docendo discitur, aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist." Aber er tröstet sich bald. Am 25. Dez.: „Es müßte doch lächerlich sein, wenn ich in jeder Woche nicht soviel zusammenlesen und zusammendenken könnte, um es einige Stunden lang auf eine gefällige Art auskramen zu können...." Am 28. Dez. an seine

Braut: „Ich werde mir in dieser neuen Lage selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte, als der Herr Professor. Indessen denke ich hier, wie Sancho Pansa, über meine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie eine Daus." Am 4. Dez. an Caroline von Beulwitz: „Ich bin dieser Tage zufällig an Montesquieu's **Considérations sur la grandeur et décadence des Romains** gerathen; eine Lectüre, die ich Ihnen darum vorschlagen möchte, weil sie nach Gibbon Interesse für Sie haben wird. Die Gegenstände, wovon Montesquieu handelt, sind Ihnen durch Gibbon, Plutarch u. s. f. geläufig. Es ist immer schön zu sehen, wie verschiedene Geister denselben Stoff formen. Montesquieu's Manier ist, die Resultate vieler Lectüre und eines philosophischen Denkens in kurze geistreiche Reflexionen voll Gehalt zusammenzudrängen, immer aber mit Hinsicht auf gewisse, allgemeine Principien, die er bei sich festgesetzt hat, und die ihm zu Grundsäulen seines Systems dienen. Er ist daher recht dazu gemacht, um studirt zu werden. Da seine Gegenstände die wichtigsten und die eines denkenden Menschen am würdigsten sind (denn was ist dem Menschen wichtiger, als die glücklichste Verfassung der Gesellschaft, in der alle unsere Kräfte zum Treiben gebracht werden sollen?), deßhalb gehört er mit Recht unter die kostbarsten Schätze des Geistes. Ich freue mich auf die Muße, um seinen **Esprit des lois** mir recht in den Kopf zu prägen." Am 26. Januar 1789 an dieselbe: „Ich habe in dieser Zeit die **Histoire de mon temps**, zwei Bände, gelesen. So glaubwürdig und zuverlässig diese Quelle ist, so muß ich dennoch gestehen, daß ihr noch manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehlt. Die Voltairische Manier zu beschreiben und mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzuglitschen, ist nicht die nachahmungswürdigste im historischen Stil. Im Ganzen ist die Ansicht doch nur individuell, freilich in einem großen Kopfe, und in einem Kopfe, der sehr wol unterrichtet ist, aber die Capricen, die den großen Friedrich in seinem handelnden Leben regiert haben, haben auch seine Feder redlich geleitet. Die Rolle, die er seine Maria Theresia spielen läßt, ist fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit.... Dies ist aber auch das einzige stärkende Buch, das ich unterdessen gelesen habe. Ich bin dazu verdammt,

Römer, so daß ich von Ostern 1789 bis Ostern 1790 den ganzen Cursus der Universalgeschichte durchgemacht haben muß. Wie? Das ist eine andere Frage. Sehr begierig bin ich nun, wie mein privatum ausfallen, und ob etwas Geld dabei zu holen sein wird. Aber daß mir diese Nothwendigkeit, Facta einzustudiren, äußerst wohlthut, fühle ich schon jetzt — und in wenigen Jahren wird diese Anfüllung mit Materialien in meinen schriftstellerischen Arbeiten merklich gefühlt werden." „Hast Du Voyage d'Anacharsis gelesen? .. Diese Form wäre vortrefflich, wenn sie durch ein Genie ausgeführt worden wäre. Das aber scheint nicht der Fall zu sein ... Ein Künstlergenie würde die ganze griechische Geschichte ungezwungen in die Reise selbst zu verflechten gewußt haben ... Dann scheint mir auch keine strenge Wahl des Interessanten darin stattgehabt zu haben ..." „Ich habe den Livius mit hierher genommen, den ich jetzt zum allerersten Male lese, und der mir überaus viel Vergnügen gibt. Warum habe ich nicht Griechisch genug gelernt, um den Xenophon und Thucydides zu lesen? Mein eigener Stil ist noch nicht historisch und überhaupt noch nicht einfach, und nach den Neueren möchte ich ihn doch nicht gern bilden; am wenigsten nach Gibbon, dem so hoch Gepriesenen."

Die Doction des Dichters [5] wurde unangenehm unterbrochen durch den Professor Heinrich, der dem neuen Collegen zur Kenntniß brachte, daß er kein Professor der Geschichte sei. Am 10. Nov. 1789 schreibt Schiller an seine Braut und deren Schwester: „Ich bin (das ist wahr, aber ich hab' es jetzt erst erfahren), ich bin nicht als Professor der Geschichte, sondern der Philosophie berufen, aber das Lächerliche ist, daß die Geschichte nur ein Theil aus der Philosophie ist, und daß ich also, wenn ich das eine bin, das andere nothwendig sein muß!" Darum findet er es in einem Briefe an Körner von demselben Datum „erbärmlich", daß Heinrich gegen seine Benennung „Professor der Geschichte" protestirt habe. Seitdem fühlte er sich in Jena nicht mehr behaglich, und wünschte eine Beschäftigung, in der er „nicht mit rohen Studenten zu thun hätte." „Meine einzige Hoffnung ist", heißt es in dem Briefe an seine Braut und deren Schwester vom 10. Nov., „auf den Coadjutor (von Dalberg) gesetzt. Versichert er mich bestimmt und nachdrücklich, daß er für mich handeln will, so lege ich bei dem nächsten Anlaß meine Jenaische Professur nie-

ist es, diesen Weg zu gehen und zwar so früh als möglich dazu Hand an's Werk zu legen." Am 16. April: „In drei Wochen spätestens bin ich in Jena; in vier Wochen habe ich schon gelesen. Worüber ich aber lesen werde, weiß ich noch nicht einmal. Ich habe eine Einleitung in die Universalhistorie angekündigt, aus der sich gar Vielerlei machen läßt. Ohne Zweifel wird es eine Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, oder doch etwas Aehnliches ... Ich bekümmere mich diesen Sommer um keinen Plan; das Hauptsächlichste ist, jede Vorlesung interessant und nützlich zu machen. Bei unserer Zusammenkunft hoffe ich dir schon mit Zuverlässigkeit sagen zu können, ob mir diese Carriere zusteht und ob ich meinen Zweck dadurch erreiche. Die Akademie hat gegen 900 Studenten; wenn ich von diesen nur den fünften Theil bekomme und von diesem nur die Hälfte mich bezahlt, so erhalte ich von meinen Collegien jährlich eine Einnahme von 100 Louisd'ors. Einen Nebenbuhler habe ich nicht zu fürchten, und das Fach, worüber ich lese, ist für Alle. Das sind meine Hoffnungen." Am 17. April an seine Braut: „Ueber dem verwünschten Geisterseher habe ich noch gar nicht darauf denken können, was ich meinen Herren Studenten in den ersten Collegien vorsetzen werde; nun muß ich mich über Hals und Kopf beeilen, daß ich auch für meinen Beruf (Gott verzeih' mir's) Zeit übrig behalte." Aber Körner sprach ihm Muth ein: „Sei nicht zu ängstlich in der Vorbereitung. Etwas Charlatanerie würde dir gut zu statten kommen, wenigstens um die Lücken zu verkleistern, die du jetzt nur mit vielem Aufwand von Zeit und Mühe ausfüllen kannst."

Schiller's erste Vorlesung fand am 26. Mai 1789 vor einem Auditorium von fast 500 Studenten statt, und am 11. Juni schreibt er an seine Braut: „Bis jetzt hat mein Vortrag durch seinen Glanz und seine Neuheit geblendet, in der Folge aber muß ich ihm doch mehr allgemeine Faßlichkeit zu geben suchen, wenn ich meine Leute festhalten will." Am 20. September: „Ich eile jetzt ganz gewaltig und meine Studenten freuen sich ordentlich, wie es schnell geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück." Am 28. September an Körner: „Kommenden Winter lese ich die Woche fünf Stunden Universalgeschichte von der fränkischen Monarchie an bis auf Friedrich **II.**, und eine Stunde **publice** Geschichte der

Römer, so daß ich von Ostern 1789 bis Ostern 1790 den ganzen Cursus der Universalgeschichte durchgemacht haben muß. Wie? Das ist eine andere Frage. Sehr begierig bin ich nun, wie mein **privatum** ausfallen, und ob etwas Geld dabei zu holen sein wird. Aber daß mir diese Nothwendigkeit, Facta einzustudiren, äußerst wohlthut, fühle ich schon jetzt — und in wenigen Jahren wird diese Anfüllung mit Materialien in meinen schriftstellerischen Arbeiten merklich gefühlt werden." „Hast Du **Voyage d'Anacharsis** gelesen? .. Diese Form wäre vortrefflich, wenn sie durch ein Genie ausgeführt worden wäre. Das aber scheint nicht der Fall zu sein ... Ein Künstlergenie würde die ganze griechische Geschichte ungezwungen in die Reise selbst zu verflechten gewußt haben ... Dann scheint mir auch keine strenge Wahl des Interessanten darin stattgehabt zu haben ..." „Ich habe den Livius mit hierher genommen, den ich jetzt zum allerersten Male lese, und der mir überaus viel Vergnügen gibt. Warum habe ich nicht Griechisch genug gelernt, um den Xenophon und Thucydides zu lesen? Mein eigener Stil ist noch nicht historisch und überhaupt noch nicht einfach, und nach den Neueren möchte ich ihn doch nicht gern bilden; am wenigsten nach Gibbon, dem so hoch Gepriesenen."

Die Doction des Dichters [5] wurde unangenehm unterbrochen durch den Professor Heinrich, der dem neuen Collegen zur Kenntniß brachte, daß er kein Professor der Geschichte sei. Am 10. Nov. 1789 schreibt Schiller an seine Braut und deren Schwester: „Ich bin (das ist wahr, aber ich hab' es jetzt erst erfahren), ich bin nicht als Professor der Geschichte, sondern der Philosophie berufen, aber das Lächerliche ist, daß die Geschichte nur ein Theil aus der Philosophie ist, und daß ich also, wenn ich das eine bin, das andere nothwendig sein muß!" Darum findet er es in einem Briefe an Körner von demselben Datum „erbärmlich", daß Heinrich gegen seine Benennung „Professor der Geschichte" protestirt habe. Seitdem fühlte er sich in Jena nicht mehr behaglich, und wünschte eine Beschäftigung, in der er „nicht mit rohen Studenten zu thun hätte." „Meine einzige Hoffnung ist", heißt es in dem Briefe an seine Braut und deren Schwester vom 10. Nov., „auf den Coadjutor (von Dalberg) gesetzt. Versichert er mich bestimmt und nachdrücklich, daß er für mich handeln will, so lege ich bei dem nächsten Anlaß meine Jenaische Professur nie-

der. Ich will aber auch im Preußischen etwas anzuspinnen suchen, und könnte ich nur Wien mit Euch gut vereinigen, so wäre mir's nicht leid, in einem halben Jahr es durchzusetzen, daß ich dort wäre." Am 23. Nov. an Körner: „Was du mir von meiner Situation in Jena schreibst, daß ich hier gar nicht an meiner Stelle bin, — das fühle ich leider lebhaft genug." „Ich gestehe, daß aller Eifer mich verlassen hat, und daß es mich reut, so viel ich Haare auf dem Kopf habe, nicht dieses und das folgende Jahr meine Unabhängigkeit behalten zu haben." „Es wird mir eben nicht wohl werden, bis ich wieder Verse machen kann." Er dachte an seine Verheirathung, wollte sich aber vorher, „von welchem Hofe es wolle, einen Charakter geben lassen", und meldet dann am 13. Januar 1790 an Körner: „Du wirst künftighin an Herrn Hofrath S. schreiben; ich bin seit einigen Tagen um eine Silbe gewachsen — wegen meiner vorzüglichen Gelehrsamkeit und schriftstellerischen Ruhms beehrt mich der Meininger Hof mit dem Diplom." Darauf wurde, schreibt er, am 1. März „die Trauung in einer Dorfkirche bei Jena, bei verschlossenen Thüren, von einem kantischen Theologen verrichtet; ein sehr kurzweiliger Auftritt für mich."

Zur Förderung seiner ökonomischen Schriftstellerei schlug Körner dem Dichter die Bearbeitung historischer Romane vor. „Mir fällt ein, schreibt Körner am 2. Nov. 1788, ob eine gewisse Art historischer Romane, wie Walter von Montberry, Hermann von Unna u. s. w., die bei Weygand herauskommen, keine Arbeit für dich wäre, um in Nebenstunden ohne Arbeit Geld zu verdienen... Dir könnte es nicht viel Mühe machen, in der Manier des Geistersehers solche Romane zu schreiben." Aber Schiller ging auf diesen Plan nicht ein, sondern begann kurz vor der Uebernahme der Professur die Herausgabe historischer Memoiren, um den weitern Kreisen des gebildeten Publikums Geschmack für Geschichte beizubringen. In jedem Band wollte er „eine angenehme Mannigfaltigkeit liefern, und jeder sollte von einem Discours historique in einem philosophischen Gesichtspunkt und lebhaften Stil begleitet sein." „Dies Unternehmen sichert mir bei dieser neuen Carriere meine Existenz hinlänglich, ohne mir viel Zeit wegzunehmen." Vor Allem sollte bei der Herausgabe „auf eine reine und fließende Sprache gesehen" und „die wörtliche Treue der Gefälligkeit des Stils nachgesetzt

werden"; auch wünscht er zuweilen „eine kleine Nachhülfe, wenn der Text ermattet" [6]. Der Verleger Mauke in Jena zahlte per Bogen ein Carolin Honorar. Am 13. Mai 1789 an Körner: „Für meine Sammlung von Memoires habe ich an dem geheimen Archivar Heß in Gotha eine gute Acquisition erhalten. Er wird Mitarbeiter sein und vielleicht gleich mit Joinville anfangen. Ich bezahle ihm fünf Thaler, daß ich doch immer an fünfundzwanzig Bogen gegen vierzig Thaler hiesiges Geld Profit habe." Am 23. Nov.: „Unterdessen, hoffe ich, sollen sich meine Memoires gut halten, die mir nicht so viel Mühe kosten. Mauke will mir acht Bände des Jahres drucken, wenn ich sie ihm schaffe; und wenn ich mehr Gehülfen finde, die mit dem halben Honorar zufrieden sind, so komme ich recht leicht zu sechshundert Thalern." Beiläufig bemerken wir, daß auch in späteren Jahren, als seine Existenz gesichert war, der große Dichter, den wir uns gewöhnlich nur in idealen Höhen träumen, einen tüchtigen Fonds von Realismus beibehielt und selbst für den Gang der Börse sich aufmerksam zeigte [7].

Zu der Sammlung von Memoiren wurde der Dichter veranlaßt durch die Collection universelle des Mémoires particuliers, relatifs à l'histoire de France, welche schon seit mehreren Jahren in London herauskam, aber er wollte, gemäß seinem „Vorbericht zum ersten Band der ersten Abtheilung", den Plan des französischen Werkes erweitern, und auf alle Schriften dieser Gattung, welche Geschichte sie auch beträfen und in welcher Sprache sie auch abgefaßt sein möchten, ausdehnen. Die Sammlung sollte in zwei Abtheilungen, deren erstere sich mit dem Mittelalter, letztere mit der neuern Zeit befaßte, ausgegeben werden, und von jeder Abtheilung sollten in jedem Jahre, so lange für die ältere Periode noch Stoff vorhanden wäre, drei Bände erscheinen. Im Ganzen erschienen bis zum J. 1806 dreiunddreißig Bände, aber Schiller sagte sich schon früh von dem Unternehmen los und überließ die Arbeit andern Gelehrten, wie Woltmann, Paulus u. s. w., welche unter seinem Namen die Sammlung fortsetzten. Einzelnen Memoiren fügte der Dichter universalhistorische Uebersichten bei, die später in seine Werke aufgenommen sind. Und zwar schrieb er für den ersten Band der ersten Abtheilung die Aufsätze: „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter", und eine „Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges", und für den dritten

Band eine „Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I." Wir kommen auf diese Aufsätze, sowie auf die dem ersten bis achten Band der zweiten Abtheilung vorausgeschickten trefflichen Einleitungen zu den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully noch später zurück[8]. Diese Einleitungen sind unter dem Titel: „Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen, bis zum Tode Karl's IX." dem elften Band der Werke des Dichters einverleibt.

Während sich Schiller mit der Herausgabe der Memoiren beschäftigte, ließ er gleichzeitig im Deutschen Merkur und in der Thalia einen Theil seiner Vorlesungen, die wir ebenfalls später noch besprechen werden, abdrucken, und wurde von dem Buchhändler Göschen in Leipzig gewonnen, für den Damenkalender eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges abzufassen. Göschen kündigte in der Beilage zum zehnten Heft der Thalia den „Historischen Calender für Damen, 1791" mit folgenden Worten an: „Der Beifall, mit dem der historische Calender für Damen von Herrn von Archenholz und Herrn Hofrath Wieland aufgenommen worden, hat mich ermuntert, keine Kosten und keine Mühe zu sparen, denselben auch für das Jahr 1791 so anziehend als möglich zu machen. Ich bleibe meiner Idee getreu, einen Calender zu liefern, welcher durch Geschichte unterrichten und vergnügen, und etwas mehr als eine bloße Tändelei sein soll. Dem zu Folge habe ich ein Sujet gewählt, welches das merkwürdigste in der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes ist, welches jede Provinz, jede Stadt interessirt, wovon man beinahe in jedem Dorfe spricht oder sprechen hört: die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, dem Deutschland seine Ruhe, sein Glück und die Sicherheit seiner Staaten zu verdanken hat (!). Da wir noch keine gutgeschriebene Geschichte dieses so merkwürdigen als reichhaltigen Gegenstandes haben, und da Herr Hofrath Schiller die Bearbeitung desselben übernommen hat, so hoffe ich mir einen allgemeinen Beifall schon im Voraus versprechen zu können." Kurz nach seiner Verheirathung, am 18. Juni 1790, schreibt Schiller an Körner: „Der dreißigjährige Krieg, den ich in Göschen's Kalender mache und der in den ersten Wochen des August fertig sein muß, nimmt mir jetzt alle Stunden ein und ich kann kaum zu Athem kommen ... Ich wundere mich selbst über den Muth, den ich bei diesen drücken-

den Arbeiten beibehalte." Körner antwortet am 29. Juni: „Es ärgert mich, daß du so zu Stocke und zu Pflocke arbeiten mußt. Laß dich nicht wieder auf so eine Kalenderspeculation ein; das ist gut für Archenholz und seines Gleichen. Du wirst immer mehr Zeit und Kräfte auf ein solches Product wenden, als es verdient. Deine Memoires könnten dir gewiß alle anderen Finanzspeculationen entbehrlich machen, wenn du sie recht nutztest; aber sie müßten schneller herauskommen. Du müßtest mehr Mitarbeiter haben, müßtest die Sache fabrikmäßiger behandeln."

Am 12. Sept. meldet der Dichter: „Endlich (!) bin ich mit der beschwerlichen Arbeit des dreißigjährigen Krieges zu Ende aber nicht weiter gekommen, als bis zur Breitenfelder Schlacht. Beschlossen wird er im künftigen Jahr. Du kannst dir denken, wie herzlich froh ich bin. Diese Messe wird ziemlich reich von mir beschickt, ohne gerade viel Gescheidtes. Es erscheinen zwei Hefte Thalia, wovon eines schon gedruckt ist, ein Band Memoires, worin der erste Kreuzzug, und dann der Kalender." Am 18. Oct.: „Sehr angenehm war mir's, zu hören, daß meine Geschichte des dreißigjährigen Krieges nicht unter deiner Erwartung geblieben ist. Es galt bei dieser Arbeit mehr, meinen guten Namen nicht zu verscherzen, als ihn zu vermehren, und bei der Kürze der Zeit, bei der Ungelehrigkeit des Stoffes war diese Aufgabe wirklich schwer. Du erinnerst dich, daß ich öfter eine Probe mit mir anstellen wollte, was ich in einer gegebenen kurzen Zeit zu leisten vermöge, da ich sonst immer zu langsam arbeite. Eine solche Probe ist der dreißigjährige Krieg, und ich wundere mich nun selbst darüber, wie leidlich sie ausgefallen ist. Die Eilfertigkeit selbst war vielleicht vortheilhaft für den historischen Stil, den ich hier wirklich weniger fehlerhaft finde, als in der niederländischen Geschichte. Der Himmel gebe nur, daß Göschen Ursache habe zufrieden zu sein, da er gegen 6000 Exemplare absetzen muß, um die Unkosten bezahlt zu haben." [9]

Göschen hatte wirklich alle Ursache zufrieden zu sein, denn der Damenkalender fand die günstigste Aufnahme und die weiteste Verbreitung. Und wenn sich Schiller's Lehrer Coesbruch gewiß mit Recht darüber verwunderte, „daß dieser gräßliche dreißigjährige Krieg für Damen sollte geschrieben sein" [10], so können wir uns die Vorliebe des schönen Geschlechtes für das Buch nur daraus erklären, daß Schiller,

nach den Worten Friedrich's von Raumer an Tieck vom 18. Februar 1818: „diese furchtbare, schreckliche, zerstörende, sittenlose, beweinungswürdige Zeit, welche eher den Ernst eines Tacitus verlangt hätte, trotz allem einzelnen scharfen Tadel, doch in eine Art von Prachtaufsatz und Schaugericht verwandelt hat" [11]. Bei den Geschichtskundigen war die Aufnahme des Buches weniger günstig, und der tüchtige Galletti machte im Jahre 1791 in der Vorrede seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges (ein Buch, welches, nebenbei bemerkt, von Neuern mehr benutzt als citirt worden,) speciell darauf aufmerksam, daß Schiller nur „eigentlich für Damen" schreibe [12]. Freilich hat Johannes von Müller dem Buche des Dichters ein reiches Lob gespendet, aber Müller lobte, um jüngere Talente anzuregen, immerfort, lobte selbst in den überschwänglichsten Ausdrücken einen Woltmann, von dem er prophezeite, er würde in der Geschichtschreibung „nicht weniger unser Gesetzgeber, als Muster werden"! [13] „Je n'ai pas l'esprit désapprobateur," schrieb Müller am 20. April 1800 an Woltmann, „und gewöhnlich begnüge ich mich, unbekannte Facta oder neue Gedanken aufzufassen, alles Uebrige ist mir wie nicht geschrieben" [14]. Müller appellirt in seinem Lob über Schiller's Werk (in der Allgemeinen Literaturzeitung von 1793) an „Damen von einigem patriotischen Gefühl", und meint, der Dichter habe „sein herrliches Werk ebenso wohl einem Kalender für die Nation, als einem Damenkalender einverleiben können". Ob Schiller's Buch in nationalem Sinn geschrieben und geeignet ist, das patriotische Gefühl zu fördern, werden wir später sehen, und fügen hier nur beiläufig an, daß es dem Dichter, der nach seinen Selbstbekenntnissen in den Briefen in wenigen Monaten seine Geschichtswerke schrieb, einen eigenthümlichen Eindruck gemacht haben muß, in den Recensionen dieser Bücher den Rath ausgesprochen zu finden, daß er „schneller arbeiten möge, als er wahrscheinlich wirklich thue" [15]. Wie „schnell" er arbeitete, wird auch das Folgende lehren.

Die Studien für den zweiten Theil des Krieges begann Schiller nach einer schweren Krankheit. Am 10. April 1791 schreibt er an Körner: „Es ist nicht gut, daß ich diesen Sommer nicht von Arbeit frei bin; aber da es von mir abhängt, den dreißigjährigen Krieg mit dieser zweiten Lieferung zu endigen, oder noch etwas für eine dritte aufzuheben, da es auch gerade nicht darauf an-

kommt, wie viel oder wie wenig Bogen er enthalte: so hoffe ich doch diese Arbeit mit der Sorge für meine Gesundheit noch leidlich vereinigen zu können." Am 3. Oct.: „In den letzten Wochen meines Erfurter Aufenthaltes habe ich auch wieder angefangen zu arbeiten; und weil ich glücklicherweise schon dieses Frühjahr über die nächste Periode des dreißigjährigen Krieges viel gedacht und gelesen, so ging mir die Arbeit sehr leicht von statten. Ohne mich zu sehr anzustrengen, konnte ich des Tags vier oder fünf Stunden dictiren und so brachte ich in vierzehn Tagen fünf gedruckte Kalenderbogen zu Stande."

Am 26. Oct. an seinen Vater: „Im Jahre 1790 hat Wieland den historischen Kalender herausgegeben, in diesem Jahr 1791 und im nächsten 1792 hab' ich ihn übernommen. So unbedeutend ein Kalender zu sein scheint, so ist es doch dasjenige Buch, das die Buchhändler am weitesten verbreiten können. Mir ist dieser Aufsatz vom dreißigjährigen Krieg mit achtzig Louisd'or bezahlt worden, und ich hab' ihn neben meinen Vorlesungen innerhalb vier Monaten ausgearbeitet." Nachdem er dann am 1. Januar 1792 an Körner geschrieben, daß er „nächstens wieder an den dreißigjährigen Krieg gehen werde," heißt es am 27. Febr.: „Bei mir haben Lectüre, Umgang und Beschäftigung bloß den Stoff, aber nicht die Art ihn zu formen verändert. Ich bin und bleibe bloß Poet, und als Poet werde ich auch noch sterben." Am 2. März: „Auch der dreißigjährige Krieg wird mich zu dir begleiten, denn wenn ich zur rechten Zeit fertig werden soll, so darf ich jetzt keinen Tag daran verlieren. Doch hoffe ich dieser Arbeit nicht über fünf Stunden des Tages widmen zu dürfen. Ganz besitzt sie mich nicht und meine besten Stunden werden auf etwas Gescheidteres verwendet." Am 25. Mai: „Der dreißigjährige Krieg ist seit einigen Tagen wieder angefangen, und es scheint, daß sich diese Arbeit leicht fördern wird, ohne mir zu viel Anspannung zu kosten. Ich bestimme höchstens vier Stunden zum Schreiben und etwa zwei zum Nachlesen, und auch diese sechs Stunden folgen nicht unmittelbar aufeinander. Auf diesem Wege bringe ich beinahe, ohne daß ich es gewahr werde, jeden Tag einen Viertelbogen zu Stande, und kann zu Ende August fertig sein" ... „Ich bin jetzt voll Ungeduld, etwas Poetisches vor die Hand zu nehmen, besonders juckt mir die Feder

nach dem Wallenstein. Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle." Am 30. Juli: „Die Last des dreißigjährigen Krieges liegt noch schwer auf mir, und weil mich die Krämpfe auch redlich fortplagen, so weiß ich oft kaum, wo aus noch ein." Am 21. Sept.: „Wünsche mir Glück! Eben schicke ich den letzten Bogen Manuscript fort. Jetzt bin ich frei und will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein Anderer auferlegt, oder die einen andern Ursprung hat, als Liebhaberei und Neigung." Wie stimmt hiermit Karl Hagen's Angabe, daß der Dichter seine historischen Stoffe frei ausgewählt habe, um auf die Mitwelt zu wirken? Schiller habe, meint Hagen, nur solche Stoffe zur Bearbeitung ausgewählt, „die mit ihren zu Grunde liegenden Gedanken die Gegenwart berührten, wo es sich um einen Kampf von Ideen handelte, um den Widerstand der freiheitlichen Gesinnung gegen despotische Willkür... Fast auf jedem Blatte leuchtet bei Schiller uns die Absicht entgegen, auf die Mitwelt zu wirken und in ihr eine ähnliche Flamme der Begeisterung... zu erwecken" [16]. Also eine Flamme der Begeisterung selbst für die Darstellung der Zeit des dreißigjährigen Krieges! Auch Palleske, der neueste Biograph des Dichters, bewundert dessen Geschichte des dreißigjährigen Krieges und vergleicht sie mit den Virtuosenstücken von Guido Reni, Mozart und Diderot. „Die Ansicht, daß so viele große Männer aus dieser Nacht (des Krieges) hervorgingen", sagt er, „hatte Schiller aufgegeben, aber die wenigen, die sie gebar, emporzuheben, damit das Volk sich an große Kräfte anschließen lerne, und Namen und Titel nur respectire, wo sie mit dem Feldherrngenie eines Bernhard von Weimar, eines Mansfeld verbunden erscheinen, das hielt er für eine Aufgabe, drängend genug, sie auch im Fluge zu lösen"! Man erschrickt fast, hier auch den Mansfeld zu den „großen Männern," die aus der Nacht des Krieges hervorgingen, gerechnet zu sehen, jenen Mordbrenner Mansfeld, der den Auswurf der Menschheit an sich zog, in protestantischen wie in katholischen Ländern Städte und Dörfer in Flammen setzte und die unbewehrten Bauern haufenweise mitten in die Flammen der brennenden Häuser werfen ließ! „Schiller konnte mit Recht hoffen", bemerkt der Biograph weiter, „der erste Historiker Deutschlands zu werden" [17].

Bevor wir das Werk des Dichters eingehend beurtheilen,

wollen wir diesen zuerst noch über andere historische Arbeiten sprechen hören. Am 15. Oct. 1792 schreibt er an Körner: „Göschen hat die sonderbare Idee, die Geschichte der Reformation, die der nächste Kalender enthalten soll, von Pestalozzi schreiben zu lassen. Da ich sie nicht schreiben muß, so könnte mir das einerlei sein; aber er möchte doch gern einen Namen vor dem Kalender haben, und bittet mich, seinen Mann in einer Vorrede förmlich einzuführen. Ich fürchte aber, Pestalozzi's Gesichtspunkt ist dem meinigen schnurgerade entgegengesetzt, und unter dieser Voraussetzung werde ich ihm diesen Dienst nicht leisten können. Sonst thäte ich es nicht ungern — denn bezahlen müßte mir Göschen auf jeden Fall diese Gefälligkeit. Ich habe ihm indessen nicht nur von Pestalozzi, sondern vom ganzen Kalender abgerathen." Schiller wollte sogar ohne Bedenken auch historische Arbeiten Anderer unter seinem Namen herausgeben. Am 6. Nov. an Körner: „Göschen findet noch immer seine Rechnung bei dem Kalender und besteht auf der Fortsetzung. Da ich mich ganz davon lossagen muß, so will er dich bitten, einen historischen Stoff von etwa achtzehn bis zwanzig Bogen zu arbeiten, wozu die Cromwell'sche Revolution in Vorschlag gebracht ist. Du hast volle acht Monate Zeit dazu, brauchst im Grunde außer dem Hume und Sprengel wenig Lectüre (von Quellenstudien war, wie man sieht und wie es auch natürlich, für den Damenkalender gar keine Rede), da es hier bloß um ein gut in die Augen fallendes Ganze zu thun ist... Ich habe Göschen herzhaft versprochen, mich als Herausgeber zu nennen, und behalte mir bloß vor, daß dein Manuscript vorher durch meine Hand geht und du mir etwa zwei oder drei Beschreibungen und Charakterschilderungen darin zurücklegst, damit das Werk wenigstens nach mir riecht, und einige Eigenthümlichkeiten des Stiles daraus hervorblicken. Unter vierhundert Thalern wird er dir nicht geben, und du behältst immer noch Zeit und Stoff für die Thalia." Dies, scheint uns, wirft auf die Art, wie Schiller seinen Beruf als Historiker auffaßte, ein eigenthümliches Licht, und man muß sich darüber wundern, daß man zur Charakteristik seiner Geschichtschreibung auf derartige Stellen seines Briefwechsels noch gar nicht aufmerksam gemacht hat. Wie für Göschen's Damenkalender die Geschichte bearbeitet wurde, lehrt uns auch ein Brief Körner's an Schiller vom 22. Sept. 1793,

worin es heißt: „Göschen hat mich ausgespannt: Deß sind wir froh, jo, jo! Mauvillon fertigt den spanischen Erbfolgekrieg in vier Wochen, und für Göschen's Bedürfniß gewiß gut genug! Ich hatte mir eine Methode ausgedacht, diese Arbeit con amore zu machen, aber dazu war jetzt nicht Zeit. Abermals eine Erfahrung für das Unrentirende meiner Schriftstellerei." Ueber das „Rentirende der Schriftstellerei" finden sich auch bemerkenswerthe Stellen in Schiller's Briefwechsel mit Göthe [18], und diese so reiche Quelle für die Kenntniß und Würdigung unserer beiden größten Dichter der Neuzeit gibt uns interessante Aufschlüsse über die Mittel, die auch diese schöpferischen Geister für nothwendig hielten, um ihre Werke in's Publikum zu bringen.

Als die Herausgabe der Horen (für die, wie wir angaben, Schiller „in Geschwindigkeit" im Jahr 1795 die „Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma" anfertigte,) bevorstand, schrieb der Dichter an Göthe am 6. Dez. 1794: „In Ansehung der Recensionen des Journals in der Literaturzeitung ist nunmehr arrangirt, daß alle drei Monate eine ausführliche Recension davon gemacht wird... Cotta wird die Kosten der Recensionen tragen und die Recensenten werden Mitglieder unserer Societät sein. Wir können also so weitläufig sein, als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch Alles vormachen muß." So hatte er auch früher in der Vorrede seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande dem Publikum vormachen müssen, daß diese Geschichte, auf die er nur wenige Monate verwendet hatte, ein „Werk von etlichen Jahren" sei. „Ich kenne," schreibt Göthe am 16. Mai 1795, „das Possenspiel des Autorwesens schon zwanzig Jahre in- und auswendig; es muß nur fortgespielt werden, weiter ist dabei nichts zu sagen."

Um Leben in die Horen zu bringen und ein sicheres Interesse beim Publikum zu erregen, wollten sie in denselben einen kritischen Fechtplatz eröffnen. „Nur dürften wir, glaube ich", sagt Schiller am 15. Juni 1795, „das Heft nicht aus den Händen geben, welches geschehen würde, wenn wir dem Publikum und den Autoren ein gewisses Recht durch unsere förmliche Einladung einräumten. Von dem Publikum hätten wir sicherlich nur die elendesten Stimmen zu erwarten, und die Autoren würden sich, wie man Beispiele hat, sehr beschwerlich machen. Mein Vorschlag wäre, daß wir

die Angriffe aus unseren eigenen Mitteln machen müßten; wollten dann die Autoren sich in den Horen vertheidigen, so müßten sie sich den Bedingungen unterwerfen, die wir ihnen vorschreiben wollen." Er wollte aber nicht bloß proponiren, sondern sofort mit der That anfangen, und im Namen eines Herrn von X. gegen Göthe's Wilhelm Meister auftreten, und zugleich auch als Göthe's Antwort selbst einen Brief „fabriciren." Auch an den Recensionen des Journals arbeitete Schiller mit und nennt deßhalb einmal, am 29. Dez., eine solche von Mehreren verfertigte Recension eine „rechte Harlekinsjacke". Als aber dennoch die Horen aus Mangel an Abonnenten eingehen mußten, fragt Schiller am 26. Jan. 1798 bei Göthe an, ob er ihm nicht einen „tollen politisch-religiösen Aufsatz" verschaffen könne, um ein Verbot der Zeitschrift zu veranlassen.

In den Horen gab der Dichter als seine letzte historische Arbeit im Jahr 1797 die Denkwürdigkeiten des Marschalls v. Vieilleville heraus, deren wir noch später gedenken.

Wir gehen nunmehr auf die Geschichte des dreißigjährigen Krieges zurück.

Schiller wird mit Recht als der nationalste deutsche Dichter gefeiert, und die flammenden Worte seiner poetischen Meisterwerke haben in der Periode der Schmach unseres Volkes unter französischem Joche das Nationalgefühl gekräftigt und einen unverkennbar großen Einfluß auf unsere Erhebung gegen die Fremdherrschaft ausgeübt, und wirken in ihrer erhabenen Begeisterung noch immer fort; aber es ist ein verhängnißvoller Irrthum, dem Dichter auch — wie es in den letzten Jahren wieder mehrfach geschehen [19] — für seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges ein „nationales Verdienst" zu vindiciren und ihre Lectüre der Jugend zur Kräftigung des Patriotismus zu empfehlen. Unserer Ueberzeugung nach erweist sich vielmehr Schiller's Buch vor dem Richterstuhl einer unbefangenen Geschichtsauffassung als ein undeutsches Buch, und wenn die großen Historiker aller Völker, was nicht zu bezweifeln, Patrioten gewesen, die von den Ideen, Empfindungen und Bestrebungen ihres Volkes erfüllt, für ihr Volk gearbeitet haben und uns als die wahren Träger der Größe und der nationalen Bedürfnisse desselben erscheinen, so kann der Dichter nicht den

Ruhm eines deutschen Historikers beanspruchen, sondern zeigt im Gegentheil durch seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges, daß in seinen historischen Anschauungen sein Genie nicht in Deutschlands großen Traditionen wurzelte, und keine nährende Kraft aus der Geschichte des eigenen Volkes empfing. Dies wird uns die folgende Beurtheilung zeigen, in der wir nicht von irgend welchen confessionellen, sondern von lediglich deutsch-staatsbürgerlichen Gesichtspunkten ausgehen. Eine Erörterung über die Quellenstudien des Dichters, wie wir sie bei der Geschichte des Abfalls der Niederlande vornahmen, kömmt hier gar nicht in Betracht, da Schiller für den Damenkalender, wie sich schon aus seinen oben citirten Briefen ergibt, keine Quellenstudien betrieb. Er hat nur das bereitliegende Material schnell zusammengerafft, und unter den dem Kriege zeitgenössischen Quellen nur ein Buch über Wallenstein und Khevenhiller's bekannte Annalen durchgelesen [20].

Um in unserem Urtheil über die national-patriotischen Anschauungen des Dichters nicht einseitig zu verfahren, müssen wir zunächst einen Rückblick auf die Richtung der Zeit werfen, in der sein s. g. Geschichtswerk entstand, und auf die Stellung, welche damals die Geschichtschreibung überhaupt in Deutschland einnahm.

Die Macht des deutschen Reiches, seit der Kirchentrennung wesentlich geschwächt, war durch die Zerrüttungen des dreißigjährigen Krieges und durch die, allen neuen politischen Aufschwung lähmenden Stipulationen des westphälischen Friedens vollends gebrochen, und mit der zunehmenden Schwäche der deutschen Centralgewalt und der immer größeren Selbstständigkeit der einzelnen Territorien hatte auch die Geschichtschreibung den überwiegenden Charakter der Allgemeinheit eingebüßt und den der Besonderheit angenommen. Nachdem im sechszehnten Jahrhundert die deutsche Geschichte nur noch als Theil der Weltgeschichte erzählt, im siebenzehnten Jahrhundert sogar bloß an Städtegeschichten angeknüpft wurde, betrachtete man sie im achtzehnten, als man nach dem Vorgange Ludwig's sie wieder selbstständig zu behandeln angefangen, nur als juristische Hülfswissenschaft, und „dieser Art", sagt ein neuerer Geschichtschreiber, „blieb ihr Gepräge selbst dann noch, als der Frankfurter Johann Daniel v. Olenschlager den politischen Gesichtspunkt mehr hervorhob, und der Franke Michael Ignaz Schmidt, den ganzen Verlauf in deutscher Sprache

darstellend, nach der Meinung mancher Zeitgenossen ein unübertreffbares Meisterwerk lieferte"[21]. In wahrhaft deutschem Sinne schrieb seit dem siebenzehnten Jahrhundert fast nur Pappus, dessen Studium Leibniz dringend empfahl, und Leibniz selbst war der einzige, der hier, wie überall, groß, das ganze weite Gebiet unserer Geschichte mit sicherm Blick als warmer Patriot umfaßte und nur vom ächt nationalen Standpunkt aus behandelt wissen wollte. „Die deutsche Nation", sagt Leibniz, „hat unter allen christlichen den Vorzug wegen des heiligen römischen Reiches, dessen Würde und Rechte sie auf sich und ihr Oberhaupt gebracht, welchem die Beschirmung des wahren Glaubens, die Vogthey der allgemeinen Kirche, und die Beförderung des Besten der ganzen Christenheit obliegt, daher ihm auch der Vorsitz über andere hohe Häupter ohnzweiffelich gebühret und gelassen worden. Derowegen haben die Teutschen sich desto mehr anzugreiffen, daß sie sich dieser ihrer Würde würdig zeigen, und es andern nicht weniger an Verstand und Tapfferkeit zuvorthun mögen, als sie ihnen an Ehren und Hoheit ihres Oberhauptes vorgehen. Derogestalt können sie ihre Mißgünstige beschämen, und ihnen wieder ihrem Dank eine innerliche Ueberzeugung, wo nicht äußerliche Bekäntniß der teutschen Vortrefflichkeit abdringen"[22]. Leibniz war nur ein „Rufer in der Wüste", gleichwol aber dringen seine Worte uns wie frische, belebende Morgenluft entgegen in der dumpfen, ungesunden Atmosphäre damaliger Geschichtschreibung. Denn diese Geschichtschreibung war aller deutschen Gesinnung baar. Mit der Achtung vor der Größe des Reiches war auch der Sinn für die Geschichte desselben, der Sinn für die großartigen politischen und kirchlichen Leistungen der früheren Jahrhunderte verloren gegangen; man schrieb gelehrte, aber gestalt- und farblose Sammelwerke, baute die Provinzialgeschichte aus, beschäftigte sich mit Vorliebe mit der Geschichte anderer Völker, und fand (wir erinnern nur an Meiners), daß die Franzosen das erste Volk des Universums seien. Wie man die französischen Moden nachahmte, so nahm man auch die französischen Ansichten über und gegen Deutschland und sein Kaiserhaus bereitwillig auf, und die Meinungen der Fremden über unsere Geschichte gewannen allmählich bei uns die Oberhand. Dies besonders hat auf unsere Geschichtschreibung eine verhängnißvolle Wirkung ausgeübt, und noch heute müssen wir

die bitteren Früchte der sprichwörtlich gewordenen „deutschen Ausländerei" verkosten. Man vergaß, daß man mit der Aufnahme der französischen Sprache und Literatur auch französisch denken lernte.

Als nun in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der deutsche Geist sich aus langer Verkümmerung erhob und wieder selbstständig schaffend auftrat, da war es kein deutsch-nationaler Sinn, der sich der großen Geister jener Epoche bemächtigte, es war vielmehr ein bloß poetischer Enthusiasmus, der sich an dem Studium des antiken Lebens nährte, und auch für die Geschichtschreibung maßgebend ward. Wie die ganze Bildung in grellem Widerspruch mit dem ursprünglichen Nationalcharakter stand, so wandten sich auch die Großgeister des Volkes von allen nationalen und politischen Interessen ab, verfolgten vermeintlich ideale, kosmopolitische Tendenzen, und betrachteten die Mahnung zu einer lebendigen Parteinahme für die Sache des Vaterlandes als eine Entweihung ihrer behaglichen weltbürgerlichen Ruhe. Er habe, erklärte selbst ein Lessing, „von der Liebe zum Vaterland keinen Begriff, und sie scheine ihm auf's Höchste eine heroische Schwachheit, die er gern entbehre"[23]. Lessing's Ausspruch, der Nationalcharakter der Deutschen sei, keinen haben zu wollen, fand Beifall in Deutschland, und Göthe tadelte in einer Recension von Sonnenfels: „Ueber die Liebe des Vaterlandes" die ewigen Klagen über den Mangel eines deutschen Patriotismus. „Wozu das vergebene Aufstreben, sagt er, nach einer Empfindung, die wir weder haben können, noch mögen"[24]. Wieland konnte sich nicht besinnen, das Wort „deutsch" irgendwo ehrenhalber vernommen zu haben, und sträubte sich dagegen, daß es einmal zur Ehre komme; er nannte die Vaterlandsliebe eine Tugend, die sich mit den Pflichten gegen andere Völker nicht vereinigen lasse, und behielt es den Musen vor, das große Werk der Verbrüderung aller Völker des Erdbodens zu Stande zu bringen, die durch keine Namen, keine Wortstreite und Hirngespinnste wider einander empört, sondern im seligen Gefühl der Menschlichkeit schwelgen würden[25].

Am höchsten aber steigerten sich die kranken kosmopolitischen Träume der literarischen Stimmführer Deutschlands in dem poesiereichen Gemüthe Jean Paul's, der alles Ernstes an ein kommendes goldenes Zeitalter der Universalrepublik glaubte. Alle Völ-

ker der Erde, hoffte Jean Paul, würden einmal zusammengegossen werden, und Europa werde sich in ewigem Gleichgewichte befinden, wenn einmal das Gleichgewicht der vier übrigen Welttheile hergestellt sei. Dieses Gleichgewicht, träumte er, könne man, „kleine Vibrationen abgerechnet, unserer Kugel versprechen." Und das Zeitalter dieses Gleichgewichtes werde das „goldene Zeitalter" der Universalrepublik sein, „das jeder Weise und Tugendhafte genießt, und wo die Menschen es leichter haben, gut zu leben, weil sie es leichter haben, überhaupt zu leben, wo Einzelne, aber nicht Völker sündigen, wo die Menschen nicht mehr Freude, sondern mehr Tugend haben, wo das Volk am Denken und der Denker am Arbeiten Antheil nimmt, wo man den kriegerischen und juristischen Mord verdammt, und nur zuweilen Kanonenkugeln mit dem Pfluge aufackert!"[26]

Herder, dem — was man bei aller Anerkennung seiner wirklichen Verdienste in der Literatur wol behaupten kann — aller Sinn für Vaterland, Staat und Nationalität abging, verpflanzte zuerst den deutschen Kosmopolitismus auf das Gebiet der Geschichte, und begründete mit einem bis dahin unbekannten Glanze der Darstellung in der Behandlung derselben jene Richtung, die sich nach dem schon früher angeführten Ausspruche Joh. v. Müller's „in die allgemeinen Ideen verliebte," die Fülle des historischen Stoffes in allgemeine Constructionen einzwängte, und überhaupt in der Geschichte weniger positive Belehrung, als den Nachweis individueller Ansichten und philosophischer Lehrsätze suchte. Wie man Herder als den Vater des ästhetischen, des mit poetischer Willkür auf das subjective Emancipationsprinzip gestellten Christenthums bezeichnen kann, als den Vater der Universalreligion der Humanität, welche die Menschheit ohne übernatürliche Hülfe selig machen sollte, so ist er auch der erste große Vertreter der politischen Universalität, die auf ihrem vermeintlich hohen Standpunkte mit gleichgültigem Blick auf das Glück oder Unglück des Vaterlandes herabsah und das „Würdegefühl des Menschen steigern zu können glaubte, wenn sie das Stammes- und Nationalgefühl schwächte." „Es thut weh, sagt Gervinus, wenn sich ein Mann wie Herder auch nur im Spotte: „„leider oder mit Respekt zu sagen"" zu einem Deutschen erklären möchte, auch nur fast Lust hätte, sich zu erklären." Herder verhöhnte den edeln Pa-

trioten Gabriel Wagner, und scheute sich nicht, sogar Gedichte wider Deutschlands Ehre zu schreiben. Eine Nation war für ihn „nur ein großer ungejäteter Garten voll Kraut und Unkraut, dessen man sich nicht ohne Unterscheidung annehmen könne," und den „Nationalstolzen" hielt er neben dem Geburts- und Adelsstolzen für den größten Narren[27]. Der vage Kosmopolitismus ist ein Geistesgewächs des modernen Idealismus, der die im Wesen des Christenthums begründete Wahrheit von einer die ganze Menschheit einheitlich umspannenden Kirche aufgegeben hat, und nun dieselbe durch das humanistische Scheinbild einer ideellen, philosophisch reconstruirten Einheit der Menschheit zu ersetzen sucht. Während nur das Christenthum die Idee der reinen Menschlichkeit, die Humanitätsidee, welche auch den edelsten und bedeutendsten Geistern des Alterthums gänzlich fremd war, in die Welt brachte, und die Kirche nur durch eine Jahrhunderte lang ununterbrochene Wirksamkeit die Entfaltung derselben ermöglichte, riß man in der Zeit, von der wir sprechen, und reißt man auch jetzt noch so vielfach diese Humanitätsidee von der sie tragenden Wurzel, vom Christenthum, los, oder bringt sie wol gar in einen künstlichen Gegensatz zum Christenthum. In dieser Unnatur des modernen humanistischen Kosmopolitismus gründet zugleich die Unnatur der von den Interessen der eigenen Nation abgewandten politischen Universalität.

Unter der bezeichneten geistigen und literarischen Richtung in Deutschland entwickelte sich Schiller's Genius, und Schiller selbst wurde der Erste, der im Anschluß an Herder's Ideen die Religion der von aller höheren Auctorität emancipirten Vernunft und die Universalität der Weltbetrachtung in geschichtlichen Monographien predigte. „Das kleine Weimar, sagt treffend Karl Adolph Menzel, wurde durch Göthe, Herder, Wieland und Schiller „die Hauptstadt eines neuen geistigen Reichs, eine Wohnstätte idealer Bildungen, die aus deutschem Boden und deutschen Lebenskräften entsprungen, von der Muttererde sich abwandten, und ihre Heimath entweder im Weltbürgerthum, oder in der griechischen und römischen Vergangenheit suchten. Deutschland als Reich war für diese, einem deutschen Reichsfürsten dienenden Weltbürger so wenig vorhanden, daß Schiller eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges und eine des Abfalles der Niederlande schrieb, ohne das von

diesen Begebenheiten berührte deutsche Reichs- und National-Interesse auch nur der Erwähnung, geschweige einer würdigen Erörterung werth zu halten"[28].

Vaterländische Gesichtspunkte waren in den Anschauungen Schiller's so wenig maßgebend, daß er in einem Briefe an Caroline v. Beulwitz vom 26. März 1789 „dem Himmel dankte," unter Menschen zu leben, die einer Aufopferung für's Vaterland, durch die ein Winkelried für alle Zeiten glänzt, „nicht fähig seien." „Ohne das, schreibt er über Winkelried, was die Franzosen férocité nennen, kann man einen solchen Heldenmuth nicht äußern; die Heftigkeiten, deren der Mensch in einem Zustande ohne Begeisterung (!) fähig ist, kann man der Gattung bloß als Kraft, aber dem Individuum nicht recht als Größe anrechnen. Wenn ich Ihnen Beispiele ähnlicher Stärke des Muthes aus Religionskriegen anführen wollte, so würden Sie diese und ähnliche Thaten nur noch anstaunen, aber nicht bewundern." „Das vaterländische Interesse, sagt er am 13. Oct. 1789 in einem Briefe an Körner, ist nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragment (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen." Darum interessirten ihn, wie seine Briefwechsel mit Körner und Göthe zeigen, die durch die französische Revolution in Deutschland hervorgerufenen Veränderungen nicht für das Reich, sondern nur für seine persönlichen Verhältnisse, und weder er, noch Göthe, noch Körner lassen in ihren Briefen eine Spur der Theilnahme oder des Mitgefühls für die unsäglichen Drangsale und Gefahren der Nation erblicken, selbst nicht in jener Zeit, wo nicht bloß die politische Existenz unseres Volkes, sondern auch die Sprache bedroht war, in der die Geistesfürsten dachten und dichteten, und die das Material für all' ihre Werke hergab. Wo Schiller in seinen Briefen von einer „Liebe zum Vaterland" spricht, meint er nur die Liebe zu seiner Heimath Schwaben, im Gegensatz zu Thüringen, und bezeichnet in einem Briefe an Henriette v. Wolzogen die Franken und Hannoveraner als „Ausländer"[29].

Der weltbürgerliche Standpunkt des Dichters gipfelt in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Mehrere Menschenalter waren der deutschen Nation nothwendig gewesen, um auch nur die gröbsten Spuren des zerstörenden Krieges zu verwischen. Das Volk hatte die grausame Tragödie eines vermeintlichen Religionskrieges verblutend zu Ende gespielt und konnte seine frühere Kraft nicht wiedergewinnen; alle Quellen seines Wohlstandes waren versiegt, aller Aufschwung des Bürgerthums war gelähmt; die schönsten Provinzen waren verloren gegangen, und der Deutsche mußte auf den deutschen Meeren die Herrschaft der Fremden anerkennen. Aber solche Erwägungen bestimmten nicht Schiller's Urtheil über den Krieg. Die „Theilnehmung der Staaten aneinander (sagt er in der Einleitung seines Buches), welche sich in diesem Kriege eigentlich erst bildete, wäre allein schon Gewinn genug, den Weltbürger mit seinen Schrecken zu versöhnen.“ Der Dichter findet nicht, daß die Folgen des Krieges für die Stellung der Nation auch in seiner Zeit noch nachwirkten. „Die Hand des Fleißes, fügt er obigen Worten hinzu, hat unvermerkt alle verderblichen Spuren dieses Krieges wieder ausgelöscht, aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, sind geblieben. Eben diese allgemeine Staatensympathie, welche der Stoß in Böhmen dem halben Europa mittheilte, bewacht jetzt den Frieden, der diesem Kriege ein Ende machte.“ Es ist dieselbe Sprache, die er, wie wir hören werden, in seiner Antrittsrede in Jena führte, wo ihm am Vorabend der französischen Revolution „die europäische Staatengesellschaft in eine große Familie verwandelt“ und der Friede „durch einen ewig geharnischten Krieg“ gehütet schien. Diesen „Frieden“ betrachtete er als die Frucht seines eigenen Zeitalters der Vernunft, welches er mit begeisterten Worten pries, bis ihn (worüber später) die Ereignisse in Frankreich bitter enttäuschten, und seine Ansichten über sein Jahrhundert wesentlich veränderten.

Man hat Schiller's Auffassung des Krieges wol eine protestantische*) genannt, und Herr Julian Schmidt[30] ist der Ansicht,

---

*) Protestantisch war auch die Teutsche Reichsgeschichte von Prof. Heinrich, Schiller's Collegen in Jena; aber wie unbefangen und quellenmäßig ist in Vergleich mit Schiller dessen Darstellung des dreißigjährigen Krieges!

daß seit seinem Werk „nur noch eine protestantische Anschauung der deutschen Geschichte möglich ist, was vor ihm noch gar nicht so ausgemacht war, denn Schmidt, der Einzige, der eine lesbare deutsche Geschichte geschrieben, war Katholik und für Oesterreich, obgleich gemäßigt." Nach der Ansicht dieses Literarhistorikers muß demnach die protestantische Anschauung zugleich anti-österreichisch sein, und wenn wir dieses annehmen, war Schiller's Anschauung allerdings protestantisch. Dagegen war sie den Dogmen der protestantischen Confessionen völlig entgegengesetzt, und nur ein Product jenes Protestantismus, der den Voltairianismus und Fridericianismus in sich aufgenommen und von seinem positiven System nichts mehr übrig behalten hatte, als die Territorial-Verfassung. Indem wir auf die religiösen Anschauungen des Dichters des Nähern noch zurückkommen, bemerken wir hier nur, daß ihm die dogmatischen Streitfragen der Reformation in ihrem Wesen unbekannt oder gleichgültig, selbst verhaßt waren, daß er sich gegen alle positiven Normen sträubte und das Wesen des Protestantismus in der nackten Negation des Katholischen finden wollte. Die Protestanten hätten, sagt er in seiner Einleitung zum dreißigjährigen Krieg, „unwissend einen Theil des Gewinnes verscherzt, den ihnen der Abfall vom Papstthum versicherte," als sie in dem Augsburger Bekenntniß „dem protestantischen Glauben eine positive Grenze" gesetzt hätten. „Gleiche Beschwerden gegen die römische Hierarchie, eine gleiche Mißbilligung der katholischen Lehrbegriffe würden hinreichend gewesen sein, den Vereinigungspunkt für die protestantische Kirche abzugeben; aber sie suchten den Vereinigungspunkt in einem neuen positiven Glaubenssystem, setzten in dieses das Unterscheidungszeichen, den Vorzug, das Wesen ihrer Kirche." Er ent-

---

So gibt z. B. Heinrich an (Bd. 6, S. 522), daß den Schwedenkönig Gustav Adolph „vornehmlich die Begierde, seine eigene Herrschaft an der Ostsee zu erweitern und sich im nördlichen Deutschland festzusetzen," zum Einbruch in Deutschland veranlaßt habe. Unbefangen ist ferner z. B. seine Darstellung der Zerstörung Magdeburgs. Tilly habe, sagt er, Magdeburg retten wollen, weil ihm „an dem Besitz der Stadt, wie sie war, eben so viel als dem König von Schweden gelegen war;" mehrmals habe er Schreiben abgeschickt, „um die Belagerten vor der augenscheinlichen Gefahr zu warnen;" und die Bürger selbst hätten an der einen Seite der Stadt Feuer angelegt, „um den Feinden die Beute zu entreißen."

wickelt dann die schlimmen Folgen dieses Vorgehens. „Dem Geiste der Forschung war eine bleibende Schranke gesetzt, wenn den Vorschriften der Confession ein bleibender Gehorsam geleistet wurde; der Vereinigungspunkt aber war verloren, wenn man sich über die festgesetzte Formel entzweite. Zum Unglück ereignete sich beides, und die schlimmen Folgen von beidem stellten sich ein....“ „Wer konnte es nun den Katholischen zum Verbrechen machen, wenn sie die Dreistigkeit lächerlich fanden, mit welcher die Glaubensverbesserer sich angemaßt hatten, das einzige wahre Religionssystem zu verkündigen? wenn sie von Protestanten selbst die Waffen gegen Protestanten entlehnten? wenn sie sich bei diesem Widerspruche der Meinungen an die Auctorität ihres Glaubens festhielten, für welchen zum Theil doch ein ehrwürdiges Alterthum und eine noch ehrwürdigere Stimmenmehrheit sprach?...“ „All' diesen Verlegenheiten wären sie entgangen, der Abfall der Reformirten wäre für die gemeine Sache ganz unschädlich gewesen, wenn man den Vereinigungspunkt allein in der Entfernung vom Papstthum, nicht in Augsburgischen Confessionen, nicht in Concordienwerken gesucht hätte.“ Der erwähnte Literarhistoriker, der nach Schiller's Buch nur mehr eine protestantische Anschauung der deutschen Geschichte für möglich hält, meint auch: „Vielleicht war es gut (!), daß seine Detailstudien nicht so weit gingen, ihm einen Einblick in die Misère der kleinen protestantischen Höfe zu geben, freilich fehlt es auch deßhalb durchweg an concreter Anschauung; von der entsetzlichen Zerrüttung jener Zeit erhält man keinen Begriff, denn durch allgemeine Declamationen kann die Fülle anschaulicher Thatsachen nicht ersetzt werden“[31]. Wir unsererseits können deßhalb nicht einsehen, aus welchen Gründen es „vielleicht gut“ gewesen, daß der Dichter keine Detailstudien machte.

Schiller's sogenannte protestantische Darstellung des Krieges war trotz seines weltbürgerlichen und philosophischen Standpunktes in Wahrheit eine **kleinfürstlich-französische** und nicht frei von dem Charakter einer Ernestinischen Hofhistoriographie. Wie Wieland, am Hofe eines Ernestiners, in der Vorrede zum historischen Kalender von 1792 den westphälischen Friedensschluß feierte, weil aus ihm eine so vortreffliche Verfassung von Deutschland hervorgegangen sei, (d. h. weil die durch Frankreich und Schweden dictirte Friedensacte die vollständige Souveränetät des deutschen

Fürstenthums, die Grundsätze einer aristokratisch-föderativen Verfassung schuf, die der monarchischen Gewalt in Deutschland nur den bloßen Namen übrig ließ,) so faßte Schiller, als Professor eines Ernestiners, nach den herrschenden territorial-fürstlichen Anschauungen die politischen Verhältnisse des Krieges auf, in die er ein reiches Lob für die Ernestiner einzuflechten wußte. Wir erinnern nur an jene bekannte Stelle S. 129, die an lobpreisender Declamation den glänzendsten Leistungen fürstlicher Hofhistoriographie an die Seite gestellt zu werden verdient. „Landgraf Wilhelm (von Hessen, der erste unter den deutschen Fürsten, der sich mit Gustav Adolph verband) ist es werth," sagt Schiller, „neben dem heldenreichen Stamm der Ernestinen zur Unsterblichkeit zu gehen. Langsam erschien dir der Tag der Rache, unglücklicher Johann Friedrich, edler, unvergeßlicher Fürst! Langsam, aber glorreich ging er auf. Deine Zeiten kamen wieder, und auf deine Enkel stieg dein Heldengeist herab. Ein tapferes Geschlecht von Fürsten geht hervor aus Thüringens Wäldern, durch unsterbliche Thaten das Urtheil zu beschämen, das den Kurhut von deinem Haupte stieß, durch aufgehäufte blutige Todtenopfer deinen zürnenden Schatten zu versöhnen .... Deine und Deutschlands Rache schliff ihnen gegen Habsburg's Geschlecht einen heiligen Degen und von einer Heldenhand zur anderen erbt sich der unbesiegte Stahl. Als Männer vollführen sie, was sie als Herrscher nicht vermögen, und sterben einen glorreichen Tod — als die tapfersten Soldaten der Freiheit. Zu schwach an Ländern, um mit eigenen Heeren ihren Feind (d. h. den deutschen Kaiser und den Frieden, den Wohlstand aller Deutschen) anzufallen, richten sie fremde Donner gegen ihn und führen fremde Fahnen (d. h. der Schweden und Franzosen) zum Sieg"! Der westphälische Friede hatte die ganze Misère des deutschen Kleinfürstenthums, seinen Souveränetätsschwindel und Administrationsdespotismus recht eigentlich ausgeboren, aber die Ansichten waren so verwirrt und das Nationalgefühl war so tief gesunken, daß Wieland in der angeführten Vorrede zu Schiller's Buch sich über den Segen erging, den „die Zertheilung des deutschen Reiches in etliche hundert größere und kleinere, ja großen Theils sehr winzige, unmittelbar mit Landeshoheit begabte und von einander unabhängige Stände" verbreite! Wieland hielt dafür, daß die „von jener be-

rühmten Nationalversammlung (!) zu Osnabrück" gegebene Verfassung so ausgezeichnet sei, daß „vielleicht keine Nation der Erde sich einer glücklicheren Lage rühmen könne, als unsere damalige ist"[31a]. Buchhändler Göschen pries deßhalb dem deutschen Publikum, wie wir oben anführten, den dreißigjährigen Krieg als ein Ereigniß, „dem Deutschland seine Ruhe, sein Glück und die Sicherheit seiner Staaten verdanke".

Schiller's territorial-fürstlichen Anschauungen über „deutsche Freiheit," d. h. über die Vollmacht der einzelnen Fürsten gegen Kaiser und Reich zu rebelliren, waren zugleich die Anschauungen der fremden Nationen, die das deutsche Reich für ein Conglomerat von Staaten ansahen, deren gleichberechtigte Oberhäupter dem Kaiser nur einen Primat der Ehren schuldeten, und die im wohlverstandenen eigenen Interesse für diese „deutsche Freiheit" auftraten, und zu jeder Zeit zur Schwächung des deutschen Kaisers und der Nation die deutschen Fürsten unterstützten.

Schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts setzten Rathgeber der französischen Krone (z. B. Dubois dem König Philipp dem Schönen) ihren Herren in eigenen Memoiren auseinander, daß Frankreich, um zur europäischen Universalmonarchie zu gelangen und Deutschland zu unterwerfen, Verträge abschließen müsse mit den deutschen Fürsten, die in den französischen Königen ihre Stützen gegen die kaiserliche Gewalt finden würden, denen man aber die Bedingungen des Protectorats zu dictiren habe[32]. Nach diesem Programm wollte um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts der französische König Karl VI. im Bunde mit deutschen Fürsten „für deutsche Freiheit und Adel gegen das Haus Oesterreich streiten"[33], um die Rheingrenze für Frankreich zu gewinnen, und um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hatte Heinrich's II. Kampf für die „deutsche Libertät", die er gegen des Kaisers „tyrannisches Joch bestialischer Knechtschaft" mit Hülfe deutscher Fürsten vertheidigte, die Annexion der lothringischen Bisthümer an Frankreich zur Folge. Wärmer noch sollte diese Vertheidigung „deutscher Freiheit gegen das Haus Oesterreich" im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts durch König Heinrich IV. geführt werden, der durch sie nichts weniger als die vollständige Zerstückelung Deutschlands zu bewirken hoffte. Nach Heinrich's Plan sollte im Interesse „deutscher Freiheit" der

österreichische Kreis theils mit Ungarn, theils mit Italien vereinigt, Schlesien und die Lausitz mit einem von Deutschland getrennten Königreich Böhmen verbunden, und außer andern deutschen Ländern Lothringen der französischen Krone unterworfen werden. In Heinrich's Erbschaft trat dann zur Zeit des dreißigjährigen Krieges mit den längst improvisirten Schlagwörtern: Kampf gegen die Uebermacht des Hauses Habsburg, Wiederherstellung deutscher Libertät, nationale Berechtigung der Völker u. s. w. der Cardinal Richelieu ein, der durch Beförderung des kirchlich-politischen Parteiwesens in Deutschland die Wiederherstellung einer starken deutschen Centralgewalt verhindern und auf deutsche Kosten eine Reform der europäischen Karte durchführen wollte. In demselben Sinne wie Richelieu legte sich auch Gustav Adolph den Ehrentitel „Vertheidiger der deutschen Freiheit" bei, um in Deutschland Eroberungen zu machen, und das Schauspiel dieser „Freiheitsvertheidigung" wurde erst recht verwickelt, als sich Richelieu und Gustav Adolph in ihren Planen durchkreuzten, und der französische „Vertheidiger" den schwedischen „Vertheidiger" noch mehr zu fürchten anfing, als den Kaiser selbst, gegen den Beide „die deutsche Freiheit vertheidigten".

Der Auffassung der fremden Nationen über „deutsche Freiheit" gaben insbesondere die französischen und schwedischen Historiker Ausdruck, und ihre Urtheile stimmten durchaus überein mit den Urtheilen der Hofhistoriographen der deutschen Fürsten seit Sleidan, dem besoldeten Historiker der Schmalkaldischen Bundesgenossen, bis auf den König Friedrich II., der zur Vertheidigung seines eigenen Vorgehens die Geschichte seiner Zeit beschrieb und von seinem absolutistischen Standpunkte auch über die frühere Geschichte des Hauses Brandenburg seine Urtheile abgab. Und Alles, was Sleidan, was die Franzosen und Schweden, was endlich Friedrich II. an Vorwürfen und Anklagen gegen das deutsche Kaiserhaus vorgebracht hatten, faßte Schiller in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges zusammen, und schmückte es mit reicher Rhetorik aus. Schiller geht wie Friedrich II. von dem französischen Satze aus, daß das österreichische Kaiserhaus nach dem Despotismus über die deutschen Fürsten, nach der Unterdrückung der deutschen Freiheit gestrebt, und daß dieser Despotismus in der Person des Kaisers Ferdinand II. culminirt habe. Und

ein wie tiefes Interesse der Dichter für diese Freiheit der Reichsfürsten nahm, wie sehr aus dem Geschichtschreiber der sachsen-weimarische Staatsdiener redete, ersieht man besonders aus seinem Schlußurtheil über Gustav Adolph, den er, nachdem er ihn in seinem Werke als eine hehre Lichtgestalt gefeiert, plötzlich für einen dem „Heiligthum deutscher Verfassung und der Freiheit der Stände" noch gefährlicheren Feind, als selbst das Haus Oesterreich, hinstellt. Denn der Kaiserthron, wonach Gustav Adolph gestrebt habe, sagt er am Schlusse des dritten Buches, „war in seiner Hand einem weit größeren Mißbrauche ausgesetzt, als man von dem österreichischen Geschlecht zu befürchten hatte." Schiller sah in dem Namen „Kaiser" ein „Vermächtniß des despotischen Roms".

Seit Karl V. strebte, nach Schiller's Ansicht, die im Widerspruche mit den Thatsachen steht und nur auf französischer Lüge beruht, das Haus Oesterreich nach einer Universalmonarchie, und das Schreckbild dieser Universalmonarchie beherrscht des Dichters ganze Geschichte des Krieges. Als Karl V. die Schmalkalder, die sich „für die Glaubensfreiheit bewaffnet" hatten, durch den Sieg bei Mühlberg zu Boden schlug, lag, sagt der Dichter, die deutsche Freiheit, wie es schien, auf ewig darnieder; aber „sie lebte wieder auf in Moritz von Sachsen", demselben Moritz, der drei deutsche Bisthümer an Frankreich verrieth, den Melanchthon vergebens zur Treue gegen Kaiser und Vaterland ermahnte, und den die sächsischen Landstände mit flehender Bitte vom Bündniß mit Frankreich vergebens abzuhalten suchten! Auf Karl V. folgen Ferdinand I., Max II. und Rudolph II., denen man nach Schiller's eigener Auseinandersetzung keine eroberungssüchtigen Plane zutrauen sollte. Ferdinand konnte, sagt er, „kaum den Aufwand des immer sich erneuernden Türkenkrieges bestreiten", der „vortreffliche" Maximilian war friedliebend, und auch Rudolph's „Charakter war mild und liebte den Frieden." Rudolph „zog sich von Regierungsgeschäften zurück"; ... er „war nicht einmal vermögend, seine eigenen Erbländer gegen einen innerlichen Feind zu behaupten", und „um den gänzlichen Ruin des österreichischen Geschlechtes aufzuhalten, trat sein eigenes Haus gegen ihn zusammen." „Ferdinand, Maximilian und Rudolph, alle drei Beherrscher von Siebenbürgen und Ungarn, erschöpften das Mark ihrer übrigen Länder, um diese beiden gegen

die Ueberschwemmungen der Türken und gegen innere Rebellion zu behaupten." So sprechen die Thatsachen, die Schiller anerkennt; anders aber spricht die dichtende Phantasie, welche das Schreckbild der österreichischen Ländersucht erfunden, und Schiller steht unter der Macht dieser Phantasie. Auch für die Zeit der genannten Kaiser, hebt er, mit sich selbst im Widerspruche, hervor: „Die österreichische Ländersucht hatte schon seit einem Jahrhundert Europa aus einem glücklichen Frieden gerissen" . . . und „für Europa war kein Friede, für seine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der Völker Glück, so lange es diesem gefährlichen Geschlechte überlassen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieses Welttheiles zu stören."

„Betrachtungen dieser Art, fügt er hinzu, umwölken (des französischen Königs) Heinrich's Gemüth am Abend eines glorreich geführten Lebens." „Heinrich der Vierte hatte ein halbes Menschenalter lang das ununterbrochene Schauspiel von österreichischer Herrschbegierde und österreichischem Länderdurst (unter Rudolph!) vor Augen", und während uns die Geschichte lehrt, daß weder Ferdinand, noch Max, noch Rudolph die furchtbaren Zerwürfnisse Frankreichs während seines dreißigjährigen kirchlich-politischen Krieges irgendwie benutzten, behauptet der Dichter, daß Oesterreich sogar in Frankreich einen „langwierigen Bürgerkrieg angefacht und unterhalten hätte"! Darum habe Heinrich mit „uneigennützigem Muth" Europa von seinem gefährlichsten Feind erlösen wollen. Heinrich's „unversöhnlicher Haß" gegen das deutsche Kaiserhaus war, sagt Schiller, „unauslöschlich, glühend und gerecht." Kein französischer Geschichtschreiber hat den französischen König, der Deutschland zerstückeln wollte, jemals mit so glühenden Farben verherrlicht, als der deutsche Dichter, der ihm den Beinamen „des Großen" zuerkennt, und der es bedauert, daß seine Plane vereitelt, daß Oesterreich „gerettet" worden, „um die Ruhe von Europa noch um einige Jahrhunderte zu verspäten"! Für die spätere Zeit erhält dann Cardinal Richelieu, „unter dem Heinrich's Staatskunst wieder auflebte", die Lobsprüche des Dichters. Heinrich's und Richelieu's Lob hing mit Schiller's Anschauungen über die „deutsche Freiheit" innig zusammen, und der Dichter blieb sich in diesen Anschauungen consequent, viel consequenter, als sich manche spätere Historiker geblieben, die den Kampf des deutschen

Fürstenthums gegen das Kaiserhaus billigen und preisen, gleichzeitig aber aus nationalen Anwandlungen über Heinrich und Richelieu den Stab brechen; die sich über die von diesen geleistete Hülfe freuen, aber den Helfern keine Anerkennung zollen wollen. Ebenso consequent wie Schiller hatte auch König Friedrich II. dem Cardinal „den Titel eines erleuchteten Ministers“ für jene Zeit zuerkannt, „wo er sich mit Schweden verband, um in Deutschland den österreichischen Despotismus niederzuschlagen“ [34].

Das blutige Drama des Krieges eröffnete sich in Böhmen, und Schiller geht bei der Darstellung des böhmischen Krieges von dem doppelten Grundirrthum aus, daß derselbe religiöser Natur gewesen, und daß er als ein Krieg der böhmischen Nation anzusehen sei, die durch denselben, sagt er, „ihre Majestät zurückgenommen und in den Zustand des natürlichen Rechtes zurückgetreten war.“ Und dieser doppelte Grundirrthum ist seitdem fast allgemein herrschend geworden und verhindert bis heute, wenigstens beim sogenannten gebildeten Publikum, das richtige Verständniß des dreißigjährigen Krieges.

Wir müssen behufs dieses richtigen Verständnisses den Dichter auf einige Augenblicke verlassen und uns auf Grund der neueren Forschungen die Verhältnisse kurz zu vergegenwärtigen suchen.

Diese neueren Forschungen [35] liefern den bündigsten Nachweis, daß die böhmische Bewegung, deren Entstehung man aus religiösen Motiven hergeleitet und deren unglücklichen Ausgang man als eine Niederlage der Gewissensfreiheit betrauert hat („Kaiser Ferdinand, sagt Schiller, „nahm den Böhmen die Freiheit des Denkens“!), nur das Resultat slawo-czechischer Umtriebe, nur eine revolutionäre Auflehnung böhmischer Aristokraten gewesen, die in ähnlicher Weise wie früher in den Hussitenkriegen und später in unsern Tagen das durch Habsburg vertretene germanische Element verdrängen wollten. Die bekannten Kirchenfragen von Braunau und Klostergrab gaben nur eine zufällige Veranlassung zum Ausbruch eines Kampfes, der von den böhmischen Feudalherren schon Jahre lang vorbereitet war und auf Errichtung einer nach polnischer Art eingerichteten Adelsrepublik hinzielte. Der Charakter des Aufruhrs kennzeichnete sich sofort nach dem Attentate des Fenstersturzes auf einem Landtag zu Prag, auf dem decretirt ward,

auch die Deutschen in Böhmen „sollten gezwungen werden, ihre Kinder in der böhmischen Sprache unterrichten zu lassen"! Und hieran knüpfte sich die Verfügung, „daß Kinder, die dieser Sprache unkundig wären, von dem Erbrecht an den liegenden Gütern der Eltern ausgeschlossen bleiben müßten. Vor Gericht habe einzig die böhmische Sprache zu gelten; in dieser sei zu predigen, der Jugend Religionsunterricht zu ertheilen; jeder Geistliche, der einer andern Sprache sich bedienen würde, sei zu entfernen"[36]. Graf Thurn, der am stärksten den Religionsruf erhob, um unter religiöser Maske seine catilinarischen Verschwörungsplane zu verdecken, gestand offenherzig selbst, „daß es jetzt nicht um die Religion allein zu thun sei", und der protestanische Oberst Fuchs bemerkte richtig: „es handle sich um keine Religions-, sondern um politische Sachen." Als die Unruhen bereits einen offenen Krieg herbeigeführt hatten, sagte König Jakob von England im Parlament: nicht die Religion verschulde diesen Krieg, sondern die Unbesonnenheit seines Schwiegersohnes Friedrich von der Pfalz, der bösem Rathe folgend, die böhmische Krone angenommen habe. Auch lutherische Schriften, die im Anfang des Krieges erschienen, setzten auseinander, daß das „böhmische Unwesen" nur eine pure Rebellion gegen den rechtmäßigen König sei und keine Religionsfragen berühre. Den treuesten Einblick in die Natur des böhmischen Krieges gewährt uns ein Zeitgenosse der Vorgänge, ein lutherischer Adeliger aus Böhmen, dessen Schrift schon in Schiller's Zeit gedruckt vorlag und vom Dichter hätte benutzt werden können. „Wir geben Apologien und Vertheidigungen heraus," sagt er, „aber weder Andere glauben, daß wir dadurch unsere Sache gerecht machen, noch bestehen wir vor unserem eigenen Gewissen. Der Türke, der König von Frankreich, der Kurfürst von Sachsen, der Schwiegervater unseres Königs, sie Alle mißbilligen unsere Sache, wenn auch dieser oder jener die Revolution begünstigt. Wir haben gegen unsern Eid angesehene Männer, die im Namen unseres Königs kamen, ungehört aus den Fenstern gestürzt; wir haben ihnen nicht Zeit zum Beten gelassen, geschweige denn zur Vertheidigung. Wir haben den Kaiser Mathias, den König Ferdinand, die uns auch da noch Frieden, Verzeihung, unsere Rechte und Privilegien, schiedsrichterliche Beilegung anboten, nicht einmal hören wollen. Wir haben die Nachbarländer in und außer dem

Reich, wir haben die Ungarn, die Engländer, die Türken, den Teufel selbst beschworen. Wir haben Wien belagert und das ganze deutsche Reich, so viel an uns war, den Türken und Tataren offen dargeboten. Bethlen Gabor sagt: er suche nicht Gerechtigkeit, sondern Herrschaft. Anhalt sagt: er suche Geld. Ebenso die anderen Obersten und Hauptleute. Darin ist eine gewisse Ehrlichkeit. Aber auch das Gewissen will befriedigt sein, und darum schiebt man die Religion vor"...[37]

Die „böhmische Nation" betheiligte sich keineswegs an der Adelserhebung gegen Habsburg, und eine große Anzahl der böhmischen Städte hielt auch dann noch zu Oesterreich, als die Kriegsheere schon im Felde einander gegenüberstanden. Das Landvolk hätte am liebsten gegen seine tyrannischen Feudalherren losgeschlagen, und diese fürchteten eine gegen sie gerichtete Bauernerhebung so sehr, daß sie verfügten: die Bauern sollten die Waffen den Obrigkeiten ausliefern. Wäre Ferdinand entschlossen genug gewesen, dem Rathe der Jesuiten: „die Unterthanen in Böhmen von der Leibeigenschaft und Tyrannei der Herren zu befreien, denn dann würden sie zu ihm stehen" Folge zu leisten, so würde nicht bloß der böhmische Krieg, sondern unsere gesammte deutsche Geschichte eine andere Wendung genommen haben. Merkwürdig ist, daß gleichzeitig mit den Jesuiten auch Professoren der lutherischen Universität Wittenberg den Kaiser aufforderten „im Königreiche Böhmen das arme Landvolk von der Leibeigenschaft einer heidnischen Dienstbarkeit zu befreien." Lutheraner und Katholiken, betonten die lutherischen Professoren, müßten den Kaiser „zur Erhaltung deutscher Freiheit, zur Wiederbringung deutscher Treue und Beständigkeit" gegen die böhmische „Destruction" unterstützen[38].

Der Aufstand „der Böhmen" reducirt sich geschichtlich auf einen Aufstand slavischer Feudalherren, die den Prager Pöbel aufregten, Söldner warben und in verschiedenen Ländern Europas, mit den deutschen Unionsfürsten, den Generalstaaten, mit Savoyen u. s. w. und auch mit den Türken und Tataren zum Sturze Habsburgs Verbindungen angeknüpft hatten. Ueber diese Verbindungen geben die neueren Forschungen neue gewichtige Aufschlüsse. Die Revolutionspropaganda, die unter Leitung des französischen Königs Heinrich IV. in Mitteleuropa eine Bedeutung gewonnen hatte, wie sie früher noch niemals in der Geschichte zu Tage getreten,

war auch nach der Ermordung dieses Königs (1610) in ununterbrochener Thätigkeit und ging auf die Durchführung jenes Programms aus, welches Heinrich kurz vor seinem Tode aufgestellt hatte und wonach vor Allem das österreichische Kaiserhaus zertrümmert und das deutsche Reich mit Beseitigung der geistlichen Fürstenthümer demokratisch umgestaltet werden sollte. „Hopfen und Malz, erklärten schon im Jahre 1608 Kurpfalz und Hessen-Cassel, sei an den mühsamen Reichstagshandlungen verloren; es werde nicht gehen, man gieße denn das Reich in einen anderen Modell." Der Hauptagent der Union war der Fürst Christian von Anhalt, dessen nach der Schlacht auf dem weißen Berge (1620) erbeutete Canzlei alle geheimen „Praktiken und Anschläge" offenkundig machte. Christian verhehlte nicht, daß es sich um eine „volle Umwandlung der Weltdinge" handle, und sein Genosse, der Markgraf von Anspach, schrieb, auf die zahlreichen Verbündeten in allen Ländern seine Hoffnung setzend: „In Kurzem haben wir die Mittel in Händen, die Welt umzukehren." Wie unter Heinrich IV. in Paris, so liefen nach 1610 bis zur Zeit, wo Cardinal Richelieu dessen Erbschaft antrat, alle Fäden der Empörung in Constantinopel und im Haag zusammen, und die genaueren Details über das Treiben und die erstaunliche Rührigkeit der agents provocateurs bieten eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Treiben und den Kunstmitteln der gegenwärtigen revolutionären Actionspartei. Lange bevor noch der „Kriegstanz" begann, hatten die Verschworenen die künftige Beute unter sich ausgetheilt. Das Haus Habsburg, hofften sie, berichtet der Gesandte des lutherischen Kurfürsten von Sachsen, „werde völlig niedergeschlagen werden. Der Fürst Christian von Anhalt sollte zum erblichen Kurfürsten von Mainz und zum Erzkanzler des Reichs, Moritz von Oranien zum Kurfürsten von Köln, der Herzog von Bouillon zum Kurfürsten von Trier erhoben werden und Bethlen Gabor das Königreich Ungarn und eine achte Kur erhalten. Für Joachim Ernst von Anspach hatte man das Bisthum Würzburg und für jeden andern Mithelfer einen entsprechenden Antheil der Beute in geistlichen Gütern ausersehen." In unzähligen Flugschriften und Traktätchen verbreitete man die extremsten demokratischen Grundsätze unter die Massen, gab nur die aus der Abstimmung des Volkes hervorgegangene Obrigkeit für die einzig rechtmäßige

aus und sprach dem Volke die Befugniß zu, die Obrigkeit, welche sich Uebergriffe zu Schulden kommen ließ, (worüber natürlich nur „das Volk“ selbst das Richteramt übte) zu entfernen. Der Begriff der disciplinirten Demokratie wurde schon jener Zeit allmählich geläufig. „Obwohl Gott,“ sagte der bekannte Tschernembl, „die Länder austheilt, thut er solches doch nur durch das Volk und wie es diesem gefällt“, und weiter: „Derjenige sei rechtmäßiger König, welcher durch die mehrern und freien Stimmen zum Regiment komme“ [39]. Für ihn war die Gewalt die Grundlage des Rechts.

Dem Gebahren der Revolutionsmänner gegenüber standen die eifrigsten lutherischen Fürsten mit ihrem Hauptführer, dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, treu zum Kaiser, und Johann Georg wandte alle Mittel an, um in Böhmen „Oesterreichs rechtmäßige Herrschaft“ gegen die „rebellischen Unruhstürmer“ zu festigen. „Das Recht, entwickelte er im J. 1620, stehe augenfällig auf des Kaisers, der Unfug auf der Böhmen Seite und ihrer Genossen, dann der Unirten, deren Absicht dahin gerichtet sei, dem Hause Oesterreich im Reiche den Garaus zu machen, die goldene Bulle sammt den Reichsgesetzen zu verändern und mit Sachen durchzudringen, die nicht die Religion, sondern die Region beträfen“ [40]. Er sprach also im J. 1620 aus, was in spätern Jahren Hippolitus a Lapide, Oesterreichs erbitterter Feind, hervorhob, daß, weil nicht um Religionen, sondern um Regionen gestritten würde, der leere Religionsvorwand (vanus ille religionis praetextus) bei Seite gelassen werden sollte. „Weder von den (lutherischen) Geistlichen, hob Johann Georg hervor, noch weniger von den Deutschen, sei die Rebellion in Böhmen ausgegangen“ [41].

Aber, entgegnet man, war auch der Krieg im Anfange kein Religionskrieg, so gestaltete er sich dazu durch Ferdinand's Politik und insbesondere durch die harten Maßregeln der Gegenreformation, welche er in Böhmen nach der Unterdrückung des Aufstandes der Feudalherren durchführte.

Auch diese Annahme ist, wie wir sehen werden, unbegründet.

Ungeachtet des bekannten Prager Attentates des Fenstersturzes und aller revolutionären Aufhetzungen wollte Ferdinand noch im J. 1619 alle früheren Privilegien Böhmens nebst dem Majestätsbrief bestätigen, und bot damals wie während des ganzen langen Krieges alle Mittel auf, den Frieden wieder herzustellen. Hierfür

liegen jetzt so vollgültige Beweise vor, daß man die von Schiller ausgesprochenen und seitdem in deutschen Geschichtsbüchern so oft wiederholten Anklagen: Ferdinand sei aus religiösem Fanatismus jeglicher Ausgleichung unzugänglich gewesen und als Haupturheber der langjährigen Wirrsale zu betrachten, als durchaus grundlos verwerfen muß [42].

Wie Ferdinand moralisch zu dem böhmischen Aufruhr stand, beweist uns eine geheime Instruction, die er im Jahr 1619 seinem Gesandten an den Papst ertheilte; er „wünsche sehnlichst den Frieden", läßt Ferdinand dem Papste sagen, und habe, „um dazu von seiner Seite Alles zu thun, den Böhmen alle Privilegien bestätigt" [43]. Gleichzeitig schrieb er am 7. Januar 1619 in einem vertraulichen Brief an den Herzog Max von Bayern: „er wolle lieber sterben, als daß mehr als in dem Majestätsbrief enthalten sei und er bei der Krönung zu bewilligen gleichsam genöthigt worden, eingeräumt werde; einmal Geschehenes hingegen werde man müssen geschehen sein lassen." Ferdinand war geneigt zur Beilegung der Streitigkeiten: „den Ausspruch Sachsens und Baierns als Nachbarn oder des kurfürstlichen Collegiums anzunehmen." Aber die slavischen Feudalherren wollten von keinem Frieden wissen und bemühten sich, meldet am 6. Dez. 1620 der Kurfürst von Sachsen den schlesischen Ständen, „alles Fleißes dahin, wie solch' wohlgemeintes, vorgeschlagenes, zu Fried' und Ruhe gerichtetes Vorhaben möchte verzogen, endlich zu nichte gemacht" werden. Mit prophetischem Wort verkündete das kurfürstliche Collegium dem Pfälzer Friedrich, der noch kurz vor seiner Wahl als böhmischer König in Frankfurt dem Kaiser Treue geschworen, daß er durch Annahme der böhmischen Wahl das h. Reich „den Ausländern zu einem Raubhaus öffne, die uralte deutsche Freiheit in eine erbärmliche Dienstbarkeit verändere, wobei die fürstlichen Häuser, Grafen, Herren und Ritter unter einander dermaßen sich zu Grunde richten würden, daß von deren Namen und Gedächtniß, außer was zu ihrer Schmach gereichen möge, nichts werde übrig bleiben, ja er nicht einmal den Ausgang dieses blutigen Krieges erleben werde. Wolle er doch durch den Vortheil, der ihm aus dieser Wahl erwachsen könnte, nicht sich, sein Haus, das gesammte Vaterland vorsätzlich in Unglück und Elend stürzen." In Sachsen wurde die Frage über die Annahme der

böhmischen Wahl so wenig von ihrer rechtlichen Seite getrennt, daß der Präsident von Schönberg acht Gründe aufstellte, welche Pfalz unzweifelhaft zurückhalten müßten. Aber Friedrich nahm die Wahl an, und das prophetische Wort ging in Erfüllung.

„Zwischen Ferdinand und Friedrich", entwickelt ein neuerer protestantischer Forscher [44], „mußte ein Krieg auf Leben und Tod entbrennen; aber eins sollte doch bei dieser Sachlage nicht mehr zweifelhaft sein, nämlich, daß die Ehrlichkeit auf Seiten Ferdinand's war. Man sollte ferner, meinen wir, nicht mehr in Frage stellen, daß Ferdinand mit den Jesuiten, die ihn umgaben, in Böhmen die deutsche Sache, ferner die Sache eines geordneten Rechtszustandes unter einer Monarchie gegen eine slavische Anarchie vertrat." Ferdinand's Sieg über Friedrich erregte Jubel auch im Lager der deutschen Lutheraner, so daß nicht bloß der Kurfürst von Sachsen, sondern alle Fürsten Norddeutschlands den Kaiser beglückwünschten, und die Einwohner Berlins bei der Nachricht von dem glänzenden Erfolg der kaiserlichen Waffen auf dem weißen Berge bei Prag ein Freudenfest begingen. Die geschichtlichen Vorgänge jener Zeit liegen in den Quellen so klar vor Augen, daß wir uns die Verblendung deutscher Historiker, die die Niederlage der Böhmen betrauern, kaum erklären könnten, wenn wir nicht im J. 1848 gesehen, wie sich eine zahlreiche deutsche Partei für die Sache der Feinde Deutschlands erklärte, und noch gegenwärtig erleben müßten, daß jene Revolutionshäupter, die Venetien, Südtirol, Friaul, Dalmatien, Istrien und Ungarn vom größten deutschen Staate losreißen wollen, bei uns viele begeisterte Anhänger finden. Wie wir in unserer Zeit eines starken Oesterreichs zum Schutze gegen die Russen bedürfen, so bedurfte Deutschland und also auch der deutsche Protestantismus im siebenzehnten Jahrhundert eines solchen zur Vormauer gegen die Türken, die damals noch im Besitze des schönsten Theiles von Ungarn waren und mit den Böhmen und den unirten deutschen Fürsten in enger Verbindung standen. Oder war es gleichgültig für Deutschland, daß der Pfälzer Friedrich Türken und Tataren in's Reich rufen wollte, und an Bethlen Gabor die Aufforderung schickte: „er solle Oesterreich, Steiermark, Kärnthen verheeren, Mähren zerstören, Schlesien und andere incorporirte Länder in Asche legen!" Aus den Akten der in Prag erbeuteten pfälzischen Canzlei ergab sich, daß man die Tür-

ken „zu einem Einfall in Steiermark mit 25,000 Mann angetrieben. Es wurden Verabredungen mit Bethlen Gabor entdeckt, den Krieg so lange fortzuführen, bis das Haus Oesterreich zu Grunde gerichtet sein werde, einen Waffenstillstand bloß zur Zeitgewinnung zu suchen, um entweder den Kaiser durch den Soldaufwand zu erschöpfen, oder das Volk zu dessen Bruch zu bewegen, sodann die Schuld davon jenem beizumessen" [45].

Höchst charakteristisch für die unter Friedrich's Partei vorhandenen Gesinnungen und Bestrebungen ist ein Entwurf, den Friedrich's Kriegsrath Tschernembl über die beste Art, wie man das deutsche Reich zerstückeln könne, im J. 1621 vorlegte. „Friedrich solle", sagt er, „Dänemark nebst Schweden zu einer Ausrüstung von 30—40,000 Mann, den Prinzen von Oranien zum Angriff auf Spinola bewegen, Bethlen wider den Kaiser aufmahnen, von England zwei Millionen verlangen, gegen Geldhülfe den Venetianern Aussichten auf Friaul eröffnen. Sachsen müsse zur Entlassung seines Volkes gezwungen, Baiern in die Enge getrieben, die Donau bis nach Passau besetzt werden. Der König von Dänemark und Bethlen könnten dann in Oesterreich sich besprechen, wie der Kaiser aus dem Lande zu bringen, Steiermark zu gewinnen, Böhmen sammt den Nebenländern zu erobern sei. Innerösterreich wäre Ungarn zuzuweisen, die Bisthümer Speier und Worms müßten an die Pfalz fallen" [46]. Und solche reichsverrätherische Pläne hat man mit Principien religiöser Freiheit in Zusammenhang bringen wollen!

Auch nach seiner Besiegung auf dem weißen Berg wollte Friedrich nicht auf die usurpirte böhmische Krone verzichten, und Kaiser Ferdinand mußte, nachdem er vergebens mit billigen Anträgen entgegengekommen war, und die Friedensvermittlung des englischen und französischen Gesandten vom Winterkönig zurückgewiesen worden, mit Entschiedenheit auftreten, und es erfolgten dann die Achtserklärungen und die bekannten Strafgerichte über die achtundzwanzig Verurtheilten aus dem hohen Adel, wegen welcher man dem Kaiser so oft den Vorwurf grausamer Härte gemacht hat. Aber wo hat man jemals Hochverräther milde bestraft? Gegen den Gebrauch der Zeit und den Wortlaut des Urtheils ließ der Kaiser die Straffälligen nicht viertheilen, sondern köpfen, und Tilly hatte ihnen vorher, gewiß nicht ohne Vorwissen Ferdi-

nand's, der wie selbst sein Gegner Habernfeld bezeugt, von Blutdurst nie eine Spur zeigte, Mittel zur Flucht an die Hand gegeben. Der Kaiser brachte, erzählt ein anderer Gegner desselben, dem die nachmals Hingerichteten als Blutzeugen für seinen Glauben galten, die ganze Nacht vor Unterzeichnung der Schrift schlaflos zu und legte am folgenden Morgen dem Pater Lammermann, seinem Beichtvater, die Frage vor: ob er ohne Verletzung des Gewissens die Verurtheilten begnadigen könne, oder ob er die Vollziehung des Richterspruchs gestatten solle? Beides, antwortete der Beichtvater, steht in Eurer Majestät Befugniß. Und Beidem that Ferdinand Genüge. Mit zitternder Hand, Thränen in den Augen, unterschrieb er über achtundzwanzig, meist vormalige Direktoren (Reichsregenten!) das Todesurtheil; bei zwölf anderen verwandelte er die Todesstrafe in lebenslängliches oder zeitweiliges Gefängniß und andere Bußen [47]. Wie sehr Ferdinand überzeugt war, daß er in Böhmen so strenge handeln müsse, und wie wenig die Strenge aus Rachgier hervorging, zeigte er bald darauf in Mähren, wo er die vierundzwanzig Verurtheilten sämmtlich begnadigte.

Aber das Prager Blutgericht muß den Beweis liefern für Ferdinand's Grausamkeit, und Schiller verstärkt die Farben, indem er außer den erwähnten Verurtheilten noch „eine unzählige Menge von dem gemeinen Volk" auf dem Blutgerüst sterben läßt. Diese Angabe ist von unerhörtem Leichtsinn. In welchem Buche der Dichter sie wol gefunden haben mag? Die Geschichte weiß von dieser „unzähligen Menge" gar Nichts.

Der religionsschwärmerische Despotismus Ferdinand's, dessen „kriechende Andächtelei sich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigte und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelte", bleibt seit dem böhmischen Aufstand das Grundthema des Dichters. Durch ihn ist seitdem das Urtheil über den Kaiser getrübt, und selbst österreichische Historiker, wie der geschwätzige Hormayr und der geistreiche Fürst von Ligne, sprechen von ihm, wie von einem „Caligula" des neuern Europas. Unbefangener beurtheilte den Kaiser zuerst der Protestant Karl Adolph Menzel, dessen deutsche Geschichte überhaupt durch Unparteilichkeit, Gerechtigkeitsgefühl und warm patriotische Gesinnung als ein ehrfurchtgebietendes Werk dasteht. Die protestantischen Historiker, sagt Menzel, haben in der Beurtheilung Ferdinand's außer Acht gelassen, „daß er nicht nur in

den Protestanten der Erbländer eine politische, zum Untergange seines Hauses gerüstete Partei zu bekämpfen hatte, sondern auch mit dem protestantischen Reichstheile den Begriff des landeshoheitlichen Rechtes der Fürsten zur Festsetzung des Glaubens der Unterthanen, und die daraus abgeleitete Ueberzeugung theilte, daß ihm da, wo ihm das Herrscherrecht zustehe, auch die Herrscherpflicht obliege, für die Seligkeit der Unterthanen Sorge zu tragen. Wo er sich dieser Pflicht überhoben fand, wie in den schlesischen Fürstenthümern, deren Landesfürsten vermöge ihrer landeshoheitlichen Gerechtsame das protestantische Kirchenwesen eingeführt hatten, oder in den Reichsstädten, denen die Festsetzungen des Religionsfriedens zu Gute kamen, machte er auch von seiner Uebermacht zur Beeinträchtigung der bestehenden Kirchenverfassung keinen Gebrauch und versagte auch protestantischen Instituten kaiserliche Freibriefe nicht"[48].

Dem neuern Geschichtschreiber Ferdinand's war die dankbare Aufgabe vorbehalten, dem Zerrbild, welches der Parteigeist vom Kaiser entworfen, das richtige Urbild mit detaillirter Zeichnung entgegen zu setzen. Freilich führt Hurter oft eine Art halbofficieller Sprache, verfällt oft in einen apologetischen Ton und überschätzt, scheint uns, die politische Befähigung des Kaisers; aber wer vorurtheilsfrei sich mit seinen actenmäßigen Darstellungen bekannt macht, kann nicht in Zweifel ziehen, daß Ferdinand sich bei all' seinen Handlungen auf dem Gebiete des positiven Rechtes bewegte, und muß des Kaisers Rechtlichkeit, moralische Würde und Sittenreinheit, und die Quelle dieser großen Eigenschaften, seine kindliche Frömmigkeit und Glaubenskraft, freudig anerkennen. Wenn auch an manchen Fällen nachzuweisen, daß der Kaiser eine unausgesetzte geistige Wachsamkeit beschwerlich fand, und aus Scheu vor moralischer Verantwortlichkeit mehr, wie ersprießlich, sich dem Rathe seiner Vertrauten fügte, so zeigte er doch stets eine erhabene Seelengröße, wo sein Glaube in Gefahr kam, wankte nicht, als zweimal alle seine Kronen auf seinem Haupte wankten, nnd rettete zweimal alle seine Länder durch persönlichen Muth, den sein Glaube ihm einflößte.

Als Böhmen unterworfen war, verfuhr Ferdinand in seiner Gegenreformation durchaus nur nach dem ihm zustehenden Recht, nur nach dem Grundsatze des Augsburger Religionsfriedens: **cujus regio ejus religio**, der von protestantischen Fürsten zur Ausbreitung

und Festigung des Protestantismus ausgegangen war und fortwährend angewendet wurde, und den er seinerseits bei den protestantischen Fürsten anerkannte. Der lutherische Kurfürst Johann Georg von Sachsen sprach dies im J. 1625 in einer öffentlichen Staatsschrift aus [49]. „Es ist allerdings zu erwarten, sagt der Kurfürst, daß nach erlangtem völligen Sieg die geistlichen Stifte vom Kaiser wiedergefordert, oder den Inhabern sonst irgend welche Zumuthungen gemacht werden. Nur daß sofort und mit Gewalt verfahren werde, ist nicht anzunehmen. Man wird es nicht thun, weil dies die Gemüther der protestantischen Reichsstände sowohl wie auswärtiger Könige zu sehr aufregen und der Anlaß zu einem Religionskriege sein könnte." Johann Georg fand also im J. 1625 keinen Grund und kein Recht für den Namen eines Religionskrieges. „Man hält uns entgegen," sagt der Kurfürst ferner, „daß es im Hintergrunde die Absicht des Kaisers sei, die evangelische Lehre auszurotten und alle Reichsstände mit Gewalt zur Annahme der päpstlichen Religion zu zwingen. Man weist hin auf Böhmen, Oesterreich, Mähren, auf Schriften der Jesuiten, die das fordern, und dergleichen mehr. Man schürt täglich das Mißtrauen und meint, man dürfe nicht still dazu sitzen, nicht dazu schweigen. Auf solche Reden erwiedern wir: was der Kaiser im Sinn hat, ob er mit solchen Planen umgeht, das weiß allein Gott, und nicht wir. Wir können uns nicht vermessen, die Gedanken der Menschen zu ergründen. Wir haben uns zu halten an die oft und vielfach ausgesprochenen Verheißungen des Kaisers, daß seine Heere nur dienen sollen zur Vertheidigung des Reichs gegen die Feinde. Wir haben das kaiserliche Wort, und unser Luther sagt, daß man das Wort des Kaisers für rechtlich und wahrhaft zu halten fest und getreulich schuldig sei, so lange, bis der Kaiser selbst es widerruft. Allerdings hat der Kaiser in Böhmen, Mähren, Oesterreich, die katholische Religion hergestellt. Aber das sind seine Erblande, über welche diese Befugniß ihm zusteht, und mit dem Reich hat das nichts zu schaffen..." „Wir alle," fährt er fort, „wünschen und sehnen den Frieden zurück auf des Reiches Boden. Dazu ist vor allen Dingen nöthig, daß der Pfalzgraf Kurfürst sein Vergehen bei den böhmischen Händeln aufrichtig bekenne und den Kaiser um Verzeihung bitte. Dann ferner ist es nöthig, daß alle evangelischen Fürsten des Reichs in

gebührlichem Gehorsam sich um ihren Kaiser schaaren und ablassen von allen Bündnissen unter einander und mit fremden, undeutschen Mächten." Also der lutherische Kurfürst in einer officiellen Schrift. Und wie er, der Vertreter des damaligen Lutherthums, dachte, ebenso dachten die hervorragenden lutherischen Fürsten: der Landgraf Ludwig von Darmstadt, der Herzog Christian der Aeltere von Braunschweig-Lüneburg, ferner die conservativen Corporationen, die Ritterschaften und die Magistrate der Städte in den Ländern der niedersächsischen Fürsten.

Was der lutherische Landgraf von Hessen schrieb: „die rheinischen Kurfürsten beabsichtigen keine Feindseligkeit, keinen Ueberfall der Protestanten, keine gewaltsame Bekehrung, einzig Friede und Ruhe im Reich", galt auch von Ferdinand, der keinen der protestantischen Reichsfürsten antastete, der es in der Ordnung fand, daß Johann Georg in der ihm verpfändeten Oberlausitz, einem ehemals kaiserlichen Erblande, das lutherische Bekenntniß befestigte und pflegte, weil er sich als Landesherr im Besitze des Reformationsrechtes befinde, und der dasselbe Recht in seinem Lande Schlesien den Erbfürsten von Liegnitz, Brieg und Oels zuerkannte. Auch in der Stadt Breslau tastete Ferdinand das Recht des protestantischen Stadtrathes niemals an.

Deßhalb wiesen der Kaiser und die Katholiken mit gleicher Entschiedenheit wie die Lutheraner den Ruf eines Religionskrieges zurück. Er nähme, erklärte Wallenstein, auch protestantische Offiziere und Soldaten auf, um dem Mißtrauen zu begegnen, „als trachte der Kaiser den Protestantismus in Deutschland auszurotten"[49a]. Insbesondere suchte Tilly jeglichen Schein, als werde für die Religion gefochten, geflissentlich zu vermeiden. In der Unterpfalz stellte er sonntäglich an die Kirchen des calvinistischen Bekenntnisses seine Schildwachen zur Sicherung des Gottesdienstes; in Niedersachsen sprach er Geistliche, Schullehrer und Küster, mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß er überhaupt keine geistliche Person ausgenommen wissen wolle, von Einquartierung frei. Zu wiederholten Malen forderte er durch gedruckte Proklamationen auf, dem Vorgeben der Böswilligen von einem Religionskriege keinen Glauben beizumessen, und stellte den protestantischen Geistlichen des Reichs die Frage: ob jemals durch ihn einer von ihnen bedrückt oder bedrängt worden sei[50]. „Mindestens ebenso

überzeugend," sagt ein neuerer Forscher, „wie er selbst dadurch, hat einer der eifrigsten Gegner des Feldherrn durch eine Anklage gegen ihn dargethan, daß Tilly nicht einen Religionskrieg führte. Nachdem Tilly's Truppen drei Jahre lang in Hessen-Cassel gestanden, bemüht sich Landgraf Moritz seine kaiserlich gesinnte Ritterschaft die volle Furchtbarkeit des liguistischen Feldherrn erkennen zu lassen. Er vertraut ihr an, er wisse wol, was Tilly vorhabe. Derselbe wolle die Hessen wieder lutherisch machen und das Lutherthum sei halb papistisch. Die unfreiwillige Komik dieser Besorgniß des Landgrafen Moritz scheint uns die wahre Sachlage klarer darzulegen, als eine lang ausgesponnene Erörterung einzelner Momente und Thatsachen es vermöchte" [51].

Das Blut floß im dreißigjährigen Kriege nicht für den Glauben der Völker, sondern für die weltlichen Interessen regierender Häuser und demagogischer Umsturzmänner, die durch den Ruf eines Religionskrieges ihre Sache zur Volkssache machen wollten, und leichteres Spiel hatten in einer Zeit, in der man schon lange mit Erfolg bemüht gewesen war, den confessionellen Parteigeist zu schüren und den kirchlichen Zwiespalt zu einem gewaltigen Triebrad politisch-materieller Kräfte zu machen. Leute, wie der Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar und Georg Friedrich von Durlach sorgten nicht für „lauteres Gotteswort", sondern hatten sehr greifbare Gründe, wenn sie von der Nothwendigkeit sprachen: „die neue Lehre durch das ganze Reich mit dem Schwerte zu verbreiten", und Alles daran zu setzen, „daß die katholische Religion im Reiche erlösche" [52]. Aber nicht bloß gegen die katholische Kirche richteten die religiösen Fanatiker und politischen Umsturzmänner ihre Angriffe, sondern gleichzeitig auch gegen das römische Reich deutscher Nation. „Das römische Reich", sagte Pareus, der calvinistische Hoftheologe des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, „ist des Antichrists Werk und Creatur, und es hat der Erhaltung desselben Niemand mehr zu genießen, als Pfaffen und Mönche" [53]. Zahlreiche Anhänger hatte in Deutschland die geheime „Brüderschaft des hochlöblichen Ordens des Rosenkreuzes" gefunden, die in ihrer im J. 1614 erschienenen Bekenntnißschrift jedem Mitgliede zur Pflicht machte, die gräulichen und abscheulichen Gotteslästerungen des Papstthums mit Mund und Herzen zu verfluchen, und den demnächst bevorstehenden Untergang des Papismus ver-

kündete. „Das Garaus des Papstthums, hieß es, sei bis auf diese Zeiten gespart, da es auch noch eine Zerfleischung der scharfen Nägel und reißenden Klauen gewahr werden und ein neues Löwengebrüll dem Eselsgeschrei ein Ende machen werde" [54]. Aber alle diese Ausbrüche des rohesten Fanatismus dürfen uns, entwickelt Karl Adolph Menzel, nicht dazu bestimmen, den dreißigjährigen Krieg für einen Religionskrieg zu halten. „Der dreißigjährige Krieg zwischen protestantischen und katholischen Staaten," sagt Menzel, „der gewöhnlich für einen Religionskrieg gehalten wird, war kein Streit um Kirchenthümer, sondern um Fürstenthümer und Königreiche."

Denselben Standpunkt der Beurtheilung nahm schon Leibniz ein, der in den Vorarbeiten zu einer politischen Denkschrift aus dem J. 1671 in kurzen, schlagenden Worten ein Gesammturtheil über den dreißigjährigen Krieg ausspricht. Nachdem er erörtert, daß es von der höchsten Wichtigkeit für jede Regierung sei, nicht Haß auf sich zu ziehen, fährt er fort: „Das einzige Heilmittel gegen diesen öffentlichen Haß ist die Gerechtigkeit, entweder das Wesen derselben, oder der Schein. Der Schein, sage ich; denn bisweilen ist dem Ungerechten der Schein der Gerechtigkeit förderlich, wie ja die Römer sich zu Schiedsrichtern der Streitigkeiten zwischen Königen und Staaten machten, und dann unter dem Scheine der Gerechtigkeit Alle zugleich sich unterwarfen. Wenn dagegen der Anschein der Gerechtigkeit fehlt, auch wenn das Wesen derselben vorhanden ist, folgt dennoch öffentlicher Haß und zieht die Verwirrung der richtigen Politik nach sich. Wie es ja glaublich ist, daß die Kaiser Ferdinand II. und Ferdinand III. als gute und sehr friedliebende Fürsten, wie sie waren, im Anfange, soviel an ihnen lag (wenn auch vielleicht böse Räthe Anderes betrieben haben mögen), gewißlich nur die Vertheidigung ihrer Erblande, die Verfolgung ihrer Feinde, des Mansfeld, des Halberstädters, des Durlachers, die durch ganz Deutschland ihre Schlupfwinkel suchten, im Sinne hatten. Sie sind nachher, als Feind an Feind sich reihte, nur wider Willen zu weiteren Fortschritten fortgezogen worden. Allein aus ihren unerwarteten Erfolgen selbst und aus der spanischen Verwandtschaft erwuchs gegen sie die Meinung ungeheurer Entwürfe und diese Meinung reizte nicht bloß protestantische Könige und Fürsten, sondern fast das ganze Europa gegen sie in die Waffen" [55]. Dieses Urtheil eines

tiefblickenden, gleichzeitigen Patrioten sollte, scheint uns, für unsere Beurtheilung des dreißigjährigen Krieges und seiner Motive von ganz anderm Gewichte sein, als die von Fremden mit kluger Berechnung in Umlauf gesetzte Lüge: es habe sich in den dreißigjährigen Wirren um die Religion gehandelt.

Auf deutschem Boden hatte zuerst der Dänenkönig Christian, dann der Schwedenkönig Gustav Adolph, zur Förderung ihrer Eroberungsplane, den Religionskrieg gepredigt, und ausländische Geschichtschreiber, unter denen wir nur den Deutsch-Schweden Chemnitz erwähnen, bemühten sich dann, diese Anschauungen über den Krieg als Religionskrieg weiter zu verbreiten. Sie wurden den Deutschen, die den Pappus und Leibniz vergaßen und über ihre eigene Geschichte, wie wir schon bemerkten, die Urtheile der Fremden aufnahmen, allmählich geläufig, und sagten besonders dem Zeitalter philosophischer Aufklärung zu, in welchem man die positiven Religionen in ihren Wirkungen schwarz und immer schwärzer malte. Dadurch erschienen die Errungenschaften der „Aufklärung" in desto strahlenderem Lichte. Die gerühmte Toleranz des „Zeitalters der Vernunft" stand erst in voller Glorie da, wenn man die verachteten und verspotteten Jahrhunderte des Kirchenglaubens als Jahrhunderte eines blutigen Fanatismus brandmarkte. In diesem Sinne hatten die Encyclopädisten und Friedrich **II.** über den dreißigjährigen Krieg geschrieben, und Schiller eignete sich deren Urtheile und die Anschauungen der früheren fremden Historiker an, und sie beherrschen seine ganze Darstellung, obgleich er oft von den in den Kriegsereignissen zur Geltung gekommenen politischen Triebfedern und Interessen spricht. Schiller's Buch hat durch den großen Einfluß, den es ausgeübt und noch fortwährend ausübt, mehr als irgend ein anderes in Deutschland den Wahn, daß der grauenhafte Krieg ein Religionskrieg gewesen, allgemein verbreitet, und alle Resultate neuerer Forschung, die den Wahn widerlegen, werden erst langsam zum Gemeingut der zahlreichen Kreise des gebildeten Publikums werden, und langsamer noch zum Gemeingut der Jugend, die so vielfach bloß aus oberflächlichen, nach traditioneller Schablone angefertigten Compendien in unseren Schulen Geschichte lernt.

Freilich hat Schiller, als er für Göschen's Damenkalender, aus Gründen, die wir kennen gelernt, in aller Eile seine Geschichte

des Krieges schrieb, nicht daran gedacht, daß man sein Buch zu einem classischen Werk stempeln würde, und weniger noch absichtlich Wirkungen hervorrufen wollen, die sein Buch in der That erzeugt hat. Aber diese Wirkungen sind nun einmal vorhanden und sind unserer Ueberzeugung nach ungemein schädlich für unser religiöses sowol, wie nationales Leben. So lange man, nach Schiller's Vorgang, den dreißigjährigen Krieg als einen Religionskrieg betrachtet, in welchem nicht protestantische und katholische **Fürsten**, denen die Religion nur zum Vorwande diente, sondern Protestanten und Katholiken einander mit blutigem Hasse gewürgt haben, — denn Schiller spricht fortwährend, wo von Fürsten verschiedener Confessionen die Rede ist, von den Confessionen selbst, — als einen Krieg ferner, in welchem die ausländischen Mächte mit deutschem Blute zum Segen Deutschlands gefochten: eben so lange flößt man auch der Gegenwart noch Parteihaß und confessionelle Erbitterung ein, und verhindert die Erstarkung jenes jedem großen Volke nothwendigen Nationalgefühls, welches die inneren Zwistigkeiten selber ausfechten will und sich mit sittlicher Entrüstung gegen jede Einmischung des Auslandes erhebt. Je stärker der einseitige Confessionsgeist in Deutschland, desto schwächer ist der Nationalgeist.

Dieß erkennen alle Historiker, die für das friedliche Nebeneinanderstehen der Confessionen und für die Kräftigung der nationalen Gesinnungen wirken wollen, und einigen sich deßhalb immer mehr in der Annahme, daß der dreißigjährige Krieg, an welchem unsere Nation nur grauenvoll leidend Antheil genommen, kein Religionskrieg, sondern ein Krieg gegen Kaiser und Reich gewesen, der zum Ruine Deutschlands von deutsch-feindlichen Mächten protestantischer und katholischer Confession geführt worden, und zwar geführt worden mit deutschem Blute; und daß er so unsäglich unheilvoll in seinen Wirkungen gewesen vorzüglich durch die Sondersucht, den Verrath und die ganze Niedertracht deutscher Fürsten. Und diese Einigung der Historiker findet statt unabhängig von deren kirchlichem Bekenntniß, wie uns dieß unter den Protestanten außer dem erwähnten Karl Adolph Menzel die Werke eines Barthold, Onno Klopp u. s. w. zeigen. Und weil Klopp wegen seines politischen Standpunktes vielfach von einer Partei angegriffen wird, die in vorgeblich preußischem Interesse, in Wahrheit aber zum Nachtheil Preußens sich zur Erbin alles

dessen eingesetzt hat, was jemals die traditionelle französische Nationalpolitik gegen Oesterreich und das deutsche Kaiserhaus erfunden, so wollen wir vorzüglich auf Barthold's bekannte, treffliche „Geschichte des großen deutschen Krieges" verweisen, da dieser in seiner Vorrede die wärmsten Sympathien für Preußen äußert. „Durchdrungen," sagt Barthold, „von einem fast qualvollen Gefühl für das Unglück Deutschlands, welches der dreißigjährige Krieg und der westphälische Friede verschuldete, habe ich die schwere Aufgabe übernommen, im Einzelnen und durch gewissenhafte Erörterung der vermittelnden Ereignisse nachzuweisen, wie „die erste Theilung Deutschlands" nicht durch die Kriegsthaten der Fremdlinge herbeigeführt ward, sondern wie unsere verblendeten Vorfahren allein ihrer eigenen Macht unterlagen, indem die fremden Kronen, mit unüberbotener Geschicklichkeit der Kraft- und Hülfsmittel einer schnöd-eigennützigen Partei im Innern sich bemeisternd und den frommen Irrwahn für sich benutzend, unser starkes Volksganze erst nach unzähligem Wechsel, mehr als einmal von des Reichs Grenzen verjagt, in Fesseln schlagen konnten...." Frankreich, entwickelt der Verfasser, blieb „der eigentliche Feind Deutschlands", machte es „durch seine Diplomatie und durch sein Geld den schwedischen Heerführern und Staatslenkern allein möglich, mit deutschem Blute über Deutschland zu siegen", und stützte sich „auf Weimars gesinnungslose Söldlinge und Hessens verkaufte Schaaren". Barthold beruft sich für seine Darstellung auf seine „deutsch-staatsbürgerliche Gesinnung", welche „keine kirchliche Partei nimmt", weil es sich nur angeblich um kirchliche Fragen handelte, und als Gegner die Genossen einer Ansicht herausfordert, „welche das Heil Deutschlands auf spröde Vereinzelung selbstmächtiger Staaten und auf die Widerstandsfähigkeit der Fürsten dem Reichsoberhaupte gegenüber begründen."

Dieselbe „deutsch-staatsbürgerliche Gesinnung" aber, welche sich gegen die schwedische und französische Eroberungspolitik ausspricht, verlangt auch, daß man gleichmäßig das Treiben der Spanier im deutschen Reich verurtheile. Schiller's Behauptung, daß „hinter den Pyrenäen von unwissenden Mönchen und ränkevollen Günstlingen Europens Schicksal gesponnen wurde", ist eine leere poetische Floskel, aber der Dichter zweifelt mit Recht, „ob der Beistand, den sie (die Spanier) leisteten, der schimpflichen Abhängigkeit werth

war, womit die deutschen Kaiser denselben erkauften." Wenn auch Spinola eine eben so gute Mannszucht aufrecht erhielt, wie Tilly, so waren doch im Reich unbesoldete spanische Hülfstruppen vorhanden, die der Sache des Kaisers bei katholischen sowol, wie bei protestantischen Ständen zu ungeheurem Schaden gereichten. Sie betrachteten die deutschen Gebiete, gleichviel ob deren Fürsten für oder gegen den Kaiser fochten, als erobertes Land, und plünderten nach Art von Räuberhorden, wie wir aus zahlreichen unverdächtigen Zeugnissen hören, die Hurter in seiner Geschichte Ferdinand's **II.** aus dem kaiserlichen Staatsarchiv beibringt. So meldete der Kurfürst Johann Schweikard von Mainz im Jahr 1621 dem Kaiser: „Efferen (ein Flamländer in spanischen Diensten, der sich „kaiserlicher Commissarius" nannte und an der Spitze der Civilverwaltung stand,) hat sich eines weitaussehenden, im Reich unerhörten Dominats unterfangen, etlichen Grafen mit dem Kerker, selbst mit dem Galgen gedroht, Schuldige und Unschuldige gleichgehalten, Jedermann gebrandschatzt. Durch seine Contributionen bringt er E. M. mehr Schaden als Nutzen"[56]. Dieser van Efferen verfuhr mit seinen Helfershelfern ganz in der Weise der bekannten Obercommissäre der französischen Republik. „Er nöthigte, entwickelt Hurter, das Landvolk die ihren Herren zukommenden Gefälle ihm einzuliefern, legte den Bauernhöfen Brandschatzung auf. Wie er die Adeligen feindselig und geringschätzig behandelte, so quälte er die Unterthanen in mannigfacher Weise. Denjenigen des Grafen Philipp zu Solms wurden 4000 Thaler Steuer auferlegt, um einem ertödteten Körper, wie er sich ausdrückte, noch mehr Blut auszupressen. Die in Kreuznach von den Spaniern eingesetzte Regierung, an deren Spitze Efferen stand, veranstaltete einen gewaltsamen Einfall in die Trier'schen Lande zur Fortschleppung aller Vorräthe. Unterthanen, die anderswohin sich gezogen, wurden die Güter confiscirt, Rentmeistern das Geld, welches sie ihren Herren eingeliefert, nochmals abverlangt. Der Reichshofrath konnte von Uebergriffen sprechen, deren weder der geächtete Pfalzgraf, noch irgend einer seiner Vorfahren je sich schuldig gemacht hätten, die den Unkatholischen ein böses Exempel und den Katholischen Anlaß zum Nachdenken gäben." Und darum stellten im Jahr 1627 die katholischen Stände dem Kaiser vor, daß durch Spaniens rechtloses Eingreifen „die Ehre des heil. Reiches gefährdet sei"[57].

Spanien hatte es, so gut wie Schweden und Frankreich, auf Eroberungen in Deutschland und besonders auf den Besitz der Unterpfalz abgesehen, und gerieth darüber in Streit mit dem Herzog Max von Bayern, der ebenfalls nur aus selbstsüchtigen Absichten dem Kaiser Beistand leistete und die ganze Pfalz anneriren wollte. Diese Rivalität katholischer Mächte wirkte höchst lähmend auf den Lauf des Krieges und den Erfolg der kaiserlichen Sache. Max von Bayern, obgleich im Bunde mit dem Kaiser, hat ebenso gut gegen ihn gewirkt, wie der protestantische Reichstheil, und wie gern wir auch die glänzenden Eigenschaften seines Geistes und seine Sittenstrenge, Mäßigkeit und Sparsamkeit anerkennen, so werden wir ihm doch, wenn wir nicht von liguistischem, sondern von deutsch-nationalem Standpunkt die Geschichte beurtheilen, keineswegs die bewundernde Anerkennung zollen können, die er bei katholischen Historikern wie Hurter und Villermont gefunden. Sein Gegner Wallenstein hat allerdings, nach Ausweis aller gründlichen Forschungen, nur egoistische Zwecke verfolgt und als Söldnerfürst grausam gehaust; er hat in seinem Kampfe gegen Max und die ganze Fürstenaristokratie weniger für die Rechte des Kaisers als für seine eigenen gestritten, aber wir dürfen uns doch in der Beurtheilung dieses Kampfes nicht auf Seiten des Fürstenthums stellen, welches sich zum Verderben des Reiches ungesetzlich vergrößerte, und nicht bloß den Friedländer, sondern vorzüglich das von ihm vertretene kaiserliche Princip unterdrücken wollte.

Als Max von Bayern die Kriegsleitung übernahm, konnte er bekanntlich nicht einmal mit dem ihm eingeräumten **directorium plenarium, absolutum et liberum** (wonach weder dem Kaiser, noch irgend einem Mitgliede des Kaiserhauses der geringste militärische Einfluß verblieb) zufriedengestellt werden, sondern der von den Unionsfürsten und von Holland, von Türken und Tataren bedrängte Ferdinand mußte ihm, unter Verpfändung seiner sämmtlichen Güter, die Erstattung jeglichen Schadens und für etwaigen Gebietsverlust ein österreichisches Erbland zur Entschädigung zusagen. Er preßte sogar dem Kaiser das Versprechen ab, daß er „nicht nur **pro hypotheca**, sondern **jure proprio**" im Besitz aller Gebiete bleiben sollte, die er im Reiche erobern würde[58], und verlangte später die Unterordnung der kaiserlichen Truppen unter die Befehlshaber der Liga! Sein Plan, den Kaiser von aller

Macht zu entblößen und alle militärischen Streitkräfte Deutschlands im Namen der Liga zu beherrschen, wurde durch Wallenstein behindert, und er fürchtete mit den liguirten Fürsten die neue kaiserliche Armada wie einen böswilligen Feind, durch den „die heilsamen wohlverfaßten Reichssatzungen, so jederzeit die rechte norma und forma gewesen", umgestürzt, d. h. die Kaisermacht auf Kosten usurpirter Fürstenrechte vergrößert würde. In der Reichsritterschaft und in der Masse des Volkes zeigten sich lebhafte Sympathien für den Kaiser und sein Heer, und selbst Tilly, der für eine ganz andere Mannszucht sorgte, als Wallenstein, sprach es aus, daß „die Unterthanen den kaiserlichen Truppen lieber hundert und tausend Thaler gäben, als den seinigen nur zwanzig oder dreißig"[59]. Aber die Fürstenpolitik siegte, als der Kaiser nicht bloß den übermüthigen Wallenstein entließ, sondern zugleich in unbegreiflicher Verblendung sein Heer opferte, gerade in derselben Zeit, wo Gustav Adolph in Deutschland gelandet war. Weil das Heer zu einem großen Theil aus Söldnern bestand, die Jedem dienten, der Sold in Aussicht stellte, so war die Entlassung dieser Söldner gleichbedeutend mit einer Uebergabe derselben an den Feind. Der Sieg der Liga in Regensburg war eine Niederlage des Reichs. Die Siege der Fürstenpolitik sind überhaupt in unserer Geschichte immer Niederlagen der nationalen Sache gewesen; wer sie feiern will, möge zugleich den heutigen Zustand Deutschlands als den geeignetsten preisen. Ferdinand stand nirgends so fest auf dem Boden des Rechts, als wo er den illegalen Usurpationen der Reichsdynasten, die gegen Gesetz und Verfassung ihre Macht erweitert hatten, ein Ende machen und dem Schattenbilde des altehrwürdigen Kaiserthums Wesenheit verschaffen wollte.

Wir finden unter den größern deutschen Fürsten jener Zeit nur Einen Mann, der mit dem Vollgefühle eigener Tüchtigkeit und Macht das Bewußtsein seiner rechtlich begründeten Stellung zum Kaiser verband und die Ehre des Gesammtvaterlands den Interessen der Landeshoheit und der fürstlich-territorialen Sonderpolitik vorzog: wir meinen den von Schiller unbeachtet gelassenen edlen Erzbischof Johann Schweikard von Mainz. Von der stillen Glut männlicher Ueberzeugungen erfüllt, warmen Herzens, strenge gegen sich und milde gegen Andere, bewährte Schweikard während seines langen Regiments in den verwickeltsten Verhältnissen Kraft und

Maß, diese zwei edelsten Eigenschaften des deutschen Charakters, und ging immer mit freudigem Muthe von Neuem an's Werk, wie oft auch seine Stimme der Mäßigung und Versöhnung bei Feinden und Freunden ungehört verhallte. Seine Stellung in der Liga war ächt conservativ und kaiserlich. Schon in den ersten Jahren des Krieges sah er die schweren Verhängnisse der kommenden voraus, tief betrübt über die Geschicke Deutschlands, welches man den Fremden zum „Raubhaus" öffnete und zum gelobten Land aller Eroberungssüchtigen machte. Mit sittlichem Zorn wehrte er sich gegen die Einmischungen des Auslands, sprach seine Entrüstung über den rechtlosen „Dominat" der Spanier aus, forderte (im Gegensatz zu dem reichsverrätherischen Trierer Kurfürsten Christoph von Sötern) im Namen des guten Rechtes kühnen Angriff gegen Frankreich, warnte vor Uebertragung der Kur an Bayern, durch die man einen neuen Erisapfel unter die streitenden Parteien werfe, warnte vor gegenreformatorischen Ueberstürzungen in Böhmen[60], bot aber gleichzeitig seine ganze Streitmacht gegen das Treiben der Revolutionsmänner auf, die alle Grundlagen des Staates und der Kirche erschütterten, sich über jedes Recht hinwegsetzten und nur ein Recht wollten, dessen einzige Basis der Erfolg, dessen einziges Mittel die Gewalt war. Schweikard wollte offene Action, keine verzwickten Auswege; ernstes Thun, und keine subalterne Vielgeschäftigkeit, die, ohne ein richtiges Zeitmaß für wesentliche und unwesentliche Dinge zu besitzen, Kleinigkeiten abmacht und thatenlos ausgeht. Sein ganzes Wesen wurde gehoben und verklärt durch seine lebendige Frömmigkeit und Liebe zur Kirche, durch jene religiös-begeisterte Anschauung und Betrachtung der menschlichen Dinge, die allen innern Zwiespalt hebt, den Werth des Lebens nur nach dem mißt, was des Lebens werth und bei'm rastlosen Wirken und Schaffen den Erfolg Gott anheimstellt, vor dem sie sich in Ehrfurcht und demüthiger Anbetung beugt. Man verzeihe diese Abschweifung zu Ehren des großen Mannes, dem ein rheinfränkischer Historiker längst das ihm unter den Edlen der Vorzeit gebührende Denkmal hätte errichten sollen.

Wir kommen nochmals auf den Wahn zurück, daß der dreißigjährige Krieg ein Religionskrieg gewesen.

Schiller's Buch hat diesen Wahn besonders verbreitet durch

die Lichtgestalt, in die seine dichterische Phantasie den Gustav Adolph kleidete, und durch das Nachtbild, welches er von dem General Tilly entworfen hat.

Wie Schiller den schwedischen Eroberer Gustav Adolph auffaßte, entnehmen wir zunächst aus einigen Stellen seiner Briefe an Körner. Letzterer schlug dem Dichter einmal die Abfassung eines großen epischen Heldengedichtes vor. „Ich zerbreche mir den Kopf," schreibt Körner am 2. Nov. 1791, „um dir einen Stoff vorzuschlagen. Friedrich's (II.) Geschichte hat gewisse wesentliche Mängel, um derentwillen ich sie nicht für tauglich halte. Ich wünschte einen Stoff von allgemeinem, nicht bloß nationalem Interesse für das bessere Publikum..." Schiller geht auf den Plan des Freundes ein, zieht aber doch einen nationalen Gegenstand für das Heldengedicht vor. „Kein Schriftsteller," antwortet er, „so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sein mag, wird in der Vorstellungsart seinem Vaterlande entfliehen...", und zudem würde „das Interesse der Nation an einem nationalen Gedicht auch in Betrachtung kommen." Friedrich II. schien ihm jedoch kein passender Gegenstand für ein nationales Gedicht. „Ich kann diesen Charakter," heißt es weiter, „nicht liebgewinnen; er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisirung an ihm vorzunehmen." Dagegen hält er zu dieser Riesenarbeit der Idealisirung für ein nationales Heldengedicht den Schwedenkönig Gustav Adolph für geeignet. „Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationalem und politischem noch am meisten gattet, und wo ich mich meiner Lieblingsideen noch am leichtesten entledigen kann, steht Gustav Adolph oben an. Gerade das, was du mir vorschlägst, bestimmt mich für diesen Stoff." Das Gedicht, welches den Schwedenkönig als einen nationalen deutschen Helden feiern sollte, ist nicht fertig geworden, aber die „Riesenarbeit der Idealisirung" hat Schiller gleichwol an dem Kriegshelden versucht, nämlich in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges, der durch Gustav Adolph, gegen dessen große intellectuelle Eigenschaften, persönliche Liebenswürdigkeit und Feldherrngröße wir hiermit nicht das Geringste einwenden wollen, für Deutschland erst recht verderbenbringend geworden ist. In dieser Geschichte hat sich der Dichter in der Charakteristik Gustav Adolph's „seiner Lieblingsideen entledigt", und durch sein vielgelesenes Buch in



weiten Kreisen jene falschen Vorstellungen verbreitet, welche in dem fremden Eroberer einen für Deutschlands Wohl begeisterten Fürsten erblicken wollen. Erst durch Schiller ist Gustav Adolph in Deutschland populär geworden. „Julian," antwortet Körner auf obigen Brief, „hätte wegen des Costüms gewisse Vortheile vor Gustav Adolph... Du wirst sagen, Julian sei uns jetzt zu fremd; aber wie Vielen ist es nicht auch Gustav Adolph." Man sieht, der Schwedenkönig war damals noch keine populäre Figur.

Gustav Adolph hatte lange Jahre schon bevor er ohne Kriegserklärung in deutsches Reichsgebiet einbrach, den deutschen Krieg als das große Ziel seines Lebens verfolgt. Nachdem er den böhmischen Aufstand willkommen geheißen, dann im Jahr 1624 schon bereit gewesen, zu den Waffen zu greifen, sprach er im Jahr 1627 den Abgeordneten der Generalstaaten seinen schweren Kummer über die Fortschritte des deutschen Kaisers aus, aus welchen für das „gemeine Wesen" großer Nachtheil erwachse. „Wir Alle, sprach er, ich, die Hochmögenden, und andere Fürsten müssen bei Zeiten darauf Acht haben und fernerem Unheil zuvorkommen. Der erste und hauptsächlichste von allen Gründen, die eigene Sache wahrzunehmen, ist die günstige Gelegenheit. Noch ist es Zeit." Für das „gemeine Wesen" der fremden Nationen und für das, was die deutschen Fürsten ihre „Freiheit" nannten, lag allerdings eine große Gefahr in den Fortschritten Ferdinand's, der Deutschlands Centralgewalt kräftigen und dadurch die deutsche Nation zur Schiedsrichterin Europas erheben wollte. Insbesondere war Schwedens Macht bedroht, seitdem der Kaiser, um das gesunkene Ansehen des Reichs in den beiden Meeren wieder herzustellen, an die Errichtung einer deutschen Reichskriegsflotte dachte. Das erkannte Gustav. Er wollte den Kaiser von der Ostsee fern halten, und zwar fern halten durch einen Angriffskrieg. Aber selbst in Schweden rieth man ihm ab. Sein Kriegsrath betonte, erzählt uns der officielle schwedische Historiker Chemnitz, daß der Kaiser noch keine rechtmäßige Ursache zum Kriege gegeben habe, und auch der schwedische Senat wollte anfangs auf den Plan des Königs nicht eingehen. Aber Gustav blieb fest in seinem Entschlusse. Als ihn einer der Senatoren darauf hinwies, daß sich die Deutschen, falls er Sieger wäre, nicht mit ihm verbinden würden, antwortete er: „Wenn ich Sieger bin, so sind sie meine Beute." In diesem

Sinne trat er als „Befreier“ in Deutschland auf. Weder in seinem Manifest, welches er zur vermeintlichen Rechtfertigung seines Einfalls erließ, noch in seinen Verhandlungen mit dem Kaiser oder mit den Kurfürsten spricht er auch nur ein Wort über die Religion oder eine, ihm später angedichtete Befreiung des Protestantismus, und darum bemerkte auch der schwedische Kanzler Oxenstierna im Jahr 1644 im Reichsrath zu Stockholm, daß Pommern und die Seeküste die „vornehmste Ursache gewesen, welche seine selige Majestät in die Waffen brachte.“

Ganz anders aber faßt Schiller den „friedliebenden Helden“ Gustav Adolph auf. „Gustav Adolph,“ sagt er, „war der einzige Fürst in Europa, von welchem die unterliegende Freiheit (welche Freiheit?) Rettung zu hoffen hatte, der einzige zugleich, der durch die stärksten politischen Gründe dazu aufgefordert, durch erlittene Beleidigungen dazu berechtigt (selbst in Schweden dachte man, wie wir hörten, anders) und durch persönliche Fähigkeiten dieser gewagten Unternehmung gewachsen war.“ Die persönlichen Aufforderungen zum Krieg wurden bei Gustav „durch die wichtigsten Staats- und Gewissensgründe (welche denn?) unterstützt, und verstärkt durch die dringendsten Einladungen aus Deutschland.“ Von wem diese „dringendsten Einladungen“ ausgingen, sagt der Dichter nicht, und bemerkt dagegen später, im Widerspruch mit sich selbst, daß erst lange nach Gustav's Einbruch der Landgraf von Hessen-Cassel der erste deutsche Fürst gewesen, der sich „aus freien Stücken“ mit dem Schwedenkönig gegen den Kaiser verband. Damit, scheint uns, fällt die Annahme des Dichters: „die protestantischen Fürsten schienen nur die Ankunft eines Befreiers zu erwarten, um das unleidliche Joch der Tyrannei abzuwerfen und sich öffentlich für Schweden zu erklären,“ als grundlos zusammen. Oder an welche protestantische Fürsten mag der Dichter gedacht haben? Der Kurfürst von Sachsen hatte dem Schwedenkönig sagen lassen, daß er sich mit dem Kaiser gegen jeden Fremden vereinigen werde; der Pommernherzog Bogislaw und dessen Stände ließen ihn flehentlich bitten, daß er sie und ihr Land mit seiner „Befreiung“ verschonen möge; der Kurfürst von Brandenburg bat ihn um Neutralität, und sogar die Herzoge von Mecklenburg, die vom kaiserlichen Hofe so schwer beleidigt waren, und die Gustav Adolph besonders schützen zu müssen vorgab, woll-

ten nicht mit ihm gegen Ferdinand in Verbindung treten, sondern erwarteten den Austrag ihrer Sache von dem Rechtsspruch des obersten Richters des Reiches. Die „dringendsten Einladungen" zum Kriege gegen Deutschland gingen nur von Richelieu aus, der dem Schwedenkönig französische Subsidien zusicherte. So spricht die Geschichte. Gustav Adolph wurde von keinem protestantischen Fürsten willkommen geheißen, wie er von keinem herbeigerufen worden. Aber dies durfte der König nicht im schwedischen Reichsrathe sagen. Er gab vielmehr dort in seiner salbungsvollen Abschiedsrede unter den Gründen des Krieges auch an: „Der Kaiser verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub, und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hülfe, und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben."

Der Dichter theilt uns diese salbungsvolle Rede mit, welche mit einem Psalmverse schloß, und schildert dann Gustavs Ankunft in Deutschland. „Er glaubte sich gegen Ferdinand, sagt er, der ihn in Preußen zuerst feindlich angegriffen, der hergebrachten Formalitäten überhoben, und fing ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten an." Aber so lagen die Dinge nicht. Ferdinand hatte nicht die Schweden angegriffen, und hatte sogar, als Gustav eine Stadt auf deutschem Reichsboden, nämlich Stralsund besetzte, noch immer sich in keinen Kampf mit Schweden einlassen wollen, sondern den Frieden dem Kriege vorgezogen. „Gegen die europäischen Fürsten," fährt Schiller fort, „rechtfertigte er (Gustav) sein Betragen in einem eigenen Manifest, in welchem alle schon angeführten Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, hergezählt wurden." Schiller nennt dieses Manifest eine Rechtfertigung, Friedrich II. dagegen, dem man wol keine Vorliebe für das Haus Oesterreich zuschreiben wird, nennt es ein „Meisterstück königlicher Sophistik." Wir müssen hierauf aufmerksam machen, weil wir früher von der Uebereinstimmung zwischen den Anschauungen des deutschen Dichters und des königlichen Historiographen gesprochen haben. In der Beurtheilung Gustav Adolph's weichen sie wesentlich von einander ab. Friedrich nennt die Gründe, um deren willen der Schwede den Krieg unternahm, frivol, und ruft dabei aus: Ist es Recht, für solche Dinge, wie Gustav Adolph sie vorbrachte, das menschliche Geschlecht dem Blutvergießen zu weihen,

um den Ehrgeiz und die Laune eines einzigen Menschen zu befriedigen![61]

Sahen die Protestanten in Deutschland den Schwedenkönig wirklich als einen „Befreier" an, so mußten sie ihn willig unterstützen. Aber Niemand unterstützte ihn. Noch im Juli 1631 meldete er klagend nach Stockholm, daß seine Schaaren auf Rauben und Plündern angewiesen seien, und seinem Schwager, dem Pfalzgrafen Johann, theilte er in einem vertraulichen Schreiben mit, daß er nur durch die Geldunterstützungen Frankreichs zur Fortführung des Krieges im Stande sei[62]. Schiller spricht anders. Er rühmt „bereitwillige" Unterstützungen an den Schweden, und hebt besonders hervor, daß dieser sich „alle Herzen" gewonnen habe durch die strenge Disciplin, die er im Heere aufrecht erhielt. „Die Barbareien der Kaiserlichen", sagt er, „dienten dazu, dem menschenfreundlichen König alle Herzen zu gewinnen. Der schwedische Soldat bezahlte Alles, was er brauchte, und von fremdem Eigenthum wurde auf seinem Durchmarsche nichts berührt." Und vorher heißt es: „Ganz Deutschland hat die Mannszucht bewundert, durch welche sich die schwedischen Heere auf deutschem Boden in der ersten Zeit so rühmlich unterschieden ... Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten der Soldaten, wie über die kriegerische Tapferkeit. Jedes Regiment muß zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um seinen Prediger schließen ..." Die Schilderung ist schön, aber die historische Schilderung über die „Mannszucht" gibt ein anderes Bild. So sagt der schwedischgesinnte Chemnitz: „Es kamen dem König je länger je mehr Klagen vor, daß die Insolenz bei seinen Soldaten, namentlich bei den Reitern so groß geworden, daß sie das Land mit Rauben, Plündern und allerhand Gewaltthaten ganz erfüllten, daß sie die Salvegarden ohne Scheu verletzten, Kirchen und Schulen öffentlich beraubten, und nichts unterließen, was am Feinde als böse war getadelt worden"[63]. Diese Schilderung stimmt mit der erwähnten Klage, die Gustav Adolph nach Stockholm schickte.

Wollten wir alle irrigen Behauptungen Schiller's über den Schwedenkönig widerlegen, so würden wir den Umfang, den wir unserer Abhandlung bestimmt haben, bei weitem überschreiten. Sein Grundirrthum liegt, wie bemerkt, in der Anschauung, daß der fremde Eroberer ein Befreier des protestantischen Deutschlands,

gleichsam ein kriegender lutherischer Geistlicher in königlichem Gewand gewesen, der in Wehr und Waffen gegen Glaubenszwang und Gewissensdruck auftrat und zugleich in Wehr und Waffen ein Prediger seines Glaubens war. Und das Bild, welches der Dichter von seinem Helden eines Religionskrieges entworfen, steht um so leuchtender vor den Augen des Lesers, weil er gleichzeitig in Tilly, dem Hauptgegner des fremden Eroberers, einen Mann von „blindem Religionseifer und blutdürstigem Verfolgungsgeist", ein Scheusal in Menschengestalt erfunden und dargestellt hat. Tilly's Fanatismus und Blutdurst offenbarte sich nach Schiller's Darstellung besonders bei der Zerstörung des protestantischen Magdeburg, wo der Feldherr angeblich die grausame Wuth des Söldners sich entfesseln ließ. „Kommt in einer Stunde wieder", läßt Schiller den Feldherrn den für die Stadt um Schonung bittenden Offizieren seines Heeres sagen, „kommt in einer Stunde wieder, ich werde dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit Etwas haben." Diese Brutalität und die ganze absichtliche Zerstörung Magdeburgs hat vorzüglich den Namen Tilly's gebrandmarkt, und nach den Worten eines unbefangenen protestantischen Forschers [64] „bei der protestantischen Bevölkerung Norddeutschlands es wie ein Axiom festgestellt, daß Tilly ein Bluthund war. Und der Haß und die Erbitterung gegen den Namen des Feldherrn geht von ihm über auf die ganze Partei, die er vertrat." „Magdeburgs Zerstörung", fährt derselbe Forscher fort, „gilt gemeinlich als der Gipfelpunkt der Leiden des dreißigjährigen Krieges; aber nicht minder ist die landläufige Tradition über die Art und Weise dieser Zerstörung der Gipfelpunkt des Wahns, daß der dreißigjährige Krieg ein Religionskrieg gewesen sei. Lassen wir erst diesen Wahn fallen, so wird der confessionelle Friede der Deutschen unter einander um ein Erhebliches erleichtert sein."

Die neueren Schriften von Heising und Bensen, und insbesondere die Monographien von Villermont und Klopp haben auf Grund von Quellenstudien dem Zerrbilde, welches Schiller von Tilly entworfen, den Tilly der Geschichte entgegengesetzt, und insbesondere den unumstößlichen Nachweis geliefert, daß der Feldherr nicht nur keine Schuld getragen an der Zerstörung Magdeburgs, sondern daß er sich alle Mühe gegeben, die Stadt zu retten; daß er die Zerstörung derselben als ein schweres Unglück beklagte. Aber

auch vor Schiller hatte Niemand den grauen Sieger in dreißig Schlachten zu einem Scheusal gemacht, wie ihn die Phantasie des Dichters uns vorführt. So finden sich z. B. die angeführten grausamen Worte, die Tilly zu den Offizieren gesprochen haben soll, nur in dem Werk: Soldat suédois, welches im Auftrag Gustav Adolph's der calvinistische Professor Spanheim in Genf herausgab. Aber selbst Spanheim zweifelt an ihrer Richtigkeit, denn er fügt hinzu: Wenn es wahr ist. Aber dieser Zusatz hätte der Sache das Pikante genommen. Schiller gibt die Worte ohne den Zusatz.

Das Gesagte genügt, scheint uns, hinlänglich zur Charakteristik des Schiller'schen Werkes, aber wir wollen, bevor wir unsere Besprechung desselben abschließen, noch eine Bemerkung hinzufügen.

Bei der rhapsodischen Entstehung des Buches und der von Schiller selbst eingestandenen „Eilfertigkeit", mit der es geschrieben worden, werden wir es leicht begreiflich finden, daß sich in der Beurtheilung einzelner Thatsachen und Persönlichkeiten Widersprüche eingeschlichen; aber diese Widersprüche sind so häufig und bisweilen so grell, daß wir wenigstens auf einige derselben verweisen müssen, da man unseres Wissens darauf noch nicht aufmerksam gemacht hat. So wird z. B. auf S. 116 die Politik des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen in einem höchst ungünstigen Lichte dargestellt und seine Hinneigung zu Oesterreich aus „Parteieifersucht gegen die Pfalz, den Eingebungen seines Hofpredigers, der von Oesterreich erkauft war, und dem Verdruß, von den Böhmen bei der Königswahl übergangen worden zu sein", hergeleitet. Auch fügt der Dichter hinzu, daß der „lutherische Fanatismus nimmer es dem reformirten vergeben konnte, daß so viele edle Länder, wie man sich ausdrückte, dem Calvinismus in den Rachen fliegen, und der römische Antichrist nur dem helvetischen Platz machen sollte." Dagegen wird eben dieselbe Politik des Kurfürsten auf S. 127 als eine weise Politik gepriesen und Johann Georg erhält ein großes Lob. Es heißt nämlich: „Unangesteckt von dem Schwindel ritterlicher und religiöser Begeisterung, welcher einen Souverän nach dem andern dahinriß, Krone und Leben an das Glückspiel des Krieges zu wagen, strebte Johann Georg dem solideren Ruhme nach, das Seinige zu Rath zu halten und zu verbessern. Wenn seine Zeitgenossen ihn anklagten, daß er mitten im Sturme die protestantische Sache verlassen..., daß

er der gemeinen Sache als ein unzuverlässiger Freund nicht viel weniger geschadet habe als ihre erklärtesten Feinde: so war es die Schuld dieser Fürsten, welche sich Johann Georgs weise Politik nicht zum Muster nahmen." Als später nach langen Kriegsjahren, — nachdem, wie Schiller selbst S. 504 sagt, „das Elend in Deutschland zu einem so ausschweifenden Grade gestiegen, daß das Gebet um Frieden von tausendmal tausend Zungen ertönte, und auch der nachtheiligste noch immer für eine Wohlthat des Himmels galt" — der Kurfürst Johann Georg mit dem Kaiser zu Prag Frieden schloß, erfährt dieser Friedensschluß den herben Tadel des Dichters. Der Kurfürst, sagt er, „ließ die gemeine Sache im Stich, und weniger besorgt um das Loos seiner Mitstände und um deutsche Freiheit, dachte er nur darauf, seine eigenen Vortheile, wär's auch auf Unkosten des Ganzen, zu befördern." Und doch hat der Dichter unmittelbar vorher S. 502 angegeben, daß diese Mitstände Kursachsens ihre „deutsche Freiheit" dazu anwendeten, um „Deutschlands Rechte an diese (Frankreichs) treulose, habsüchtige Macht, die unter der Larve einer uneigennützigen Freundschaft nur nach Vergrößerung strebte, zu verkaufen." Man kann keine stärkeren Widersprüche zusammenhäufen, als sie sich in Schiller's Buch von S. 502—508 in Bezug auf den Frieden zu Prag, die Stellung der eroberungssüchtigen Fremden zum Kaiser, und die Stellung der deutschen Fürsten zu den Fremden und zum Kaiser vorfinden.

Und wie will man folgende Widersprüche heben? Auf S. 130 wird der bekannte Mordbrenner Mansfeld zu denjenigen „Helden" gezählt, die zum Schwerte gegriffen, um „Deutschlands Freiheit" gegen den Kaiser Ferdinand II. zu vertheidigen, dagegen aber heißt es S. 152 von ihm und Christian von Braunschweig, daß nur der Krieg ihr Zweck gewesen, „gleichviel, für wessen Sache sie kriegten", und daß Mansfeld sich vergeblich bemüht habe, in die Dienste des Kaisers zu treten. Und weiter. Auf S. 151 wird von Christian von Braunschweig gesagt, daß er, „von jugendlichem Uebermuth getrieben", sich ein beträchtliches Heer geworben, „welchem die Vertheidigung Friedrich's (von der Pfalz) und der deutschen Freiheit den Namen leihen mußte", und daß dieses Heer wie eine „Räuberbande" seinen Weg „wie gewöhnlich mit der schrecklichsten Verheerung bezeichnet" habe,

und von „Freund und Feind vertrieben" worden sei. Dagegen werden auf S. 169 Mansfeld und Christian von der Kriegsbühne entlassen mit der Phrase, es wären „zwei Männer, der Unsterblichkeit werth, hätten sie sich so über ihr Zeitalter als über ihr Schicksal (!) erhoben."

Und liegen nicht auch Widersprüche in Schiller's Urtheil über Ferdinand **II.**, dem er S. 86 die „gewaltsame Ausrottung der protestantischen Religion in seinen Erbländern" zur Last legt", dagegen S. 101 zuerkennt, daß er „ohne Geräusch und, man darf hinzufügen, ohne Grausamkeit" das ihm nach dem von Protestanten aufgestellten Satz: „**cujus regio, ejus religio**", zustehende Reformationsrecht ausgeübt habe; dem er an dieser Stelle „einen bewunderungswürdigen Muth, eine lobenswerthe Standhaftigkeit" nicht abspricht, während er später, wie wir hörten, dem Leser Schrecken einflößt vor Ferdinand's „kriechender Andächtelei, die sich vor der Gottheit zum Wurme erniedrigt und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelt"!

Fassen wir Alles, was wir über Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges auseinandersetzten, zusammen, so können wir uns leicht das bekannte Urtheil erklären, welches ein so historischer Kopf wie Niebuhr über das Buch gefällt hat. „Ich habe diesen Herbst", schreibt Niebuhr, „Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges gelesen und einmal über das andere die Hände erstaunt zusammengeschlagen, nicht durch das Werk getroffen — o keineswegs, sondern durch Verwunderung über die Möglichkeit, daß eine solche Schrift, die nicht einmal erträglich gut geschrieben ist, und deren Erzählung nie fortströmt, sondern holpert und stolpert, zu einem classischen Werk gestempelt ist. Die Zeit wird freilich Recht üben, und das Ding unter die Bank stecken"[65]. Und den besten Commentar zu dieser Stelle finden wir in Schiller's eigenen, schon früher von uns angeführten Worten: „Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden."

III. Schillers kleinere historische Abhandlungen 1789—1797.

Nachdem wir die beiden größeren Geschichtswerke Schiller's ausführlich besprochen, erübrigt uns noch eine Besprechung der kleineren geschichtlichen Abhandlungen, die er theils nach seinen Vorlesungen in Jena ausarbeitete, theils, wie wir schon anführten, als Einleitungen zu den von ihm herausgegebenen Memoiren, theils für die Horen schrieb. Wie wir zu seiner Charakteristik als Historiker in der Beurtheilung der niederländischen Revolution uns kurz über seine politischen Grundsätze verbreiteten, und diese mit der allgemeinen Richtung seiner Zeit in Verbindung setzten, wie wir dann für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges vorzugsweise die deutsch-nationalen Anschauungen des Dichters in's Auge faßten, und ihn in diesen Anschauungen als Kind seiner Zeit erkannten, so werden wir jetzt bei Besprechung der kleineren geschichtlichen Abhandlungen mit wenigen Worten den religiösen Standpunkt zu erörtern haben, den der Dichter während seiner historischen Schriftstellerei einnahm, und werden dabei zugleich die Fortschritte kennen lernen, die er durch die steigende Entwickelung seiner religiösen und politischen Ansichten in der Geschichtschreibung machte.

In allen historischen Arbeiten des Dichters prägen sich, wie natürlich, seine religiösen Ansichten aus, und es lassen sich deßhalb erstere nur vollständig würdigen, wenn wir uns über letztere Rechenschaft abgelegt, letztere aber nur dann unbefangen beurtheilen, wenn wir sie mit der vorausgegangenen allgemeinen religiösen Entwicklung in Beziehung gesetzt haben. Denn abgesehen von der Theologie, sagt irgendwo mit Recht Johannes von Müller, offenbart sich in keiner Wissenschaft der Einfluß des religiösen Lebens so sehr als in der Geschichtschreibung, „die man in ihrem tiefsten Gehalt

nur würdigen kann, wenn man die Geschichtschreiber selbst in ihrem Verhältniß zu den höchsten Fragen des Lebens studirt."

Schiller war von frommen Eltern erzogen worden, und nur mit Rührung können wir in den Briefen seines Vaters die aus tiefstem Herzen strömenden Ermahnungen lesen, durch die er dem Sohn einen lebendigen Glauben an den Erlöser und ein festes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung einzuprägen sucht. In dem Morgengebet [1], welches der Mann abgefaßt hatte und jeden Morgen verrichtete, sprach er unbewußt katholische Anschauungen über Freiheit und Gnade und Rechtfertigung aus. Unter den Bildern der Religion empfing das Gemüth des Dichters seine frühesten Eindrücke. „Es war ein Lieblingsgang des Knaben, erzählt seine spätere Frau, bei Lorch auf einen Berg zu steigen, auf dessen Höhe eine Kapelle stand und wohin die frommen, eifrigen Christen die zwölf Stationen der Leidensgeschichte auch symbolisch reuevoll zurücklegten." Und seine Schwester Christophine schreibt: „Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieben Kindesgesicht zu sehen; die frommen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm das Ansehen eines Engelsköpfchens." Die Mutter pflegte den Kindern Sonntags das Evangelium zu erklären, über welches gepredigt wurde. „Einst", sagt Christophine, „da wir mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag und die Mutter theilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emaus Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor." Schiller hat im spätern Leben, als der Glaube an den Welterlöser längst aus seinem Herzen verschwunden war, eine tiefe Ehrfurcht beibehalten vor diesen frommen Eindrücken der Jugend, denen er sein fortwährend reines Gemüth und seinen gesunden Haß gegen alle weiche Sinnlichkeit und Verkommenheit des Zeitalters gewiß nicht am wenigsten zu danken hatte.

Als Jüngling empfing der Dichter noch eine mächtige religiöse Einwirkung durch Klopstock's Messiade und versuchte seine poetischen

Talente in biblischen Stoffen. Aber bald trat eine Wendung ein. Die Erinnerungen an den Superintendenten Zilling in Ludwigsburg, dessen geistlicher Hochmuth nur von seinem Verfolgungsgeiste übertroffen wurde, und vor dem er so oft in dem katechetischen Unterricht gezittert, der religiöse Gamaschendienst auf der Militär-Academie, wo er studirte, der Einfluß rationalistischer Lehrer, und die Lectüre französischer und englischer Deisten entfremdeten ihn immer mehr dem Christenthum, und der ganze damalige Zustand der protestantischen Theologie war nicht geeignet, in seinem Herzen neue Sympathien für den Dogmatismus zu erwecken. Weil diese Theologie den ganzen Entwicklungsproceß des Christenthums nach der Zeit der Apostel als eine fortgehende, immer wachsende Deformation dargestellt hatte, bis in der Reformation eine Wiedererweckung der völlig erstarrten Religion stattgefunden; weil sie die ganze Geschichte des Christenthums vor der Reformation „wie einen Todtenacker betrachtet hatte mit verwitterten und versunkenen Leichensteinen und modernden umherliegenden Gebeinen“: so fielen bald, als der Glaube an ihre eigene Berechtigung und an die Irrthumslosigkeit der symbolischen Bücher erloschen war, als von Theologen selbst die Blößen und Widersprüche des reformatorischen Lehrbegriffs schonungslos aufgedeckt wurden, alle Stützen des christlich-religiösen Bewußtseins, und mit dem Glauben an die göttliche Leitung der Kirche ging auch der Glaube an ihre göttliche Gründung verloren. König Friedrich II. von Preußen sprach sich in einer öffentlichen Schrift unumwunden dahin aus, daß die traditionelle protestantische Vorstellung von der Kirchengeschichte, wonach diese als ein „großes von Schurken und Heuchlern auf Kosten der betrogenen Massen aufgeführtes Drama anzusehen“, die eigentliche Ursache seiner Verachtung des Christenthums sei [2].

Schiller verwarf allen positiven Gehalt des Christenthums, behielt nur noch eine ästhetische Würdigung der kirchlichen Formen bei, und suchte seitdem mit allem Ernst eines männlichen Strebens sich selbst und das Menschengeschlecht durch philosophische Ausbildung und durch eine Religion der Kunst zu veredeln. „Die gesunde und schöne Natur“, wähnte er, „braucht keine Moral, kein Naturrecht — ja sie braucht keine Gottheit, keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten“ [3]. Es war vergebens, daß der Vater ihn zum christlichen Glauben und zur Demüthigung des Herzens

zurückrief. Vergebens schrieb er ihm am 23. September 1784, daß er sich „in Geduld üben, Vertrauen auf Gott fassen, ihn ernstlich mit Beugung des Herzens um seine Hülfe anflehen, und nicht suchen sollte, sie sogleich zu erzwingen, sondern sie unter anhaltender Demüthigung erwarten.“ Der Vater nennt ihn „mit vielen Verstandeskräften begabt, doch dabei an dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, sehr irregehend.“ Und der Vater sah richtig: dem Sohne fehlte die Zufriedenheit; er war nicht glücklich bei der Abwendung seines Herzens von den Lehren des Christenthums. Dies zeigen seine Briefe. Am 10. Februar 1785 schreibt er aus Mannheim an Körner: „Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund... Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgange, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eigenes Herz wieder genießen lernen, und mein ganzes Dasein in einen lebendigen Schwung bringen... Bei Ihnen werde ich glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei.“ Aber Freundschaft und Liebe allein können nicht das Herz des Menschen, konnten am wenigsten das große Herz Schiller's ausfüllen! Drei Jahre später heißt es in einem Briefe aus Weimar vom 7. Januar 1788: „Das Abarbeiten meiner Seele macht mich müde, ich bin entkräftet durch den immerwährenden Streit meiner Empfindungen...“ Er suchte nach einer Auctorität, aber er fand Niemanden, dem er sich gläubig unterordnen konnte. So war ihm z. B. Wieland zu wenig consequent, als daß er dessen Ueberzeugungen zu den seinigen machen, „oder die Form seines Geistes auf Treu und Glauben annehmen möchte...“ „Du weißt nicht“, schreibt er weiter an Körner, „wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist — und Alles dies nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens

und Empfindens nicht von Neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen. Eine philosophische Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüthen drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich dir die Launen eines Augenblicks gebe. So war ich noch bei Euch (also die Freundschaft half allein nicht aus!) ohne es mir selbst klar zu machen, so bin ich fast die ganze Zeit meines Hierseins gewesen!" Am 20. Aug. lauten seine Worte: „Herz und Kopf jagen sich bei mir immer und ewig; ich kann keinen Moment sagen, daß ich glücklich bin, daß ich mich meines Lebens freue.... Seit sechs und acht Jahren bin ich ein so äußerst abhängiger Mensch von tausend Armseligkeiten geworden, die ich mir nicht vergeben kann, und bin ich nicht Herr meines Schicksals?.. Du wirst fragen, was ich denn eigentlich will? Das weiß ich selbst nicht. Aber ich fühle, daß ich noch nicht in dem Elemente schwimme, für das ich eigentlich gehöre.... Ein Bischen mehr ruhiges Blut machte mich zu einem glücklichen Menschen; ich fühle, daß ich in mir selbst die Ressourcen zum Leben reichlich hätte, aber es muß irgendwo bei mir versehen worden sein. Es will nicht gehen." Am 9. März 1789 beklagt er, daß sich so viel Misanthropie in seine Denkart gemischt, daß er den frohen Glauben an die Menschen verloren habe, und so kehrt nach sechs Jahren das Geständniß wieder, welches er am 4. Januar 1783 in einem Briefe an Henriette von Wolzogen abgelegt hatte: Gutherzige Menschen kämen leicht in das Extrem des Menschenhasses, und er selbst habe die halbe Welt mit den glühendsten Empfindungen umfaßt und am Ende gefunden, daß er nur einen kalten Eisklumpen in den Armen gehalten [4].

Zur Zeit seiner Hoffnungslosigkeit, von der er in den obigen Briefen an Körner spricht, schrieb er seine Geschichte des Abfalls der Niederlande und dichtete seine „Götter Griechenlands", und die Einleitung zu dieser Geschichte ist für seinen damaligen religiös-philosophischen Standpunkt ebenso bemerkenswerth, wie das Gedicht für seinen damaligen religiös-poetischen Idealismus. Er will in seinem Werke, wie wir erwähnten, ein schönes „Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt" aufstellen, um „in der Brust seines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken", aber er erklärt es für „nicht erlaubt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten", und gibt seinen Standpunkt

bodenloser Atomistik noch genauer an in den Worten: „Der Mensch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen, ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall." Aber er ist sich weder klar, noch entschieden. Was er hier Zufall nennt, hat er wenige Zeilen früher „des Fatums unsichtbare Hand" genannt, und wenige Zeilen später heißt es: „Wenn die einzelnen Handlungen der Begebenheit, aus deren Verkettung sie wunderbar erwuchs, nur an sich edle Kräfte, schöne und große Handlungen waren, so ist die Begebenheit groß, interessant und fruchtbar für uns, und es steht uns frei, über die kühne Geburt des Zufalls zu erstaunen, oder einem höheren Verstand unsere Bewunderung zuzutragen." Man möchte glauben, daß er selbst Furcht gehabt habe vor der Lehre von dem Zufall, die er verkündete, und deßhalb durch Accommodation sich zu helfen gesucht habe, denn diese Furcht vor den Consequenzen destructiver Sätze wandelt edle aber irregegangene Geister häufig an; soviel aber ist unzweifelhaft, daß er damals noch keinen Begriff der Teleologie gehabt, daß er die Geburt des Zufalls anstaunte, und nicht befähigt war, „Hoffnung in sein Dasein zu verflechten", da er kein Walten einer höhern Vorsicht in menschlichen Dingen annahm. Damals hätte er seinem Vater nicht mehr die Freude machen können, die dieser, wie er am 30. März 1785 seinem Sohn schreibt, über eine Aeußerung desselben empfunden: „daß er allen Segen von Oben erwarte." Unbefriedigt von dem poesielosen Rationalismus seiner Zeit, sprach er mit der Wehmuth eines Menschen, welchem Sehnsucht nach Hülfe die Brust erfüllt, und der nicht die rechten Quellen kennt, um seine Sehnsucht zu stillen, in den „Göttern Griechenlands" seinen Ingrimm aus — bemerkt Perthes mit Recht — „gegen die Zopf- und Kartoffelprediger, gegen den hölzernen Verstandesmechanismus und langweiligen Unglauben der Zeitgenossen." „Nur der kann", sagt Perthes, „vornehm gegen Schiller sich ereifern, der nicht weiß, wie dem zu Muthe ist, der sich ausstreckt nach dem Umgang mit dem lebendigen Gott und nichts findet in seiner Zeit als den kalten, in astronomischer Erhabenheit thronenden Götzen des Verstandes" [5]. Schiller kannte nicht das katholische Glaubens- und Cultussystem mit seiner lebendigen Vermittlung der diesseitigen und jenseitigen Sphäre, mit all' seinen Mitteln für die Beruhigung und Erhei-

terung des Gemüthes; kannte nicht die katholische Heiligenverehrung, die das Göttliche mit dem Menschlichen, das Irdische mit dem Himmlischen fortwährend im engsten Bunde zusammenschließt und das göttlich Eine in seiner Erscheinung auf Erden reich und mannigfaltig macht, und darum wollte er im Heidenthume suchen, was ihm das rationalistisch verflachte und verarmte Christenthum seiner Zeit nicht bieten konnte, und beklagte den Untergang der, wie ihm schien, heiteren und poesievollen hellenischen Götter- und Weltanschauung [6].

Als Schiller ein Jahr nach Abfassung seiner niederländischen Revolution mit begeisterten, feurigen Worten seine Antrittsrede in Jena: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte" schrieb, hatte er bereits seine atomistischen Ansichten in der Betrachtung der Weltbegebenheiten aufgegeben, und Körner freut sich am 17. November 1789, daß er sich nicht „geschämt" habe, „sogar des teleologischen Princips" zu gedenken. Allein die Abhandlung zeigt uns, daß seine Teleologie nur in der Annahme eines gewissen, vernunftmäßigen Verlaufs des geschichtlichen Processes bestand, wie *er* sich denselben vorgestellt, und seine Ansichten fluctuirten noch so, daß er am Schluß der Abhandlung aus seinem Idealismus in einen willkürlichen Empirismus zurücksinkt. Obgleich er die christliche Religion als das „wichtigste Factum für die Weltgeschichte" erklärt, so findet er doch „weder in der Zeit, wo sie sich zeigte, noch bei dem Volke, bei dem sie aufkam, aus Mangel der Quellen einen befriedigenden Erklärungsgrund ihrer Erscheinung." Und überhaupt bleibt ihm die ganze Weltgeschichte ein „Aggregat von Bruchstücken", und nur der „philosophische Verstand" erhebt das „Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßigen, zusammenhängenden Ganzen, indem er diese Bruchstücke *durch künstliche Bindemittel* verkettet." Der „philosophische Verstand" operirt aber nur deßhalb, „weil es ihm schwer fällt, sich zu überreden, daß diese Folge von Erscheinungen, die in seiner Vorstellung so viel Regelmäßigkeit und Absicht annahm, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verläugnen; *er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus* und verpflanzt sie außer sich in die Ordnung der Dinge, d. h. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt und ein teleologisches Princip in die Weltgeschichte." Er construirt also den gesammelten Stoff,

wie Schiller anderswo sagt, „aus sich heraus zur Geschichte", construirt ihn aber nicht, wie es später Hegel und andere Philosophen gethan, nach philosophischen Kategorien, sondern nach dichterischen Inspirationen, construirt ihn vermittelst „künstlicher Bindungsglieder." Nach Schiller muß demnach der Geschichtschreiber ebenso verfahren, wie der Dichter verfährt, und es stimmen deßhalb mit dieser Anschauung die Worte, die er am 30. März 1789, zu derselben Zeit, wo er obige Abhandlung schrieb, zur Erklärung seines Gedichtes: „Die Künstler", an Körner richtete. „Die moralischen Erscheinungen", schreibt er, „die Leidenschaften, Handlungen, Schicksale, deren Verhältnisse der Mensch im großen Laufe der Natur nicht immer verfolgen und übersehen kann, ordnet der Dichter nach künstlichen, d. h. er gibt ihnen künstlich Zusammenhang und Ordnung." „Diese Handlung begleitet er mit Glückseligkeit, jene Leidenschaft läßt er zu diesen oder jenen Handlungen führen, dieses Schicksal spinnt er aus diesen Handlungen oder diesen Charakteren u. s. w." Der Geschichtschreiber leidet keine „Aggregate von Bruchstücken", wie das „durch Kunstwerke geübte Gefühl für Ebenmaß keine Fragmente mehr leidet", sondern jede einzelne Leidenschaft oder Handlung als den Theil oder das Glied eines Ganzen denkt. Dieses Gefühl für Ebenmaß hat nun, weil es in der wirklichen Welt Mißverhältnisse fand, die Poesie von einem zweiten Leben, „die Poesie von einer Unsterblichkeit" geschaffen. Die „Unsterblichkeit ist ein Product des Gefühls für Ebenmaß, nach dem der Mensch die moralische Welt beurtheilen wollte, ehe er diese genug überschaute." Darum glaubte auch Schiller damals nur an eine Unsterblichkeit auf Erden, wo, wie er am Schluß seiner geschichtlichen Antrittsrede sagt: „die That lebt und weiter eilt, auch wenn der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte." Ein Vergleich dieser Rede mit den Schriften Kant's: „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (1784), und „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte" (1786), zeigt uns, daß der Dichter diese Schriften vielfach benutzt, aber nicht überall richtig verstanden hat [7].

Nicht die Religion, sondern die Kunst ist, wie wir schon erwähnten, nach den Anschauungen des Dichters die Bildnerin unseres Geschlechtes, sie allein bedingt und begünstigt jeden Fortschritt menschlicher Gesittung, und die höchste Stufe dieser Gesit-

tung hat Schiller's eigenes Zeitalter erreicht. Wie er in den „Künstlern" die Zeitgenossen als die „reifsten Söhne der Zeit" hochpreist, die „in thatenreicher Stille frei durch Vernunft" wandeln, so ist auch in seiner Antrittsrede das jüngste Geschlecht für ihn das reifste in der Geschichte. Er bezeichnet sein Jahrhundert als das eigentlich „menschliche", als das „Zeitalter der Vernunft", in welchem der Friede „durch einen ewig geharnischten Krieg gehütet" wird, und — so schreibt der Dichter am Vorabend der französischen Revolution — „die europäische Staatengesellschaft in eine große Familie verwandelt" scheint! Um das Glück dieses „Zeitalters der Vernunft" herbeizuführen, haben alle früheren Zeiten ihre Kräfte angestrengt, auch das Mittelalter, welches aber in seinen Augen im Allgemeinen nur ein Jahrtausend roher Barbarei gewesen ist. „Die Hierarchie mußte in einem Gregor und Innocenz alle ihre Greuel auf das Menschengeschlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß und des geistlichen Despotismus schreiender Skandal einen unerschrockenen Augustinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben..." „Der Müßiggang der Mönche mußte für das Böse, das ihre Werkthätigkeit schuf, von ferne einen Ersatz zubereiten, und der profane Fleiß in den Klöstern die zerrütteten Reste des Augustischen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunst hinhalten!"

Diese damals vulgären Ansichten über das Mittelalter setzt Schiller des Näheren in dem früher erwähnten Aufsatz „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" auseinander, den er als Einleitung zum ersten Band der historischen Memoiren schrieb. Im Mittelalter, heißt es hier, hat der „Genius der Welt" ein Jahrtausend „in der Finsterniß gesponnen." „Eine traurige Nacht hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelassene Dunkel desto schrecklicher zu zeigen." Aber der „Genius, der den Faden der Weltgeschichte spinnt", oder wie er, an traditionelle Worte anknüpfend, bald darauf sagt: „die ewige Ordnung" war nicht vom Steuer der Welt entflohen. „Die Sitten vertraut sie dem Schutze eines verwilderten Christenthums, und vergönnt dem mittlern Geschlecht sich an diese wankende Krücke zu lehnen, die sie dem stärkern Engel zerbrechen wird." Auch das Uebel, auch die „Thorheit und Raserei" der Kreuzzüge hat guten

Zwecken gedient, denn sie hat dem „vereinigten Elend der geistlichen Einförmigkeit und der politischen Zwietracht" ein Ende bereitet. Durch sie sah sich, meint er, „der römische Hierarch", der „Feind der heiligsten Freiheit", der seine Donner aus der „unerschöpflichen Rüstkammer der Anarchie und des Bürgerkrieges" geholt hatte, in seinen Hoffnungen getäuscht; sein Thron, das Schreckbild des Aberglaubens und der Zwietracht, sinkt zusammen, dagegen findet der Bürger seine Menschheit in Asien wieder! Die Nacht des Mittelalters ging vorüber, als sich im sechszehnten Jahrhundert „das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses, die Einsicht mit dem Heldenmuth gattete", als die „Vernunft ihr Panier entfaltete" und „ein noch männliches Geschlecht in die Arme der Weisheit führte"! Die Verurtheilung der Kreuzzüge, wie wir sie bei Schiller finden, stützte sich auf das Vorgehen Gibbon's, Voltaire's und der französischen Encyclopädisten, welche ihren ganzen Fanatismus über eine Bewegung ausschütteten, die eben von jener Macht ausgegangen und geleitet war, deren Zerstörung man als das eigentliche Ziel des „philosophischen Krieges" betrachtete. Erst die reifere Forschung hat durch Wilken und Michaud ein unbefangenes Urtheil über die Kreuzzüge festgestellt, und wenn man auch in den letzten Jahren alte Vorurtheile gegen dieselben wieder aufgesucht und mit einem wissenschaftlichen Gewand umkleidet hat, so wird es doch nach den großartigen Werken der beiden genannten Historiker nicht mehr gelingen, die schonungslose, wegwerfende Verurtheilung, die im vorigen Jahrhundert zum guten Tone gehörte, von Neuem in unsere Literatur einzubürgern [8]. Niebuhr, dem man gewiß keine romantische Ueberschwänglichkeit zur Last legen wird, feiert die Kreuzzüge, und betrachtet es als „das allergrößte Unglück für Europa", daß sie mißlungen sind. „Die Begeisterung und Gesinnung der Kreuzfahrer", sagt Niebuhr, „ist für mich wahrhaft groß" [9].

Aber Schiller's hochklingende Rhetorik über das Mittelalter, die trotz aller Dichterbegeisterung und trotz einzelner treffender Bemerkungen im Allgemeinen nur auf der dürftigsten Anschauung der Vergangenheit beruhte, machte, wie er am 16. Mai 1790 an Körner schreibt, „Sensation", und der Dichter that sich auf sie so viel zu Gute, daß er am 3. November 1789 in einem Briefe an Caroline von Beulwitz die Ueberzeugung ausspricht: „Niemand in der

daß, wie er aus Erfahrung wisse, „bei keiner Arbeit soviel Zeit weggeworfen" würde. Für die Dichter ist deßhalb Schiller stets als Muster zu empfehlen, und unsere Poesie würde, wenn viele Epigonen der Dichtkunst das ernste Studium, welches er auf seine Dichtungen verwendete, sich zum Vorbild genommen hätten, nicht so inhaltlos geworden, und nicht so häufig in die stereotypen Reimereien über „blaue Blumen und rothen Klee, über Herzensschmerzen und Liebesweh" ausgeartet sein. Dem Historiker dagegen darf Schiller nie zum Muster dienen, und der Dichter hat, wo man sich in der Geschichtschreibung in willkürlichen Constructionen und einem sentenziös aufgeputzten falschen Pragmatismus nach ihm richtete, vielfach schädlich gewirkt. Man entschlug sich, nach seinem Vorgang, gründlicher Forschung, wandte einen schnell zusammengerafften Stoff auf currente Tagesfragen an, und verirrte sich allmählich immer mehr in jene kranken Systeme, die in der Geschichte, der thatsächlichsten aller Wissenschaften, nicht Thatsachen, nicht positive Belehrung, sondern nur die Begründung subjectiver Ansichten suchten, und später sogar die reiche Fülle des historischen Lebens in philosophische Formeln einzwängten. Und wie wenig wir dabei andererseits die großen Verdienste in Abrede stellen wollen, welche die philosophische Behandlung der Geschichte um die neuere Geschichtschreibung sich dadurch erworben hat, daß sie alle Seiten menschlicher Bildung in Betracht gezogen, und auf den tieferen Zusammenhang der Dinge eingegangen ist, so üben doch die aprioristischen Systeme, welche die Geschichte nach speculativen Ideen oder Kategorien willkürlich construirten, auch heute noch einen verderblichen Einfluß aus. Der Umfang des Wissens ist heute bedeutend größer, die Forschung ist ungleich tiefer geworden, und man hat in der Geschichtschreibung die bloß künstlerisch-ästhetischen oder philosophischen Gesichtspunkte meistens aufgegeben, dafür aber geht man vielfach in eben so aprioristischer Weise von politischen Gesichtspunkten aus, betrachtet die geschichtlichen Dinge mit einem bereits fertigen Urtheil über die für die Gegenwart ersprießlichste politische Entwicklung, und sucht für bestimmte politische Bestrebungen geschichtliche Stützen. Hat man doch neuerdings die deutsche Geschichte förmlich zu einer bloßen Propädeutik für politische Theorien des Augenblicks gemacht. Und die durch Schiller populär gewordenen Anschauungen wirken noch immer fort. Viele moderne

Historiker, die in ihrer Gelehrsamkeit auf Schiller als Zunftgenossen vornehm herabsehen, stehen noch heute auf seinen Schultern. Und wer von den Vielen hätte ihn in seinem Formtakent, seiner blendenden Eloquenz, seinen effectvollen Antithesen, seinen starken Lichtern und Schatten erreicht, wer könnte mit ihm wetteifern in seinem Virtuosenthum auf dem Instrumente der Sprache und dem der musikalischen Charaktermalerei?

Aber wer in geschichtlichen Werken auch die glänzendsten Talente bekundet, um auf das Gemüth und die Phantasie des Lesers zu wirken, hat doch kein Anrecht auf Anerkennung als Historiker, wenn seine Darstellung nicht den objectiven Thatbestand feststellt, der nur durch lange Arbeit und durch die sorgsamste Durchforschung der Quellen erkannt werden kann. Und daran fehlt es bei Schiller. „Bei seinem außerordentlichen Talent (bemerkt treffend Julian Schmidt über die historischen Abhandlungen des Dichters), sich das nie Gesehene auszumalen, z. B. eine Charybde, den Föhn u. s. w., traute er seiner Eingebung zu viel zu und handelte in gutem Glauben, wenn er auch das als wirklich vortrug, wovon er nicht das Mindeste wußte. Dies Selbstvertrauen, das ihm später als Dichter sehr zu statten kam, machte seine Stellung als Lehrer freilich bedenklich" [11].

Wie „bedenklich" Schiller's Lehrthätigkeit wurde, wie sehr er in den historischen Vorträgen seiner „Eingebung" folgte und wie wunderlich er als „schöpferischer Kopf" mit dem „gesammelten Stoff" verfuhr, um die Geschichte „zu befruchten", zeigt insbesondere seine Vorlesung: „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde", die er in Jena hielt und die zuerst im J. 1790 im elften Hefte der Thalia erschien [12]. „Es ist wohl", sagte der Dichter in einer Anmerkung zum ersten Abdruck, „bei den wenigsten Lesern nöthig zu erinnern, daß diese Ideen auf Veranlassung eines Kant'schen Aufsatzes in der Berliner Monatsschrift entstanden sind" [13]. Vergleicht man diesen schon früher erwähnten Aufsatz des Königsberger Philosophen „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte" mit Schiller's Arbeit, so kann man die Art, wie die Phantasie mit dem Dichter spielte, recht erkennen. Im schärfsten Widerspruch mit der heiligen Urkunde stellt Schiller die Hypothese auf, daß der erste Mensch als vernunftloses Thier „am Leitbande des Instinctes" in's Leben ein-

getreten sei und ein ganz thierisches Leben geführt habe. „Aber der Mensch war zu ganz was Anderem bestimmt... Er selbst sollte der Schöpfer seiner Glückseligkeit werden", er sollte den Stand der Unschuld, wo er nur von sinnlichen Trieben beherrscht ward, verlieren, aber von neuem aufsuchen lernen durch seine Vernunft. „Aus einem Paradies der Unwissenheit und der Knechtschaft (ein eigenthümliches Paradies!) sollte er sich zu einem Paradies der Erkenntniß und Freiheit hinaufarbeiten, einem solchen nämlich, wo er dem moralischen Gesetze in seiner Brust ebenso unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Instincte gedient hatte." Das moralische Gesetz, von dem Schiller spricht, ist Kant's kategorischer Imperativ, der die Stelle Gottes und seiner Gnade vertreten soll. „Wenn wir", sagt er weiter, „jene Stimme Gottes in Eden, die dem Menschen den Baum der Erkenntniß verbot, in eine Stimme seines Instincts verwandeln, so ist sein vermeintlicher Ungehorsam gegen jenes göttliche Gebot nichts anders als ein Abfall von seinem Instincte, also erste Aeußerung seiner Selbstthätigkeit, erstes Wagstück seiner Vernunft, erster Anfang seines moralischen Daseins!" Und dieser Abfall vom Instinct „ist ohne Widerspruch die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte." So hat also der Dichter „nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde" das Gegentheil von dem herausgebracht, was in der Urkunde steht. Aber auch hier befällt ihn von Neuem die Furcht vor seiner eigenen Lehre, von der wir früher gesprochen, denn er will nicht, daß diese Lehre in's Volk eindringe. „Der Volkslehrer hat ganz Recht, wenn er diese Begebenheit als einen Fall des ersten Menschen behandelt, und, wo es sich thun läßt, nützliche moralische Lehren daraus zieht; aber der Philosoph hat nicht weniger Recht, der menschlichen Natur im Großen zu diesem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünschen." Was also der Eine als „Fall" darstellt, soll der Andere als „Riesenschritt" darstellen — und Beide stellen richtig dar! Und Schiller's Auffassung findet noch jetzt Bewunderer; sie ist für Palleske [14] „ebenso undogmatisch als tapfer."

Nachdem der Dichter so den vermeintlichen Sündenfall für den Philosophen glücklich entfernt hat, überläßt er sich „nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde" ferneren Phantasien und leitet, man weiß nicht aus welchen Gründen, aus der Uebertretung des

Instinctes eine vollständige Veränderung in der Natur und dem Verhältniß der Dinge her. Es erwacht Feindschaft zwischen den Menschen und den Thieren und zwischen den Menschen unter einander; aus einem Rechtsstreit über das Mein und Dein entsteht der erste Todtschlag, indem ein übermüthiger Hirt seine Heerde in das Feld eines Ackerbauers treibt (Abel ist demnach der Schuldige), und die sogenannten „Kinder Gottes", die nicht, wie die Schrift sagt, die gottesfürchtigen Menschen, sondern nach Schiller im Gegentheil die lasterhaften Söhne der Reichen sind, unterdrücken und quälen die „Kinder der Menschen", d. h. die Guten und Unschuldigen, und veranlassen eine allgemeine Unordnung. „Diese überhandnehmende Unordnung in der ersten Gesellschaft würde sich endlich wahrscheinlich mit Ordnung geendigt haben . . . wenn nicht eine fürchterliche Naturbegebenheit (die Sündflut) plötzlich alle Schritte, welche das Menschengeschlecht zu seiner Verfeinerung zu thun im Begriffe war," gehemmt hätte. Die Sündflut war also nicht, wie die Schrift uns lehrt, eine Strafe der Sünde, sondern ein betrübendes Ereigniß, welches den Fortschritt der Cultur gehindert hat.

Hat Schiller demnach durch seinen philosophischen Versuch, die Bibel ohne Gott zu erklären, in allen seinen Behauptungen über die erste Entwicklungsgeschichte der Menschheit das Gegentheil von dem ausgesprochen, was die Bibel lehrt, so kommt er auch in seiner Abhandlung: „Die Sendung Moses", die zuerst im zehnten Heft der Thalia gedruckt ward, mit seiner neuen Exegese für die spätere Zeit zu neuen Resultaten. Die „Ideen und Daten" der Abhandlung sind, wie er am Schluß angibt, im Wesentlichen einem zuerst im Wiener Freimaurerjournal abgedruckten, dann auch als besondere Schrift herausgegebenen Aufsatz: „Ueber die ältesten hebräischen Mysterien oder die älteste religiöse Freimaurerei" von Br. Decius entnommen. Unter dem Pseudonym Decius versteckte sich der von uns Eingangs (S. 5) erwähnte Professor Reinhold in Jena.

Wir verdanken, entwickelt Schiller, der mosaischen Religion einen großen Theil der Aufklärung, der wir uns heutiges Tages erfreuen, weil wir durch sie die Lehre von dem einigen Gott erhalten haben, die, anfangs nur ein Gegenstand des blinden Glaubens unter dem Volke, endlich in den helleren Köpfen zu einem Vernunftbegriff gereift ist. Aber weder Moses noch sein Volk,

setzt er weiter auseinander, kannten diese Lehre, denn diese ist in dem „Kopfe eines ägyptischen Priesters aufgekeimt", und der „glückliche Finder" hat sie „fähigen Subjecten" mitgetheilt. Aber man hielt sie, als eine gefährliche Wahrheit, aus Staatsrücksichten geheim, und so blieb sie „ausschließendes Eigenthum einer kleinen geschlossenen Gesellschaft" (etwa eines Freimaurerordens!), von deren Mysterien der Dichter das Genauere kennt und mittheilt. Zur Zeit, wo Moses in diesen Geheimbund aufgenommen wurde, „näherte sich dieser wahrscheinlich schon seinem Verfalle, wie uns einige Spielereien (!) schließen lassen, die ihm der hebräische Gesetzgeber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunstgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geist der ersten Stifter war noch nicht daraus verschwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltschöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweihten." Und diese Lehre, und „die Unsterblichkeitslehre, welche man schwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Mysterien der Isis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenstand geheimer Wissenschaften machte; welche Kenntnisse ihn nachher in den Stand setzten, Wunder zu wirken und im Beisein des Pharao es mit seinen Lehrern selbst oder den Zauberern aufzunehmen, die er in Einigem sogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf bewies, daß er ein aufmerksamer und fähiger Schüler gewesen und zu dem letzten höchsten Grad der Anschauung gekommen war." Und darum ist es für den Dichter auch wahrscheinlich, „daß er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Mysterien und des Staates gewidmet habe!" Außer den Künsten der Zauberei, die er später für Wunder ausgab, hat Moses auch die äußeren Einrichtungen des Gottesdienstes, den er den Israeliten vorschrieb, von den Aegyptiern gelernt. So ließ er z. B. die Bundeslade nach dem Vorbilde des Sarges des Serapis anfertigen, einer Art von Lade, die von einer besondern Priesterkaste, Kistophoren genannt, herumgetragen wurde; die Cherubim über der Bundeslade waren eine Nachbildung der ägyptischen Sphinxe u. s. w.

Nun folgt die Flucht des Moses vom Hofe und dessen Aufenthalt in der arabischen Wüste, wo er „in dem Kleide eines Hirten einen feurigen Regentengeist," und nach Art des Mahomet

„einen rastlosen Ehrgeiz mit sich herumtrug.“ Sein „Herz war voll Erbitterung, und nichts zerstreute ihn in dieser menschenleeren Wüste,“ bis er sich — man erkennt Schiller als Dramatiker — „über sein Schicksal erhob“ und die Idee faßte: „Ich will dieses Volk (der Hebräer) erlösen.“ Um aber diese Erlösung zu bewerkstelligen, mußte er sich, wie später Mahomet, als Gesandten Gottes ausgeben und aus einer göttlichen Mission die Kenntnisse herleiten, die er in Wahrheit in dem ägyptischen Freimaurerorden gewonnen hatte. Aber da es schwer war, den Hebräern, die von dem wahren, im Kopfe eines ägyptischen Priesters entsprungenen Gotte natürlich nichts wußten, diese Kenntniß beizubringen und da sie sogar diesen „wahren Gott (zu dem sie nach den Worten der heiligen Schrift in der Angst ihres Herzens seufzten!) in ihrer Lage nicht einmal brauchen“ konnten, und da Moses andererseits „einen fabelhaften Gott ihnen nicht verkündigen wollte, weil er diese widrige Rolle verachtete,“ so blieb ihm „nichts Anderes übrig, als ihnen seinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.“ Als eine besondere Entdeckung Schiller's sind die letzten Worte auch im Text mit gesperrter Schrift gedruckt!

Und was Moses wollte, um die Wahrheit mit Hülfe des Betrugs zu verbreiten, gelang ihm trefflich. Durch seine Zauberkünste und Gaukeleien gewann er das Vertrauen des Volkes, bewog den Pharao, der in seinem Leben noch niemals solche Leistungen in der Zauberei gesehen hatte, die Hebräer zu entlassen, und spielte diesen dann die Komödie über das Gespräch im Dornbusche vor, welche „alle Requisite hatte, die sie haben mußte, um den Hebräern Glauben daran einzuflößen, und dieß war Alles, was sie sollte.“

Welche Stellung nimmt nun Moses in der Weltgeschichte ein?

„Moses ist der Erste, der es wagte, das geheimgehaltene Resultat der Mysterien, die Idee von dem höchsten Wesen nicht nur laut, sondern sogar zur Grundlage eines Staates zu machen. Er wird also zum Besten der Welt und Nachwelt ein Verräther der Mysterien. Freilich konnte er seinen Hebräern mit dieser neuen Religion nicht auch zugleich den Verstand mitgeben, sie zu fassen, und darin hatten die ägyptischen Epopten einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchstens nur blind

daran glauben.“ Mit diesen Worten schließt der Dichter seine Abhandlung.

Wir haben die zwei Abhandlungen Schiller's über die erste Menschengesellschaft und über Moses deßhalb ausführlicher besprochen, weil sich in ihnen am offenkundigsten zeigt, mit welcher Willkür der Dichter seine Quellen behandelte, und was eigentlich bei ihm der Satz zu bedeuten hatte: „Der Historiker müsse den gesammelten Stoff aus sich heraus zur Geschichte construiren.“ In den besagten Abhandlungen aber ist diese Willkür doppelt betrübend, weil sie sich ohne irgend welche gründliche Vorstudien in ärgerlichster Weise an den heiligen Urkunden vergreift, und ihre Wirkung ist doppelt gefährlich, weil der Dichter seine Phantasien in den Zauber einer hinreißenden Darstellung kleidet.

Wie aus einem Briefe an Körner vom 26. November 1790 hervorgeht, glaubte Schiller zur Zeit, wo er die Abhandlungen geschrieben, „der erste Geschichtschreiber in Deutschland werden zu können,“ und der katholische Coadjutor Dalberg in Mainz spendete seinem Talente als Historiker ein reiches Lob! Während Shakespeare, schrieb Dalberg an den Dichter am 2. November 1790, die geist- und lebensvollen Kinder seiner Phantasie in ein Drama und Robertson die Bruchstücke seines sammelnden und forschenden Geistes in eine Geschichte schmelze, vereinige er (Schiller) Beides: Bildungskraft und Forschungsgeist![15] „Man hat mir,“ heißt es in einem Briefe Schiller's an Körner vom 12. Januar 1791, „auf Veranstaltung des Coadjutors in Erfurt die Ehre angethan, mich zu einem Mitglied der churmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften aufzunehmen.“ Dalberg versprach dem Dichter auf Grund seiner Arbeiten eine Anstellung in Mainz. „Es waren heitere Tage,“ schrieb später Caroline v. Wolzogen über eine Zusammenkunft mit dem Coadjutor zu Erfurt, „und wir malten uns für die Zukunft oft ein herrliches Leben aus in der schönen Gegend von Mainz, unter unserm edlen Freund und Beschützer Dalberg“[16]. Und als die deßfallsigen Unterhandlungen wegen der französischen Revolutionswirren in's Stocken geriethen, finden wir den Dichter in einer eigenthümlichen Resignation. „Die mainzischen Aspecten,“ meldet er seinem Körner am 17. November 1792, „werden sehr zweifelhaft für mich; aber in Gottes Namen. Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, so kann

es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu schaffen." Man kann aus dieser Aeußerung, scheint uns, Vieles lernen, jedenfalls sollte sie zu einem milderen Urtheil über Johannes von Müller nicht außer Acht gelassen werden.

Die französische Revolution, die wir eben berührten, wirkte auf die historischen Anschauungen des Dichters reinigend und berichtigend ein.

Wenn wir bedenken, daß zur Zeit, wo sich Schiller's Genius entwickelte, im ganzen deutschen Reich kein öffentliches Leben existirte, die deutsche Kleinstaaterei weder politische Anschauungen noch Erfahrungen bieten konnte, und damit im Zusammenhang die gesammte Literatur, wie wir früher erörterten, sich von allen politischen Interessen abgewendet hatte, so wird es uns kaum wundern, daß Schiller den Staat für ein bloßes „Gedankenwerk", für „ein Geschöpf des Zufalls" erklärte, und keine Lust trug, sich irgendwie am „handelnden Leben" zu betheiligen [17]. Da erfolgten plötzlich die Ausbrüche der französischen Staatsumwälzung und überraschten den Dichter. Hatte er noch am Vorabend der Revolution geglaubt, daß sein Zeitalter „in thatenreicher Stille frei durch Vernunft" fortschreite, daß die „europäische Staatengesellschaft in eine große Familie verwandelt" sei; hatte er in befangenem Urtheil sein eigenes Zeitalter für das „reifste" der Geschichte, für das „Zeitalter der Vernunft" gehalten, zu dessen großartigem Aufbau alle frühern Zeiten ihr Material geliefert hätten, so sah er sich durch die blutigen Ereignisse in Frankreich und durch die Kriegsstürme, die alle Cultur zu vernichten drohten, in all' seinen Ansichten und Hoffnungen getäuscht. „Die neuerlichen Revolutionsspiele," schreibt er am 17. August 1792 an Körner, „kommen mir immer kindischer und erbärmlicher vor. Niedrige Kniffe auf der einen, Strohfeuer auf der andern Seite — ein ekelhaftes Schauspiel. Nie hat sich wohl die Armuth unseres Zeitalters an großen Männern deutlicher gezeigt." Von Mitgefühl ergriffen für den unglücklichen Ludwig XVI., dachte er sogar daran, zu dessen Gunsten eine eigene Schrift zu verfassen, um auf die verwirrten Köpfe der Franzosen zu wirken. „Es gibt Zeiten," schreibt er darüber an Körner am 21. Dezember 1792, „wo man öffentlich

sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein." Aber bevor der Plan zur Ausführung kam, war schon das Urtheil über den König gefällt, und Schiller wurde über die „elenden Schinderknechte" in Frankreich so empört, daß er nach einem Briefe an Körner vom 8. Februar 1793 keine Zeitung mehr lesen konnte.

Seitdem zog er sich immer mehr in die Welt seines Geistes zurück, und erwartete von der Kantischen Philosophie und von dem Cultus des Schönen die Erhebung der Menschheit. „Die eigentlichen Principien," sagte er im J. 1793 seinem Freund van Hoven, „welche einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zu Grunde gelegt werden müssen, sind noch nicht so gemein unter den Menschen; sie sind (indem er auf Kant's Kritik der praktischen Vernunft, die eben auf dem Tische lag, hinwies) noch nirgends als hier." Und um seine Abneigung gegen die Revolution zu begründen, fügte er die prophetischen Worte hinzu: „Die französische Republik wird ebenso schnell aufhören, als sie entstanden ist. Die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen, und früher oder später wird ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen, woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Theile von Europa machen wird" [18].

Seit der französischen Revolution änderten sich des Dichters Ansichten über Revolutionen im Allgemeinen.

Wie er in seinen Jugenddichtungen für alle Ideale der Revolution, für eine allgemeine Freiheit und Brüderlichkeit geschwärmt, so hatte er in seinen ersten Geschichtswerken über den Abfall der Niederlande und den dreißigjährigen Krieg die progressistischen Freiheitsideen der Zeit mit einem historischen Gewand umkleidet, und die subjective Eigenmacht und das Princip der alleinseligmachenden Vernunft auch in politischen Dingen mit blendender Rhetorik gefeiert. Auch in seinen Vorlesungen über die „Gesetzgebung des Lykurgus und Solon", die zuerst im zehnten Heft der Thalia erschienen, stellte er noch das Princip der absoluten Volkssouveränetät auf, und betonte, daß im Staate alle Gewalt vom Volke ausgehen müsse. Beide Vorlesungen sind in formeller Beziehung sehr bedeutend und stellen, wo sie sich den Berichten des Plutarch anschließen, manche Ereignisse und Einrichtungen klar und lebendig dar, aber

sie gehen von der damals herrschenden unhistorischen Anschauung aus, daß große nationale Gestaltungen sich unabhängig von geschichtlichen Verhältnissen, einzig und allein nach dem Calcul von einzelnen großen Individualitäten richten.

Viel objectiver schon spricht sich der Dichter in den im Jahre 1791—1792 unter dem Eindrucke der französischen Ereignisse geschriebenen Einleitungen zu den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully aus, in denen sich bereits eine gewisse Metamorphose in seiner politischen Denkart bemerklich macht. Diese Arbeit, die unter dem Titel: „Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen, bis zum Tode Karl's IX." in seine Gesammtwerke übergegangen ist, sehen wir mit Tomaschek [19] für Schiller's bedeutendste historische Arbeit an, und finden in ihr, trotz ihres ausgesprochenen protestantischen Charakters eine im Vergleich zu seinen übrigen historischen Producten höchst erfreuliche Unparteilichkeit. Denn kein Unbefangener wird es dem Dichter verargen, daß er sich mit Entrüstung äußert über die brutalen Grausamkeiten, mit denen die französische Regierung die Anhänger der neuen Lehre aus politischen Zwecken hinmartern ließ, während sie dieselben aus politischen Zwecken in Deutschland unterstützte, und daß er die Scheußlichkeiten der Bartholomäusnacht mit grellen Farben schildert. Hat man doch sogar in Staatsschriften mit französischem Hohn diese Grausamkeiten gegen die Hugenotten als „Aderlässe" bezeichnet, die „Se. Maj. der König anzuordnen geruhten", und hat doch selbst ein Mazarin zur Schande seines Purpurs den Ausspruch gethan, daß sogar der Bürgerkrieg ein „Reinigungsmittel" für Frankreich sei!

Gleich im Eingang seiner Abhandlung legt Schiller das Geständniß ab, daß die neuen kirchlichen Lehrmeinungen in Frankreich nur zum Unglück des Landes gedient haben. „Schon eilte Frankreich", entwickelt er, „mit schnellen Schritten seiner Civilisirung entgegen. Die neuen Meinungen erscheinen, und gebieten diesem schönen Anfang einen traurigen Stillstand. Der Geist der Intoleranz und des Aufruhrs löscht den noch schwachen Schimmer der Verfeinerung wieder aus, und die schreckliche Fackel des Fanatismus leuchtet. Tiefer als je stürzt dieser unglückliche Staat in seine barbarische Wildheit zurück, das Opfer eines langwierigen verderblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeiz ent-

flammt, und ein wüthender Religionseifer zu einem allgemeinen Brand vergrößert." Und in den durch die Reformation veranlaßten confessionellen Kämpfen war in Frankreich, wie im übrigen Europa die Religion größtentheils nicht Zweck, sondern nur Mittel für politische Bestrebungen. „So feurig auch das Interesse war, mit welchem die eine Hälfte Europens die neuen Meinungen aufnahm und die andere dagegen kämpfte, so eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für sich selbst ist, so waren es doch größtentheils sehr weltliche Leidenschaften, welche bei dieser großen Begebenheit geschäftig waren, und größtentheils politische Umstände, welche den unter einander in Kampf begriffenen Religionen zu Hülfe kamen. In Deutschland, weiß man, begünstigte Luther und seine Meinungen das Mißtrauen der Stände gegen die wachsende Macht Oesterreichs; der Haß gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquisitionsgericht vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Protestanten ... Eine Reihe schwachköpfiger, zum Theil minderjähriger Könige, eine schwankende Staatskunst, die Eifersucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortschritte der neuen Religion in Frankreich bestimmen."

Nachdem Schiller dann mit großem Talent uns die feindlichen Parteien in ihren Hauptrepräsentanten vorgeführt, zeigt er, daß das öffentliche Vorgehen der lothringischen Prinzen gegen den Calvinismus „den mißvergnügten Großen eine erwünschte Gelegenheit gegeben, die ganze reformirte Partei gegen das Ministerium in Harnisch zu bringen, und die Sache ihrer gekränkten Ehrsucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen protestantischen Kirche zu machen." „Jetzt also geschah die unglücksvolle Verwechselung politischer Beschwerden mit Glaubens-Interessen, und wider die politische Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hülfe gerufen." Die Mißvergnügten versammelten sich auf einem Schlosse des Prinzen von Condé, faßten dort den Plan, den König aus der Mitte seiner Minister zu entführen, und „da sich die ganze Unternehmung als eine Religionssache abschildern ließ, so hielt man sich der kräftigsten Mitwirkung der Calvinisten versichert." Der Prinz von Condé war der eigentliche Chef der ganzen Unternehmung, aber er wollte noch unsichtbar bleiben, und gab deßhalb der Partei einen untergeordneten sichtbaren Anführer in der Person eines gewissen Renaudie,

eines Edelmannes aus Perigord, der „Verbrechen halber längst schon die Rolle eines Flüchtlings hatte spielen müssen," der aber jedem kühnen Streiche gewachsen war und im J. 1560 seine Edelleute in Nantes versammelte. Schiller vergleicht nun die Verschwörung in Nantes mit dem einige Jahre später in Brüssel angezettelten Complott der niederländischen Großen, welches er in seinem Abfall der Niederlande geschildert hatte; aber wie verschieden ist sein jetziges Urtheil über die Revolutionspartei von jenem, welches er früher ausgesprochen! In Nantes, wie in Brüssel, sagt er, „ist es der rechtmäßige Oberherr, den man gegen die Anmaßungen seines Ministers zu vertheidigen scheinen will, während man kein Bedenken trägt, eines seiner heiligsten Rechte, seine Freiheit in der Wahl seiner Diener, zu kränken; dort wie hier ist es der Staat, den man gegen Unterdrückung sicher zu stellen sich das Ansehen geben will, indem man ihn doch offenbar allen Schrecknissen eines Bürgerkrieges überliefert." Er schildert dann diese Schrecknisse eines Bürgerkrieges, „wo das Ehrwürdige geschändet, das Heilige entweiht, das Unwandelbare aus seinen Fugen gerückt ist, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken," und macht das unbefangene Zugeständniß: „Aus dem Schooße der reformirten Religion ging der finstere grausame Geist hervor, der ihm (dem Bürgerkrieg) diese unglückliche Richtung gab, der alle diese Unthaten erzeugte... Der Charakter der ganzen Partei mußte mit diesem düstern und knechtischen Glauben verwildern. Jede Spur des Papstthums setzte den Schwärmergeist der Calvinisten in Wuth; Altäre und Menschen wurden ohne Unterschied seinem unduldsamen Stolz aufgeopfert... Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten sie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bittersten Spott, und beflissen sich mit absichtlicher Grausamkeit, die Gegenstände ihrer Anbetung durch einen barbarischen Muthwillen zu entehren. Sie rissen die Kirchen ein, schleiften die Altäre, verstümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen, oder schändeten sie durch den niedrigsten Gebrauch, durchwühlten sogar die Gräber, und ließen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, daß so empfindliche Kränkungen zur schrecklichsten Wiedervergeltung reizten, daß alle katholische Kanzeln von Verwünschungen gegen die ruchlosen Schänder des

Glaubens ertönten, daß der ergriffene Hugenotte bei den Papisten keine Barmherzigkeit fand ..." Und an einer andern Stelle sagt er von den Hugenotten: „Ihre Mordgier öffnet sich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blute dieser Unschuldigen befleckt. Mit erfinderischer Wuth schärften sie durch den bittersten Hohn noch die Qual des Todes, und oft konnte der Tod selbst ihre thierische Lust nicht stillen. Sie verstümmelten selbst noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den rasenden Geschmack, sich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen. Ein Anderer ließ eine Hydra auf seine Fahnen malen, deren Köpfe mit Cardinalshüten, Bischofsmützen und Mönchskapuzen auf das Seltsamste ausstaffirt waren. Er selbst war daneben als ein Herkules abgebildet, der alle diese Köpfe mit starken Fäusten herunterschlug. Kein Wunder, wenn so handgreifliche Symbole die Leidenschaften eines fanatischen rohen Haufens noch heftiger entflammten, und dem Geist der Grausamkeit eine immerwährende Nahrung gaben. Die Ausschweifungen der Hugenotten wurden von den Papisten durch schreckliche Repressalien erwiedert ..."

Die in dieser Geschichte der Unruhen in Frankreich schon augenscheinliche Metamorphose in der politischen Denkart des Dichters bildete sich später bis zu einer vollständigen Verwerfung eines jeglichen revolutionären Gebahrens aus. Durch die Ereignisse der französischen Revolution darüber belehrt, wohin die Glückseligkeitstheorien der politischen Weltverbesserer führten, sprach er im J. 1795 am Schlusse seiner Abhandlung „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" seinen Unwillen über Jene aus, „die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Gräuel der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elend preiszugeben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen." „Die scheinbare Uneigennützigkeit von gewissen Tugenden," fährt er fort, „gibt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht in's Angesicht zu trotzen, und Manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus und vernünftiger als die Vernunft sein will."

Schärfer noch tritt die Umwandlung seiner politischen Gesinnungen hervor in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls Vieilleville", die er im J. 1797 in den Horen herausgab. Vieilleville, der als treuer Anhänger des alten Glaubens und des Thrones in den französischen Bürgerkriegen des sechszehnten Jahrhunderts eine hervorragende Rolle spielte, genießt die volle Bewunderung des Dichters, weil er „bis zur Strenge ein Freund der Ordnung und bei aller Liberalität der Gesinnung furchtbar und unerbittlich war gegen die Feinde des Gesetzes." „Er war dem Throne," sagt er, „ob er gleich die Personen dreimal auf demselbigen wechseln sah, ohne Wanken mit gleicher Beharrlichkeit ergeben, und wußte denselben so innig mit der Person des Fürsten zu vermengen, daß seine pflichtmäßige Ergebenheit gegen den jedesmaligen Thronbesitzer alle Wärme einer persönlichen Neigung zeigte..." „Er bekannte sich zu der Klasse der Gemäßigten, die man unter dem Namen der Politiker zu verspotten glaubte; eine Klasse, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Gährung das Schicksal gehabt hat, beiden Theilen zu mißfallen, weil sie beide zu vereinigen strebt." Darum eben gefiel er dem Dichter. „Den Ruhestörern," heißt es am Schluß, „war er durch seinen Muth, seine Klugheit und seine Gerechtigkeitsliebe und durch sein Ansehen in dem Weg gestanden; darum brachten sie ihn aus der Welt." Im Gegensatz zu seiner frühern rhetorisch-poetischen Methode, in der er in der Behandlung historischer Gegenstände überall seine Subjectivität in den Vordergrund drängte, ist der Dichter in diesen „Denkwürdigkeiten" durchaus objectiv; seine Person tritt ganz zurück, und die Erzählung ist ruhig, klar und leidenschaftslos. Und darin müssen wir das Resultat einer reiferen Entwicklung Schiller's und eine Frucht seines Umganges mit Göthe erkennen, über den er am 9. Nov. 1795 an Wilhelm v. Humboldt schrieb: „Sie kennen seine solide Manier, immer von dem Object das Gesetz zu empfangen"[20].

Auch in der Beurtheilung des Mittelalters wurden die Anschauungen des Dichters viel unbefangener und objectiver. Obgleich ihm in seiner zuerst als Einleitung zum dritten Bande der historischen Memoiren herausgegebenen Abhandlung: „Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I." die „Herrschsucht der Päpste" für die

menschliche Freiheit noch immer gefährlich erscheint und er von den „Fallstricken ihrer verborgenen Staatskunst“ redet, so zollt er doch der päpstlichen Politik im Allgemeinen ein so bewunderndes Lob, daß man Johannes v. Müller zu hören glaubt. „Man sah,“ sagt er, „Kaiser und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugsame Krieger im Drang der Umstände Rechte aufopfern, ihren Grundsätzen ungetreu werden und der Nothwendigkeit weichen; so etwas begegnete selten oder nie einem Papste. Auch wenn er im Elend umherirrte, in Italien keinen Fuß breit Landes, keine ihm holde Seele besaß, und von der Barmherzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er standhaft über den Vorrechten seines Stuhles und der Kirche. Wenn jede andere politische Gemeinheit durch die persönlichen Eigenschaften derer, welchen ihre Verwaltung übertragen ist, zu gewissen Zeiten etwas gelitten hat, oder leidet, so war dieses kaum jemals der Fall bei der Kirche und ihrem Oberhaupt. So ungleich sich auch die Päpste in Temperament, Denkart und Fähigkeit sein mochten, so standhaft, so gleichförmig, so unveränderlich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart schien in ihr Amt gar nicht einzufließen; ihre Persönlichkeit, möchte man sagen, zerfloß in ihrer Würde, und die Leidenschaft erlosch unter der dreifachen Krone. Obgleich mit jedem hinscheidenden Papste die Kette der Thronfolge abriß, und mit jedem neuen Papst wieder frisch geknüpft wurde, — obgleich kein Thron in der Welt so oft seinen Herrn veränderte, so stürmisch besetzt und so stürmisch verlassen wurde, so war dieses doch der einzige Thron in der christlichen Welt, der seinen Besitzer nie zu verändern schien, weil nur die Päpste starben, aber der Geist, der sie belebte, unsterblich war.“ Für die Geschichtschreibung ist in derselben Abhandlung, wie man neuerdings mit Recht hervorgehoben [21], noch immer bedeutend die kräftige und markirte Schilderung der Normannen und ihrer Eroberungen, die von den großen Fortschritten Schiller's in der Zeichnung concreter Verhältnisse zeugt, und bemerkenswerth bleibt das Urtheil, welches der Dichter über den edlen, aber vielgeschmähten und als „römischen Kammerknecht“ verachteten Kaiser Lothar III. fällt. „Lothar von Sachsen,“ sagt er, „war ein eben so wohldenkender, als tapferer und staatsverständiger Fürst.“ Die Specialforschungen über den Kaiser von Gervais und Jaffé haben dieses Urtheil vollständig bestätigt.

Und wenn wir uns an die früher mitgetheilten Aussprüche des Dichters über mittelalterliche „Barbarei" erinnern und über den „Geist der Finsterniß", der damals vorherrschend gewesen, so müssen uns die Betrachtungen, die er nach der französischen Staatsumwälzung über das Mittelalter im Vergleich mit seinem eigenen Jahrhundert anstellte, ganz überraschen. „Man muß gestehen," schreibt er im Jahr 1792 in der Vorrede zu einer Geschichte des Malteserordens nach Vertot, „daß wir die Ueberlegenheit unserer Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind, auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verräth weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnöthigte. Was wir auch vor jenen finsteren Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vortheilhafter Tausch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten, stolz zu sein. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurtheile, gemäßigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind — kostet uns das wichtige Opfer practischer Tugend, ohne die wir unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Cultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Glut der Begeisterung in unsern Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie des Charakters vernichtet."... Und obgleich der Dichter nicht blind ist gegen die Vorzüge seiner eigenen Zeit, so sagt er doch: „Was der Verfasser der Einleitung zu nachstehender Geschichte jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet, jene practische Stärke des Gemüthes nämlich, das Theuerste an das Edelste zu setzen und einem bloß idealischen Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, bin ich sehr bereit zu unterschreiben.... Die Menschheit war offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war, wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht." Dann fährt er fort: „Es ist der christlichen Religion von berühmten

Schriftstellern der Vorwurf gemacht worden, daß sie den kriegerischen Muth ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter= und Templerordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das begeisternde Phantom der Weltherrschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für sein Verdienst schon von ferne zeigte. Der Muth jener christlichen Helden entbehrte diese Hülfe, und hatte keine andere Nahrung, als sein eigenes unerschöpfliches Feuer....." „Ein feuriger Rittergeist verbindet sich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisciplin, die strenge Selbstverleugnung, welche das Christenthum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äußern Feind der Religion einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden, und mit gleichem Heroismus ihren mächtigen Gegnern von innen, dem Stolz und der Ueppigkeit, einen ewigen Krieg zu schwören." Und vorher: „Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschaar heimkehrt, und anstatt sich die siegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht, — wenn diese Löwen im Gefecht hier am Krankenbette eine Geduld, eine Selbstverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt, — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes willen die Speise reicht, und sich keinem der verächtlichen Dienste entzieht, die unsere verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren?" Eine gleiche Bewunderung äußert der Dichter im J. 1795 in dem schönen Gedicht: „Die Johanniter", welches er mit den Worten schloß:

„Religion des Kreuzes! Nur du verknüpfest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich."

Schiller erkannte dem Mittelalter den Vorzug der Charakterkraft und Mannesstärke vor seinem eigenen Zeitalter zu, pries die practische Stärke des Gemüths, „das Theuerste an das Edelste zu setzen", als die schönste Eigenschaft der von ihm früher verachteten Jahrhunderte, fand die Quelle jener Kraft in dem Christenthum, und nach einem Brief an Göthe vom 17. Aug. 1795 überhaupt „in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten", und dennoch nahm er damals bei seinem rastlosen Streben, um seinem Zeitalter die ihm fehlenden Eigenschaften des Gemüthes und des Charakters wieder zu verschaffen, keine Rücksicht auf diese Religion. Die großen Ereignisse seiner Zeit hatten, wie er einsah, ein „kleines Geschlecht" gefunden, und er wollte dieses Geschlecht heben mit der ganzen Kraft seines Genius und dem ganzen Adel seiner Gesinnung, aber heben lediglich — durch die Kunst.

Dieß zeigt sich besonders in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, welche im Jahr 1795 in den Horen erschienen. Er sprach in denselben sein politisches Glaubensbekenntniß aus. „Ich muß gestehen," schreibt er am 20. Oct. 1794 an Göthe, „daß meine wahre ernstliche Meinung aus diesen Briefen spricht. Ich habe über den politischen Jammer noch nie eine Feder angesetzt, und was ich in diesen Briefen davon sage, geschah bloß, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu sagen; aber ich glaube, daß das Bekenntniß, das ich darin ablege, nicht ganz überflüssig ist."

Sein Gedankengang in diesen Briefen ist folgender. In der französischen Staatsumwälzung haben die niedern und zahlreichen Klassen des Volkes ihre rohen, gesetzlosen Triebe gezeigt, die nach dem aufgelösten Band der bürgerlichen Ordnung zu ihrer thierischen Befriedigung eilten, und die civilisirten Klassen haben den noch widrigeren Anblick der Schlaffheit und Depravation gegeben, die um so mehr empören mußte, weil die Cultur selbst ihre Quelle war. Weil nun der Staat diese Uebel hervorgerufen, so kann der Staat sie nicht aus sich selber heilen, und weil die politischen Verbesserungen nur aus der Veredlung des Charakters hervorgehen, der Charakter aber sich unter barbarischen Verfassungen nicht veredeln kann, so muß man zu diesem Zwecke ein vom Staat unabhängiges Mittel und Werkzeug aufsuchen, man muß Quellen er-

öffnen, die sich bei aller politischen Verderbniß rein und lauter erhalten. Diese Quellen aber fließen in der schönen Kunst. Die Kunst ist ihm das Mittel zur Veredlung der Menschheit, und die Religion kommt dabei gar nicht zur Sprache. Wenn er früher in seiner schönen Abhandlung „Ueber Anmuth und Würde" die ästhetische Bildung nur als eine Vorstufe zur moralischen angesehen hatte, so erschien ihm jetzt die moralische nur als eine Nachhülfe der ästhetischen. Ja er ging in einem Briefe an Göthe vom 9. Juli 1796 so weit, zu behaupten, daß in der „ästhetischen Geistesstimmung" die „gesunde und schöne Natur keine Moral, kein Naturrecht, keine Gottheit, keine Unsterblichkeit" nöthig habe!

Schiller wollte die politischen Probleme der Zeit lösen, indem er seinen Weg durch die ästhetischen Probleme nahm, „weil es die *Schönheit* ist, durch welche man zu der Freiheit wandelt." Und weil die Schönheit vorzugsweise in der hellenischen Welt zum Ausdruck gekommen, so theilte der Dichter immer noch jene Bewunderung für das classische Heidenthum, wie sie sich durch die Humanisten, durch die Renaissance und die moderne Philosophie in Deutschland eingebürgert hatte. Im sechsten Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen beklagt er, im Vergleich mit dem Griechenthum, die spätern Zeiten. „Auseinandergerissen wurden jetzt", sagt er, „*der Staat und die Kirche*, die Gesetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zwecke, die Anstrengung von der Belohnung geschieden.... Selbst der karge, fragmentarische Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbstthätig geben, sondern wird ihnen mit scrupulöser Strenge *durch ein Formular vorgeschrieben, in welchem man ihre freie Einsicht gebunden hält.*" Man ist deßhalb neuerdings viel zu weit gegangen, wenn man dem Dichter für seine Entwicklungsperiode seit dem Jahr 1792 eine specifisch-christliche Weltanschauung zugeschrieben und die Behauptung ausgesprochen hat, er sei seit jener Zeit „seiner innersten Neigung, Gesinnung und Beistimmung nach Christ und Katholik gewesen" [22]. Wie wenig Schiller auf dem Boden des positiven Christenthums stand und wie wenig er als Historiker trotz seiner geläuterten Einsichten, von denen wir oben gesprochen, eine christliche Weltanschauung vertrat, zeigen seine prosaischen Schriften und seine Briefe auch seit dem Jahr

1792 mit einer Deutlichkeit, die keinen Zweifel übrig läßt. So urtheilt er über Kant's Werk: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ am 28. Febr. 1793 an Körner: „Einer der ersten Grundsätze darin ist empörend für mein und wahrscheinlich auch dein Gefühl. Er behauptet nämlich eine Propension des menschlichen Herzens zum Bösen, das er das radicale Böse nennt..... Der Angriff, die Erklärung als philosophische Mythe, die Vorstellung des Himmels und der Hölle, das Reich Gottes und alle diese Vorstellungen sind auf's Glücklichste erklärt.“ Und die Anschauungen des Zaubers abwehrend, antwortet Körner ihm am 4. März: „Mit seinem (Kant's) radicalen Bösen werde ich mich schwerlich aussöhnen. Ich kenne keinen Satz der Dogmatik — selbst die Ewigkeit der Höllenstrafen nicht ausgenommen — der mir so verhaßt wäre... Bei Erklärung der christlichen Mythologie (d. h. der religiös-christlichen Lehren) hat Kant viel Witz zeigen können. Doch ist auch in dem Stoff eine gewisse Biegsamkeit, die dergleichen Bemühungen erleichtert.“ Und über dasselbe Werk des Königsberger Philosophen, von dem er sich, abgesehen von dem Satz über das radicale Böse, förmlich „hingerissen“ fühlte, schreibt Schiller am 30. März 1793 an Fischenich [23]: „Die Erklärung, die Kant dem christlichen Religionsbegriff unterlegt, ist eben so treffend als überraschend. Freilich geht er damit so frei um, wie die griechischen Dichter und Philosophen mit ihrer Mythologie, und er ist so aufrichtig, sich auf sie zu berufen, um seine Freiheit damit gewissermaßen zu entschuldigen.“ Im Jahre 1796 erklärte Schiller in seiner Abhandlung „Ueber sentimentale und naive Poesie“ den Kirchenglauben der neueren Nationen für eine Eingebung der „grübelnden Vernunft“, und noch im Jahr 1797 hielt er, nach einem Briefe an Göthe, die Unächtheit des alten und neuen Testamentes für entschieden. „Ihre Entdeckungen in den fünf Büchern Mosis, schreibt er an Göthe am 14. April 1797, belustigen mich sehr... So viel ich mich erinnere, haben Sie schon vor etlichen und zwanzig Jahren mit dem neuen Testament Krieg gehabt. Ich muß gestehen, daß ich in Allem, was historisch ist, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich so entschieden mitbringe, daß mir Ihre Zweifel an einem einzelnen Factum noch sehr raisonnabel vorkommen. Mir ist die Bibel nur wahr, wo sie naiv ist; in allem andern,

was mit einem eigentlichen Bewußtsein geschrieben ist, fürchte ich einen Zweck und einen spätern Ursprung"[24]. Bei solchen Ansichten kann es uns nicht Wunder nehmen, daß dem Dichter noch im Jahr 1801 in seiner Abhandlung: „Ueber das Erhabene" die ganze Weltgeschichte nur in sofern als ein erhabenes Object erscheint, als sie „den Conflict der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen und die Unabhängigkeit desselben von Naturbedingungen zeige, als sie ein Gemälde der in den Kampf mit dem Schicksal eingehenden Menschheit sei."

Die „Conversion" Schiller's, von der man gesprochen, fand nur in sofern statt, als der Dichter aus der Periode eines entschiedenen Unglaubens nicht bloß in die Zeit eines neu erwachten religiösen Bedürfnisses eintrat und in seiner spätern Entwicklung neben der Kunst, die er lange Jahre hindurch für die einzige Bildnerin des Menschengeschlechtes erklärt hatte, auch die Bedeutung der Religion anerkannte, sondern auch allmählich ein tieferes Verständniß der christlichen Vergangenheit gewann und eine sittlich-christliche Weltanschauung in seinen Werken ausprägte. In all' seinen bedeutenden Dichtungen der spätern Periode lassen sich antirevolutionäre Grundsätze und specifisch-christliche Sympathien nachweisen, aber der Dichter blieb doch weit vom Glauben entfernt und erhob sich nie zur vollen Anerkennung der objectiven Wahrheit des Christenthums.

Unbefriedigt, wie wir früher auseinandersetzten, von dem, was ihm in den Jünglingsjahren als Christenthum geboten wurde, wandte sich Schiller vom Lichte des Evangeliums weg, und blieb während seines ganzen Lebens ein Hauptrepräsentant der „Suchenden" des Jahrhunderts, die unermüdet den Spuren der verlornen Wahrheit nachgingen. Weil ihm die Quelle der Wahrheit unbekannt, so suchte er in sich selbst die Quelle, um seinen Durst nach Wahrheit und Selbsterkenntniß zu stillen, und wer ihn in seinem hohen, sittlichen Ernst und in den Kämpfen seiner starken männlichen Seele verfolgt, wird ihm alle Achtung zollen, die ein offenes, redliches und mit Selbstaufopferung verbundenes Streben verdient. Schiller's Leben lehrt uns, daß ohne lebendiges, positives Christenthum alles geistige Ringen und aller poetische Idealismus zur innern Befriedigung nicht ausreicht, daß aller Cultus des Ideals, nach Balzac's treffendem Ausspruch, nur eine unselige, menschliche

Religion ist; aber darin liegt für Jeden, der sich mit Schiller eingehend beschäftigt, das Erhebende und Veredelnde, daß er den Dichter in stetem Streite mit sich und der Welt, mit der Philosophie des Zeitalters und mit seiner eigenen Kunst immer reifer werden, und durch den rastlosen innern Kampf immer mehr den Wahrheiten des Christenthums sich nähern sieht. Am Ende seines Lebens kehrte der Dichter nach langen Zweifeln und Irrthümern zur Ahnung dessen zurück, „von dem sein Gemüth in frommer Kindheit in wunderbaren Anklängen berührt worden“ [25].

Belegstellen.

Einleitung.

[1] Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft von Karl Tomaschek (Wien bei Gerold 1862) 69—136.

[2] Schiller und seine Zeitgenossen von Julian Schmidt (Leipzig bei Herbig 1859) 205—246, 74 und 133 Nr. 13.

[3] Schiller's Geistesgang von A. Kuhn (Berlin bei Warnsdorff 1863) S. 154—196.

[4] Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft von C. Twesten (Berlin bei Guttentag 1863) 128—155. Was Palleske in „Schiller's Leben und Werke" (Berlin bei Dunker 1859) 2, 141 ff. über die historischen Schriften des Dichters beibringt, ist sehr dürftig. — Das größte Lob wird Schiller's historischen Werken im Morgenblatt (Jahrg. 1861, Nr. 37) gespendet, wo es unter Anderm heißt, der Dichter habe freilich die Quellen „nicht mit einer sich an das Wort hängenden Aengstlichkeit benutzt," aber sein „psychologischer Tact und poetischer Instinct" habe ihm das Richtige gezeigt, und dadurch habe er „das sittliche Resultat der von ihm behandelten Geschichtsperioden mit so überzeugender Klarheit festgestellt, daß die folgende durch die entgegengesetztesten Auffassungen verwirrte und irregeführte Zeit zu seiner Darstellung wie zu einem untrüglichen Leitstern ihre Zuflucht nehmen konnte." — Vgl. auch Karl Hagen's Festrede auf Schiller als Historiker in dessen „Reden und Vorträge" (Bern bei Jent 1861) 205 ff.

[5] Schiller's Briefwechsel mit Körner von 1784 bis zum Tode Schiller's. Vier Bände. Zweite Ausgabe. Leipzig bei Veit 1859. Vgl. Hermann Marggraff's „Schiller's und Körner's Freundschaftsbund". Leipzig bei Veit 1859. „Schwerlich hat irgend ein Schriftsteller," sagt mit Recht Franz Hoffmann in seiner akademischen Festrede zur Feier des hundertjährigen Geburtstages F. Schiller's (Würzburg bei Thein 1859, S. 24) über obige Schrift, „unsern Schiller in Rücksicht seiner staunenswürdigen Energie, praktisch-umsichtigen Thatkraft und erhebenden Geistes- und Willensstärke im Ertragen furchtbarer körperlicher Leiden so treu und wahr geschildert, als H. Marggraff."

I. Beginn der historischen Arbeiten Schiller's und Geschichte des Abfalls der Niederlande 1786—1788.

[1] Schiller's Geschichte von Würtemberg bis zum J. 1740 wurde zum erstenmal herausgegeben in der „Würtembergischen Volksbibliothek" und aus dieser besonders abgedruckt zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des Verfassers in Stuttgart bei Scheber 1859.

[2] Schiller's Leben von C. v. Wolzogen (Stuttgart bei Cotta 1830. 2 Bde.) 1, 43 ff. Vgl. Palleske 1, 266.

[3] Schiller's Briefwechsel mit Körner 1, 57.

[4] Lessing's Sämmtliche Schriften 6, 140.

[5] Vgl. Anmerk. 8 und 12. Für den Fiesco studirte der Dichter, gemäß seiner Vorrede zu diesem Drama, „des Cardinals von Retz Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque, die Histoire des Conjurations, die Histoire de Gènes und den dritten Theil von Robertson's Geschichte Karl's V." Dem Don Carlos liegt vorzugsweise St. Real's s. g. Geschichte desselben zu Grunde. In der „Vorrede zu den Scenen des Don Carlos in der Thalia 1785" bei Hoffmeister, Nachlese zu Schiller's Werken (Stuttgart bei Cotta 1858) 4, 215 erwähnt der Dichter auch den Ferreras, und verlangte von Reinwald (vgl. Schiller's Leben von C. v. Wolzogen, 45) für sein Drama Brantome's Geschichte Philipp's II.

[6] Vgl. Hoffmeister, Nachlese 4, 145.

[7] Vgl. Tomaschek 38.

[8] Die Abhandlung erschien zuerst im zweiten Heft der von Schiller herausgegebenen Rheinischen Thalia 1786. Abgedruckt bei Hoffmeister, Nachlese 4, 241—266.

[9] Vgl. die Stellen zum Geisterseher bei Hoffmeister, Nachlese 4, 280.

[10] Vgl. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Vierte Ausgabe (Leipzig bei Engelmann 1853) 5, 337.

[11] Discussion historique et critique sur la conjuration de Venise et sur l'histoire de cette conjuration écrite par St. Réal. Paris 1756.

[12] Vgl. Hoffmeister, Nachlese 4, 377, wo von S. 301—377 der Aufsatz abgedruckt ist. Vgl. auch die Beurtheilung von St. Real's Roman bei Hoffmeister, Schiller's Leben, Geistesentwicklung und Werke (Stuttgart bei Cotta 1837—1842) 2, 9 ff.

[13] Vgl. Schiller's Brief vom 6. Oct. 1787 (an Haug?) in dem literarischen Nachlaß der Frau Caroline v. Wolzogen (Leipzig bei Breitkopf und Härtel 1849) 2, 471—472.

[14] Schiller's Brief an Körner vom 28. Juli 1787.

[15] Schiller's Brief an Körner vom 29. Aug. 1787.

[16] Vgl. den Anm. 13 citirten Brief.

[17] Schiller's Brief an Körner vom 2. Febr. 1789.

[18] Schiller's Brief an Körner vom 9. März 1789.

[19] Schiller's Brief an Körner vom 12. Aug. 1787.

[20] Schiller's Brief an Körner vom 7. Dec. 1784.

[21] Wie ganz anders urtheilt Schiller in seiner spätern Periode in einem Brief an Fichte vom 3. Aug. 1795: „Es gibt nichts Roheres als den Geschmack des jetzigen deutschen Publikums, und an der Veränderung dieses elenden Geschmackes zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens." Schiller's und Fichte's Briefwechsel (Berlin bei Veit 1847) 46.

[22] Schiller's Brief (an Haug?) vom 6. Oct. 1787. Vgl. Anm. 13.

[23] Schiller's Briefwechsel mit Körner 2, 243.

[24] Schiller's Briefwechsel mit Körner 2, 280.

[25] Schiller und Lotte (Stuttgart bei Cotta 1856) 160.

[26] Die „Vortrefflichkeit" von Watson's Geschichte Philipp's II. kann sich nur auf den Stil und auf die Gruppirung der Thatsachen beziehen, nicht aber auf ein gründliches Quellenstudium. König Philipp's II. neuester Biograph, W. Prescott, sagt in der Vorrede zu seiner History of the reign of Philip the Second (London bei G. Routledge & Comp. 1857) vol. 1, 1. über seinen Vorgänger, daß es nicht geläugnet werden könne: „that Watson himself was not so solicitous as he schould have been to profit by opportunities which a little pains might have put within his reach . . . that he contendet himself too easily with such cheap and common place materials as lay directly in his path; and that, consequently, the foundations of his history are much too slight for the superstructure." Als Entschuldigung für diese Mängel führt Prescott an: „But the public, in Watsons days, were not very fastidions an regard to the sources of the information on which a narrative was founded."

[27] Vgl. Gervinus 5, 338.

[28] Die deutsche Uebersetzung des Werkes war 1757 bei Weidmann in Leipzig erschienen.

[29] Florentii Van der Haer (nicht van der Haar, wie im Text irrig steht): De initiis tumultuum Belgicorum libri duo. Duaci 1587.

[30] Tomaschek 76.

[31] Mémoires pour servir à l'histoire du Cardinal de Granvelle, par Dom Prosper Levesque. Paris 1753. 2 voll. — Histoire du Cardinal de Granvelle, par M. Luc. Denans de Courchelet. Bruxelles 1784. 2 voll.

[32] In den Anm. 31 citirten Memoiren Granvell's.

[33] Jul. Schmidt 211 sagt über Schiller's Abfall der Niederlande: „Leider ist dazwischen eine kleine Charlatanerie eingeschoben: Schiller zählt die Quellenschriftsteller auf, die er gelesen haben will, und versäumt nicht, dieselben auf jeder Seite zu citiren. Und doch hat sich augenscheinlich seine Arbeit im besten Fall darauf beschränkt, die Citate seiner leitenden Quelle, die ihm, was er an Material brauchte, in zweckmäßigen Uebersetzungen gab, zu verificiren — was höchst überflüssig gewesen wäre, da er nicht im Stande war, den Werth der Quellen zu beurtheilen." Gegen ihn Tomaschek 74 und 133 Anm. 13.

[34] Nicolai Burgundi Historia Belgica. Ingolstadi 1629.

[35] In der Collection de documents inédits contenant l'histoire de la Belgique publ. par Gachard (Bruxelles 1833) 1, 313 sq.

[36] Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande 3, 25—26.

[37] Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande 3, 64. — Für die Art, wie Burgundus rhetorisch ausschmückt, und Schiller seinerseits ihn wiederum rhetorisch verarbeitet, vgl. man ferner die Rede, welche Viglius bei Burgundus 94—96 hält, mit der Vita Viglii (die dem Burgundus seiner Vorrede nach vorlag) in Hoynk van Papendrecht Analecta Belg. 1, 40 sq., und Schiller 189—197; ferner die Vita Viglii 42 mit Burgundus 102—103 und Schiller 201; ferner Philipp's II. Antwort an den Grafen Egmont aus dem J. 1565 bei Strada (De bello Belgico decas prima, Romae 1637) 215—216 und Mémoires de Viglius et d'Hopperus (neue Ausgabe: Bruxelles 1858) 269—270 mit Burgundus 104—106; ferner den Brief der niederländischen Großen an Philipp II. vom 29. Juli 1563 bei Hopper (in der citirten neuen Ausgabe) 253—254 mit Burgundus 69—70. Schiller 165 macht aus Burgundus und Hopper einen neuen Brief, und citirt dazu die Vita Viglii, wo kein Wort davon steht.

[38] Ranke Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber 28.

[39] Hoffmeister, Nachlese 4, 397.

[40] Vgl. Twesten 9—19.

[41] Vgl. Tomaschek 37. Twesten 14.

[42] Vgl. Kuno Fischer, Selbstbekenntnisse Schiller's (Frankfurt 1858) 37 ff.

[43] Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande 2, 559.

[44] Näheres bei Janssen, Ueberblick über die erste Periode der niederländischen Revolution des 16. Jahrhunderts in der deutschen Ausgabe der Civiltà (Münster 1855), Jahrg. 1, 35—36.

[45] Hug. Grotii Annales et Historiae. Amstelaedami 1658.

[46] Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat (Stuttgart 1861) 60 ff.

[47] Vgl. Corp. Reformat. 2, 307, 911.

[48] Vgl. die Citate bei Lingard, Geschichte von England 8, 139 und bei Döllinger 70.

[49] Guizot Musée des protestants célèbres 99.

[50] Hugo Grotius spricht sich darüber in den Annales 1, 16 sehr klar aus. Von neueren protestantischen Historikern vgl. Th. Juste, Histoire de la Révolution des Pays-Bas sous Philippe II. (Bruxelles 1860, 2 voll.) 1, 311. — Ueber die Anzahl der den Inquisitionsgerichten Verfallenen vgl. Janssen 1, 37. Die dort angezogene Schrift Wesenbeke's ist seitdem unter dem Titel: Mémoires de Jacques de Wesenbeke (Bruxelles 1859) von C. Rahlenbeck herausgegeben worden. Wesenbeke ist in seinen Angaben um so unverdächtiger, weil er, als eifriger Anhänger der neuen Lehre, selbst Verfolgungen erlitt.

[51] Vgl. Hoffmeister, Nachlese 4, 380 ff.

[52] Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande 3, 27.

[53] Hierüber ein wichtiges Memoire in Groen van Prinsterer's **Archives ou Correspondance inédite de la maison d'Orange Nassau (Leyde 1841) 1, 37 sq.** Vgl. **Gerlache Histoire du Royaume des Pays-Bas (Bruxelles 1842) 71. Juste 1, 251 sq.**, wo genauere Angaben über die ungeheuere Schuldenlast des niederländischen Adels.

[54] Näheres bei Janssen, Ueberblick über die niederländische Revolution 33.

[55] **H. Grotii Annales 1, 8.**

[56] **Papiers d'état de Granvelle 4, 469 sq.**

[57] und [58] Näheres bei Janssen 34. Vgl. auch die für die damaligen Sittenzustände höchst beachtenswerthen Mittheilungen in des Carthäuserpriors **Arnoldi Havensii Commentarius novorum episcopatuum (Coloniae 1609) 108 sq.**

[59] Vgl. Granvell's Brief an Hopper in der **Correspondance de Philippe II. 2, 107.**

[60] Vgl. Beckmann, Ueber die Entstehung des niederländischen Aufruhrs unter Philipp II. in dem Programm der Realschule zu Münster 1861.

[61] **Correspondance de Philippe II. 1, 445.**

[62] Auch die unbefangene protestantische Geschichtschreibung erkennt gegenwärtig die Zweckmäßigkeit der durch Philipp veranlaßten neuen kirchlichen Organisation an. Vgl. **Juste 1, 262.** Vgl. ferner Gachard's Urtheil in der **Correspondance de Philippe II. 1. XCIII.**

[63] Groen van Prinsterer in der Vorrede zu **Archives ou Correspondance inédite, l. c. 1, 200.**

[64] Vgl. Anm. 53.

[65] **Archives 1, 400.**

[66] **Archives 1, 93. 104. 119. Gachard Correspondance de Guillaume le Taciturne (Bruxelles 1847) 1, 430. Reiffenberg Correspondance de Marguerite d'Autriche avec Philippe II. (Bruxelles 1842) 260. 279.**

[67] **Correspondance de Guillaume le Taciturne 2, V.**

[68] Vgl. Raumer, Histor. Taschenbuch, Jahrg. 1836, S. 115.

[69] **Prosper Levesque Mémoires de Granvelle 1, 251.**

[70] Näheres bei M. Koch, Untersuchungen über die Empörung und den Abfall der Niederlande von Spanien (Leipzig bei Voigt und Günther 1860) 13 ff.

[71] Vgl. Janssen 192 ff.

[72] Es gehörte dieß zu den Schwächen Granvell's, vgl. Janssen 194 Anm. Aber der Cardinal bedurfte auch reicher Geldmittel, um Museen und Bibliotheken zu gründen und Künste und Wissenschaften so zu fördern, wie er sie gefördert hat. Vgl. Janssen 39 und das Urtheil von Weiß in **Papiers d'état de Granvelle 1, XXIII.**

[73] Vgl. **Van der Haer De initiis tumultuum Belg. 124.**

[74] Im J. 1563 schreibt Oranien aus Brüssel an Johann von Nassau: **„Nous avons esté issi avecque les Estas, leur faisant la meilleure chière qui nous at esté possiblé,“** wobei dann auch zugleich Sachen verhandelt

wurden: qui vaulx mieux dire de bouche que non par escrire pour les raisons que scavés". Archives 1, 187. Letztere Worte belehren uns, weßhalb sich die politischen Zwecke Oranien's aus dessen Briefen nicht enthüllen lassen. Er war viel zu vorsichtig, sie dem Papier anzuvertrauen, denn: „les lettres peuvent tomber," schreibt er, „en aultres mains qui en peuvent lors faire leur proffit." Archives 1, 400.

[75] Tomaschek 86 und Twesten 145.

[76] Hoffmeister, Nachlese 4, 242.

[77] Hoffmeister, Nachlese 4, 382.

[78] Nachdem Groen van Prinsterer alle Vorwürfe, die man dem Cardinal gemacht, als unbegründet zurückgewiesen, sagt er: le principal grief de ses antagonistes était, qu'il avait l'oeil trop ouvert sur leurs desseins. Archives 1, 191*.

[79] Papiers d'état de Granvelle 1, XX. Vgl. die in der Revue de Bruxelles, Jahrg. 1839, Märzheft, mitgetheilten Urtheile von Duvernoy und Belamy.

[80] Borgnet Philippe II. et la Belgique (Bruxelles 1850) 31 sq. — Bemerkenswerth ist, daß Giannone in seiner Istoria civile del regno di Napoli 4, 250 dem Cardinal Granvell als Vicekönig von Neapel wegen seiner weisen Gesetzgebung und musterhaften Regierung das größte Lob ertheilt, während er bekanntlich sonst immerfort Kirche und Geistlichkeit angreift.

[81] Correspondance de Philippe II. 1, CLXXXII.

[82] Relatione di Spagna di Michele Soriano in der Correspondance de Philippe II. 2, LVI.

[83] Gachard Collection de documents inédits 1, 326 sq.

[84] Correspondance de Philippe II. 1, 187. Archives 1, 61. 253. Documents inédits 1, 330.

[85] und [85a] Vgl. die Briefe Granvell's in der Correspondance de Philippe II. 1, CLXXII.

[86] Archives 1, LXXVI.

[87] Mémoires de Granvelle 2, 33. Correspondance de Philippe II. 1, 384. Archives 1, 71 sq. Vgl. das Actenstück Contre l'escript du Prince d'Orange in den Bulletins de la commission royale d'histoire (Bruxelles 1841) 4, 114.

[88] Correspondance de Philippe II. 1, 207. 240.

[89] Vgl. de Gerlache Hist. du Royaume des Pays-Bas 1, 88. Gachard Les anciennes assembleés nationales de la Belgique in der Revue de Bruxelles, Jahrg. 1839, November- und Decemberheft.

[90] Vgl. Papiers d'état de Granvelle 6, 522. Mémoires de Granvelle 2, 6. Correspondance de Philippe II. 1, 201. 203. 207. Archives 1, 203. Aus all' den betreffenden Briefen ergibt sich zugleich die Unwahrheit der gegen Granvell gerichteten Anschuldigungen.

[91] Correspondance de Philippe II. 2, 467—477.

[92] Correspondance de Philippe II. 1, 211.

[93] Bulletins de la commission royale d'histoire (Bruxelles 1841) 4, 112, wo auch Näheres über die bekannte Consulta. Vgl. Koch 51 ff.

[94] Vgl. Gachard in Assemblées nationales loc. cit. Decemberheft S. 8.

[95] Correspondance de Philippe II. 1, 193. Papiers d'état de Granvelle 6, 181.

[96] Papiers d'état de Granvelle 6, 248, wo Granvell schon im J. 1561 schreibt, daß wegen der Finanznoth „à chaque instant nous avons à craindre que la machine entière ne vienne à s'écrouler."

[97] Papiers d'état de Granvelle 6, 179. Vgl. den Brief von Montmorency in Gachard's Analectes belgiques 1, 111. Ueber die durch die Kriege vernachlässigte Rechtspflege das Memoire in Archives 1, 37.

[98] Correspondance de Philippe II. 1, 212. 268.

[99] Archives 1, 151.

[100] Im Interesse der Niederlande übertrug Granvell keinem Spanier irgend ein Amt. Archives 1, 239.

[101—104] Vgl. Granvell's Briefe in Archives 1, 151. 169. 197. Correspondance de Philippe II. 1, 201. Vgl. ferner Archives 1, 37 sq. Mémoires de Granvelle 2, 51.

[105] Archives 1, 187. Groen van Prinsterer meint, es bezögen sich die „choses qui vaulx mieux dire de bouche, que non par escrire" auf den Entschluß der Großen, sich durch eine Livrée als Partei bemerklich zu machen. Aber die Vorsicht Oranien's wäre dann gar zu unschuldig gewesen, da man sofort von diesem Entschluß Kenntniß erhielt.

[106] Vgl. Näheres bei Janssen 203.

[107] Hoffmeister, Nachlese 4, 383.

[108] Vgl. Koch 33.

[109] Näheres bei Janssen 192 Anm. 2.

[10] Archives 1, 217. Vgl. Janssen 415.

[111] Vita Viglii 45. Schiller 214 übersetzt die Worte „laetus gloriabundusque" nicht.

[111a] (Das a ist im Text abgesprungen.) Hoffmeister, Nachlese 4, 397.

[112] Vgl. Koch 20 ff.

[113] Vgl. die treffliche Analyse des Compromisses bei De Gerlache 83 sq.

[114] Wobei der Tumult oft so arg wurde, daß Todtschläge zu befürchten waren. Vgl. Van der Haer 189. 211.

[115] Im Mai 1566 schrieb er an Ludwig von Nassau: „Les affayres sont sy byen anchemyné par ycy, que l'on les doyct pousser oultre." Archives 2, 121.

[116] Correspondance de Philippe II. 1, 322.

[117] Correspondance de Philippe II. 1, 387. 393. 396.

[118] Schon im J. 1562 schrieb Granvell: „Anvers devint véritablement un receptacle de mauvais garnements." Correspondance de Philippe II. 1, 218. Vgl. den Brief Margaretha's von Parma an Philipp II. in der Corresp. de Guillaume le Taciturne 2, XXXII. Note.

[119] Nur durch vereinzelte bilderstürmende Ausbrüche war auch schon früher die fanatische Gesinnung an den Tag getreten. Corresp. de Philippe II. 1, 321. 327. 379. Ueber die durch fremde Emissäre künstlich hervorgebrachte Aufregung des Volkes vgl. die ausführliche Auseinandersetzung bei Koch 70 ff.

[120] „La pluspart armés de harquebuses, fourches, hallebardes et picques." Corresp. de Guillaume le Taciturne 2, XXXV.

[121] Archives 2, 137—139. Oranien's Wunsch, daß sein Bruder diesen wichtigen Brief verbrennen möchte, ging nicht in Erfüllung.

[122] Am 5. Juli 1566, wo Oranien den citirten Brief schrieb, kam Brederode nach Antwerpen. Groen van Prinsterer greift deßhalb fehl, wenn er aus dessen Ankunft folgern will: „que l'influence du Prince n'étoit pas toute puissante auprès des Confédérés." Archives 2, 139.

[123] Archives 2, 139. 149—150.

[124—130] Näheres bei Janssen 421 ff.

[131] Allgemeine Geschichte der Niederlande 3, 84.

[132] Bor Neederlandsche Oorlogen 1, 303 sq.

[133] Näheres bei Koch 106 ff.

[134] Archives 2, 254.

[135] Vgl. Granvell's Briefe an Philipp in der Corresp. de Philippe II. 1, 518. 534. 560. 594. 599 und 2, LI. Vgl. ferner Archives 6, 411 und Archives Supplément 43. In Bezug auf Egmont vgl. auch Granvell's Brief in Corresp. de Philippe II. 1, CLXXIV.

[136] Corresp. de Philippe II. 1, 489.

[137] Besonders in Leo's Niederländ. Geschichte.

[138] Vgl. Janssen 425.

[139] Vgl. Schiller's Brief an Körner vom 27. Juli 1788.

[140] Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe 1, 57.

[141] Eberwein, Schiller's Liebe und Verhältniß in Rudolstadt 77. Vgl. Scherr, Schiller und seine Zeit 3, 128 und 189.

II. Schiller als Professor in Jena. Herausgabe der Memoiren und Geschichte des dreißigjährigen Krieges 1789—1792.

[1] Vgl. Wieland's Anmerkung im Teutschen Merkur, Jahrg. 1788, S. 4.

[2] Vgl. A. Boden: Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands in seinen kirchlichen, politischen, literarischen und Rechtszuständen (Frankfurt 1856) 630—638, wo des Genaueren über Schiller's Berufung nach Jena die Rede, und gegen A. Stahr, Gervinus und den scandalsüchtigen Vehse gezeigt wird, daß auf Göthe dabei nicht der geringste Tadel fällt.

[3] Abgedruckt bei Palleske 2, 416—417.

[4] Schiller als Jüngling (Stendal bei Franzen und Grosse 1806) 124.

[5] Vgl. das Verzeichniß der Vorlesungen Schiller's bei Tomaschek 65 Anm. 81. Vgl. ferner Scenen und Charakterzüge aus Schiller's späterem Leben (Stendal bei Franzen und Grosse 1805) 133.

[6] Schiller's Briefwechsel mit Körner 1, 391; 2, 61.

[7] Vgl. in „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" (Stuttgart bei Cotta 1860) Schiller's Brief vom 16. März 1801.

[8] Vgl. Hoffmeister, Nachlese 4, 421—434.

[9] Schon im Herbst 1790 wurde der historische Kalender für Damen auf das Jahr 1791 von Friedrich v. Schiller, worin der erste Theil des dreißigjährigen Krieges enthalten, ausgegeben. Vgl. Schiller's Beziehungen zu seinen Eltern, Geschwistern u. s. w. (Stuttgart bei Cotta 1859) 85, 223.

[10] Schiller's Beziehungen l. c. 86.

[11] Lebenserinnerungen und Briefe von Friedrich v. Raumer (Leipzig bei Brockhaus 1861) 2, 88. Vgl. Schiller's zwei Apostrophen an die „Mitbürgerinnen" bei Hoffmeister, Nachlese 4, 471. 473.

[12] Galletti in der Fortsetzung der Algemeinen Welthistorie (Halle bei Gebauer 1791) Theil 57, III.

[13] Joh. v. Müller, von Karl L. v. Woltmann (Berlin bei Hitzig 1810), Anhang XLIII.

[14] Joh. v. Müller l. c. XLII.; vgl. LXX. und 86 ff.

[15] Vgl. (Spittler's) Recension über Schiller's Geschichte des Abfalls der Niederlande in den Göttinger Gelehrten Anzeigen, Jahrg. 1789, S. 70. Der Recensent rühmt die „unermüdete Forschung" des Dichters, und auch neuere Kritiker, z. B. Karl Grün, finden, er habe seine Quellen musterhaft benutzt. Vgl. Deutsches Museum, Jahrg. 1853, Nr. 41.

[16] Karl Hagen in der citirten Festrede auf Schiller 205 ff.

[17] Palleske 2, 143 ff.

[18] Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe in den Jahren 1794 bis 1805 (Stuttgart bei Cotta 1856), 2 Bde.

[19] Vgl. Morgenblatt, Jahrg. 1861 Nr. 37. Palleske 2, 143 ff.

[20] Vgl. Tomaschek 104—108.

[21] Vgl. Böhmer's gehaltreiche Worte in der Vorrede zum dritten Band seiner **Fontes Rerum Germanicarum.**

[22] **Leibnitii opera omnia** von **Dutens tom. 6, pars 2, 6.**

[23] Vgl. K. Biedermann: Deutschlands politische, materielle und sociale Zustände im achtzehnten Jahrhundert (Leipzig bei Weber 1854) 1, 64.

[24] Göthe's Werke 33, 107. Vgl. für das Folgende Janssen Studien über Schiller als Historiker in dem „Katholiken" (Mainz bei Kirchheim) Jahrgang 1862 Novemberheft ff.

[25] Vgl. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung 5, 331—369. Karl Grün, Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter (Leipzig bei Brockhaus 1844) 172 ff.

[26] Gervinus 5, 346 ff.

[27] Gervinus 5, 345.

[28] K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen 6, 371.

[29] Vgl. Schiller's Briefwechsel mit Körner 3, 352, und Schiller's Beziehungen zu seinen Eltern 391.

[30] Julian Schmidt, Schiller und seine Zeitgenossen 241.

[31] Julian Schmidt 240.

[31a] Wie ganz anders sprachen sich die edlen Patrioten K. Fr. v. Moser und Justus Möser aus! Vgl. die aus ihren Werken trefflich ausgewählten Stellen bei Biedermann 1, 65—67.

[32] Vgl. Warnkönig's Referat über Boutaric, La France sous Philippe-le-Bel in Sybel's Histor. Zeitschrift 8, 466, wo Dubois' deßfallsige Memoires aus den Jahren 1300 und 1308 angeführt werden.

[33] Vgl. den Brief des Peter van Hasselt vom 19. Nov. 1444 in Janssen's Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik (Frankfurt bei Hermann 1861) 5.

[34] Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 484.

[35] Vgl. Janssen: Zur Charakteristik der Resultate neuerer Forschungen über den dreißigjährigen Krieg in der Tübinger Theol. Quartalschrift, Jahrg. 1861, S. 532—568.

[36] Vgl. das Aktenstück bei Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinand's II. und seiner Eltern (Schaffhausen bei Hurter 1850—1861) 7, Urkunde CCLXXV. Vgl. 7, 409.

[37] Londorp Acta Publ. 2, 75. Vgl. Klopp, Tilly im dreißigjährigen Krieg (Stuttgart bei Cotta 1861) 1, 52.

[38] Vgl. Klopp 1, 46.

[39] Hurter 7, 355; 8, 186. 455.

[40] Vgl. die Citate bei Hurter 8, 358.

[41] Vgl. die Citate bei Hurter 9, 220.

[42] Insbesondere ergibt sich das Gesagte aus Hurter's Friedensbestrebungen Kaiser Ferdinand's II. Wien bei Braumüller 1860.

[43] Klopp 1, 33.

[44] Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit (Schaffhausen bei Hurter 1857) 266.

[45] Vgl. die Citate bei Hurter, Geschichte Ferdinand's 8, 566. 568.

[46] Nach archivalischen Quellen bei Hurter 8, 607; 9, 108. Vgl. 8, 151. Klopp 1, 92.

[47] Vgl. Janssen in dem Anmerk. 35 citirten Aufsatz 549.

[48] K. A. Menzel 4, 166.

[49] Vgl. Klopp: „Das Restitutionsedict im nordwestlichen Deutschland" in den Forschungen zur deutschen Geschichte (Göttingen bei Dietrich 1860) 1, 75—132.

[49a] Hurter: Zur Geschichte Wallenstein's 69.

[50] Klopp: Das Restitutionsedict 84.

[51] Klopp loc. cit.

[52] Vgl. die archivalischen Citate bei Hurter, Geschichte Ferdinand's II. 9, 295. 105.

[53] Vgl. die Citate bei Klopp, Tilly 1, 16.

[54] K. A. Menzel 3, 287.

[55] Vierteljahrsschrift (Stuttg. bei Cotta), Jahrg. 1862, 3. Heft 377—379.

[56] Vgl. die archivalischen Citate bei Hurter 9, 63 ff.

[57] Hurter 9, 543.

[58] Hurter bietet, scheint uns, im 9. Band seiner Gesch. Ferdinand's reichliches Material zur Begründung der Annahme, daß Max von Baiern an der Fortsetzung des Krieges große Schuld getragen.

[59] Hurter: Zur Geschichte Wallenstein's 124.

[60] Vgl. die archivalischen Citate bei Hurter, Geschichte Ferdinand's 9, 66. 155. 163. 176. 219. 224. 358. 454.

[61] Vgl. **Oeuvres de Fréderic le Grand 2, 35.**

[62] Vgl. Janssen, Frankreichs Rheingelüste 43 ff.

[63] Chemnitz: Schwedischer Krieg 127.

[64] Studien über Katholicismus u. s. w. 298.

[65] Dieses Urtheil Niebuhr's ist um so beachtenswerther, als der große Historiker sonst seiner Verehrung für Schiller warme Worte leiht. Vgl. seinen Brief an Savigny vom 19. Februar 1830 in „Lebensnachrichten über Niebuhr" 3, 252.

III. Schillers kleinere historische Abhandlungen 1789—1797.

[1] Vgl. die Citate bei Palleske 1, 14—15.

[2] Vgl. die kurze, treffliche Darlegung der angedeuteten Verhältnisse bei Döllinger, Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat 387—397, wodurch die betrübende Erscheinung erklärt wird, daß damals viele „der edelsten und begabtesten Männer der Nation" sich von den Lehren des Christenthums abwandten.

[3] Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe 1, 187.

[4] Schiller's Beziehungen zu seinen Eltern u. s. w. 396.

[5] Fried. Perthes Leben (Gotha bei Perthes 1857) 3, 302.

[6] Vgl. Daumer: Aus der Mansarde (Mainz bei Kirchheim 1860), Heft 1, 155—164. „Schiller findet in den „Göttern Griechenlands", sagt Julian Schmidt (Schiller und seine Zeitgenossen 67) den christlichen Cultus zu finster und trübselig ... Offenbar schwebt ihm hier die protestantische Kirche vor, denn auf den katholischen Cultus ... würde diese Polemik nicht passen."

[7] Ueber das Verhältniß Schiller's zu Kant vgl. das Genauere bei Tomaschek 141 ff. Twesten hat es sich in seiner früher citirten Schrift zur besondern Aufgabe gemacht, „das Verhältniß Schiller's zu Kant in allen seinen wissenschaftlichen Bestrebungen zur Anschauung zu bringen."

[8] Vgl. Kampschulte: Ueber Charakter und Entwicklung der Kreuzzüge in der Oesterreich. Vierteljahrsschrift für kathol. Theologie, Jahrg. 1863, Bd. 2, Heft 3.

[9] Niebuhr's Vorträge über alte Geschichte 1, 88.

[10] **Oeuvres de Leibnitz 5, 65.**

[11] Jul. Schmidt, Schiller und seine Zeitgenossen 224.

[12] Unmöglich können wir mit Tomaschek 125 in dieser Abhandlung „einen Aufwand von Scharfsinn" entdecken. Viel richtiger wird sie von

Julian Schmidt 230 als ein „äußerst wunderliches" Product bezeichnet. „Es klingen," sagt Schmidt, „zwar einzelne Worte der Bibel heraus, aber im Uebrigen überläßt sich der Dichter ganz frei seiner Phantasie." Eine treffliche Abhandlung über Schiller's kleinere historische Aufsätze findet sich im Aprilheft des 8. Bandes des „Katholiken". Wir haben diese Abhandlung mehrfach benutzt.

[13] Hoffmeister, Nachlese 4, 438.

[14] Palleske 2, 142.

[15] Vgl. Clemens Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft (Gotha bei Perthes 1862) 1, 359 ff. Der liberalisirende Coadjutor erscheint, unserer Auffassung nach, in diesem Werke in einem wenig günstigen Lichte, und sein Bruder, der Canonikus Dalberg, tritt noch viel unvortheilhafter auf in Düntzer's Buch über Herder's Reise nach Italien. Dieser Canonikus war einer jener adelichen Pfründenverzehrer, die, von wenig erbaulichem Lebenswandel, ihre Stellen nur als Synekuren betrachteten, und die die Kirche, Gottlob, zugleich mit den Pfründen verloren hat.

[16] Näheres bei Perthes l. c.

[17] Vgl. Schiller's Brief vom 27. Nov. 1788 in Schiller und Lotte (Stuttgart bei Cotta 1856) 143.

[18] Vgl. Schiller's Leben von C. v. Wolzogen 2, 109. Hoffmeister, Schiller's Leben 2, 343.

[19] Tomaschek 99 ff., wo auch Näheres über die von Schiller zu der Arbeit benutzten Quellen.

[20] Briefwechsel zwischen Schiller und Wilh. v. Humboldt (Stuttgart bei Cotta 1830) 287.

[21] Tomaschek 98.

[22] Vgl. Daumer's Abhandlung: „Schiller und sein Verhältniß zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart" in dessen oben citirter Zeitschrift: Aus der Mansarde. 6. Heft.

[23] Hennes, Andenken an Barthol. Fischenich u. s. w. (Stuttgart bei Cotta 1841) 30.

[24] Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe 1, 291.

[25] Näheres bei R. Binder, Schiller im Verhältniß zum Christenthum, Stuttgart bei Metzler 1839.